

GEORG LANGENHORST



Mord im
Priesterseminar

Toter
REGENS
Guter
REGENS

echter

01/8 180815

Georg Langenhorst

Toter Regens – guter Regens
Mord im Priesterseminar

Kriminalroman

UB Augsburg



08800043882588

Georg Langenhorst

Toter Regens – guter Regens

Mord im Priesterseminar

Kriminalroman

echter

März 2017

*Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
wären reiner Zufall und sind auf keinen Fall intendiert.
Auch unmittelbare Bezüge zu real existierenden Institutio-
nen oder Orten entbehren jeglicher Absicht.*



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2017

© 2017 Echter Verlag GmbH, Würzburg
www.echter.de

Umschlag: wunderlichundweigand
Coverfoto: © Studio Annika/iStock.com
Satz: Hain-Team (www.hain-team.de)
Druck und Bindung: CPI-books – Clausen & Bosse, Leck

ISBN
978-3-429-04370-4
978-3-429-04926-3 (PDF)
978-3-429-06346-7 (ePub)

K-1809240

Folgende Personen treten auf

Maximilian Arenhövel, Subregens des Priesterseminars der
Diözese Friedensburg

Dr. Elmar Maria Brandtstätter, Professor für Pastoraltheo-
logie an der Katholisch-Theologischen Fakultät Friedens-
berg

Dr. Franz Joseph Breskamp, Prälat und Domkapitular in
Friedensburg

Georg Brunnhuber, ehemaliger Priesteramtskandidat, jetzt
Anlageberater

Matthias Conrady, Krankenpfleger

Günther Dietz, Spiritual des Priesterseminars der Diözese
Friedensburg

Julian Eggenstein, Priesterseminarist, Senior

Dr. Norbert Görtler, Regens des Priesterseminars der Diö-
zese Friedensburg

Wolfgang Hellmich, Priesterseminarist

Silvia Hoberg, Dekanatssekretärin an der Katholisch-Theo-
logischen Fakultät Friedensburg

Maria Hübner, Witwe

Bernd Kellert, Kriminalhauptkommissar

Beate Kellert, Steuerfachfrau

Schwester *Luitgard*, Oberschwester der Franziskanerinnen
am Priesterseminar

Dr. *Joseph Alois Niedermayer*, Prälat, ehemaliger Caritas-
Direktor von Friedensberg

Gregor von Niedermayer-Hochstein, Baron

Verena Obmöller, Studienreferendarin für das Lehramt an
Gymnasien

Dieter Prachtel, Priesterseminarist

Marcus Rühle, Repetent im Priesterseminar der Diözese
Friedensberg

Hubertus Stockhausen, ehemaliger Pfarrer, jetzt Hausmeis-
ter in einem Benediktinerinnenkloster

Dominik Thiele, Kriminalhauptmann

Lena Winter-Drexler, Kommissariats-Sekretärin

und viele mehr

Vorspiel – Endspiel

„Muss ich das wirklich?“, fragte sich Regens Dr. Norbert Görtler ein letztes Mal. Einige Minuten hatte er am Schreibtisch seines Dienstzimmers gesessen, nachgedacht, wieder und wieder die vor ihm liegenden Unterlagen und Papiere betrachtet, umgeblättert, zurückgelegt. Wie immer war er tadellos gekleidet: im schwarzen Anzug und mit – von den das Haus versorgenden Ordensschwestern – gut gebügelter weißem Hemd.

Seine mittelgroße, hagere, asketisch wirkende Gestalt, sein millimeterkurz geschnittener, dunkel schimmernder Haarkranz um eine frühe Dreiviertelglatze, seine strengen, kaum das Lächeln gewohnten Gesichtszüge ließen auf einen Mann schließen, der sein Leben vor allem als Pflicht ansah.

Nun stand er auf und ging wie ziellos durch den viel zu großen, hallenartigen Raum, der trotz aller erkennbaren Mühen nicht heimelig wirkte. Die gründerzeitlichen Repräsentationsräume des Priesterseminars von Friedensberg waren viel zu hoch. Jetzt, spätabends Anfang Oktober, konnte man die mit Stuckornamenten verzierte, weiß getünchte Raumdecke kaum noch erkennen. Die mit Aktenordnern und Büchern dicht gefüllten Regale ließen eher an eine Bibliothek denken als an einen Raum, in dem nicht nur typische Büroarbeiten zu erledigen waren, sondern wo vielmehr auch sehr persönliche, mitunter heikle, manchmal lebensentscheidende Gespräche geführt werden mussten.

Mit der rechten Hand lockerte Görtler den Kollar, den eng anliegenden weißen Priesterkragen. Dann griff er zur Stirn, massierte sie, den Daumen rechts, die vier Finger links der Schläfe. Quer über die linke Hand schlängelte sich eine deutlich erkennbare, aber längst verheilte rötlich glänzende Narbe. Mit dieser Hand stützte er sich auf dem braungrauen Sofa der Sitzgruppe ab, die sich auf dem schon ziemlich abgetretenen Teppichquadrat am anderen Ende des Raumes gruppierte. Göttler drehte sich zur Seite und blickte auf das übermannshohe Kreuz, das an der Seitenwand hing, hoch über einem grünblau beleuchteten Aquarium, in dem lautlos mehr als ein Dutzend kleine, bunt glitzernde Fische hin und her schwammen.

Die Lüftungsanlage des Aquariums speiste winzige, kaum hörbare Blubbergeräusche in den hallenartigen Raum, ansonsten war es still. Ab und zu hörte man eines der seltenen Fahrzeuge, die draußen durch die enge Von-Balthasar-Straße fuhren, aber die doppelte Wärme-Isolierung der Fenster ließ auch hier nur eine Ahnung von Geräusch zu. Vier Kerzen brannten – eine auf dem Schreibtisch, eine auf dem Tisch der Sitzgruppe, zwei weitere auf zwei großen, im Raum verteilten holzgedrechselten Ständern. Die Schreibtischlampe war eingeschaltet, dazu eine heruntergedimmte Stehleuchte bei der Sitzgruppe.

„Muss ich?“, flüsterte Görtler, die Augen auf das Kreuz, auf den Kruzifixus gerichtet. Vier Sekunden vergingen, sechs, neun. Dann schnaufte er einmal tief durch, sein Gesicht nahm einen entschlossenen Ausdruck an. Mit kraftvollen Schritten ging er zum Schreibtisch und setzte sich auf den wegen seiner Rückenprobleme eigens für ihn angefertigten orthopädischen Rollstuhl. „Also gut!“, dachte er. „Ich fürchte, es geht nicht anders. Leider!“

Er nahm das Schnurlostelefon von der Basisstation, überlegte kurz, tippte dann eine Zahlenkombination ein und wartete. Gespannt, konzentriert blickte er auf das Gerät in seiner Hand. „Nicht da?“, fragte er sich kurz. „Oder hast du erkannt, wer dich sprechen will, und keine Lust abzunehmen?“ Da aber meldete sich eine Stimme am anderen Ende, die des erwarteten Gesprächspartners. „Ich muss Sie sprechen“, forderte Görtler mit sicherer und weisungsgewohnter Stimme, „jetzt!“

Er lauschte kurz in das Gerät, unterbrach jedoch den Wortfluss seines Gegenübers mit einem schneidenden „Nein, das kann nicht bis morgen warten! Ich habe schon viel zu lange tatenlos zugeschaut. Nein, ich werde das nicht mehr hinnehmen! Wir müssen die Angelegenheit nun endlich klären. Definitiv.“ Wieder hörte er auf die Worte seines Gegenübers. Dessen Protest war kleinlauter dieses Mal, so viel war zu ahnen.

„Ja, ich bin in meinem Büro. Den ganzen Abend. Sie können kommen, ich bin da.“ Mit einem Seufzen legte er das Handgerät zurück auf die Station, atmete einmal kräftig durch, lehnte sich zurück und streckte die Arme nach oben. „Gut, dann muss es eben sein“, ging es ihm durch den Kopf.

Dass er mit diesem Telefonanruf sein eigenes Todesurteil ausgesprochen hatte, konnte Dr. Norbert Görtler, Spross einer alteingesessenen Friedensberger Großfamilie, die viele Priester hervorgebracht hatte, nicht ahnen. Auch in seinen unheilvollsten Alpträumen hätte er zwar vieles für möglich gehalten, das jedoch nicht. Nur noch ein einziger Mensch würde je wieder mit ihm, dem zweiundvierzigjährigen Regens des Priesterseminars von Friedensberg, ein Wort wechseln: sein Mörder.



Kriminalhauptkommissar Bernd Kellert glaubte sich verhöhrt zu haben. Er fragte nach: „Was? Wohin soll ich?“ „Stimmt schon, Chef“, gab die Kommissariats-Sekretärin Lena Winter-Drexler zurück, „Sie haben schon richtig verstanden: in das Priesterseminar, Von-Balthasar-Straße 4. Da gab es einen Mord!“ Kellert, achtundvierzig Jahre alt, immer noch sportlich, schlank, etwas über einsachtzig groß, wusste, dass die Sekretärin keine Witze machte. Dafür war sie schon viel zu lange im Betrieb tätig; dafür kannten sie sich nach fast fünfzehnjähriger Zusammenarbeit zu gut. Trotzdem blickte er sie nun ungläubig an: „Das kann doch nicht sein! Ein Mord im Priesterseminar!“ „Ist aber so, Chef! Los ... und nehmen Sie Thiele mit!“

Kellerts Verblüffung dauerte nur kurz. Mit raschen Schritten eilte er in das Doppelbüro, das er sich seit drei Jahren mit seinem Assistenten, Kriminalhauptmann Dominik Thiele, teilte. „Auf, Dominik, Einsatz!“, rief er dem an seinem Schreibtisch sitzenden Kollegen zu, der mit konzentrierter Miene auf den Computerbildschirm vor sich starrte, ohne selbst etwas zu tippen.

Kellert griff sich seine Jacke vom Garderobenhaken neben der Tür, machte kehrt und lief auch schon in Richtung Dienstparkplatz. Thiele – etwas größer als sein Chef und siebzehn Jahre jünger, auch er sportlich und durchtrainiert, auch er mit Kurzhaarfrisur, seit drei Monaten aber zudem

mit einem stets akkurat getrimmten Dreitagebart – folgte ihm, hatte ihn bald eingeholt.

Viele Worte brauchte es zwischen den beiden nicht. Sie waren inzwischen ein perfekt eingespieltes Team. Sie hatten gelernt, dienstlich zu harmonisieren, ohne privat viel miteinander zu unternehmen. Die Abstimmung passte. „Wohin?“, fragte Thiele kurz, als er sich die Schlüssel für den neuen Dienst-BMW vom Schlüsselbord nahm. „Von-Balthasar-Straße“, gab Kellert zurück. Thiele schaute kurz auf, seine Augen blickten ins Leere, dann zuckte er kaum merklich mit den Schultern: „Kenne ich nicht! Wo ist das denn?“ „Kennst du *doch*“, behauptete Kellert. „Die enge Gasse hinterm Dom, mit Kopfsteinpflaster. Da, wo es rübergeht zur Uni.“

Immer noch unsicher blickend setzte sich Thiele ans Steuer und startete den Wagen. Überlaute Radiomusik brandete auf. Mit energischem Knopfdruck sorgte Kellert für jene Stille, die er für einen Montagmorgen um kurz nach halb neun für angemessen hielt. „Und was sollen wir da?“, fragte Thiele nach, während der Wagen fast lautlos auf den doppelspurigen Humboldt-Ring einbog.

„Da gibt’s natürlich ein Tötungsdelikt. ‚Mord‘ sagt man auch dazu. Schon mal gehört?“, gab Kellert mürrisch zurück. „Mord im Priesterseminar!“ Kurz ging ein kleiner Ruck durch den Wagen, als Thiele den Fuß vom Gaspedal nahm und seinen Chef überrascht und fragend anblickte. „Mehr weiß ich auch nicht“, beantwortete der den fragenden Blick seines Mitarbeiters. „Wir werden schon sehen, was da los ist.“

Die Kollegen von der Streifenpolizei waren offensichtlich schon einige Zeit vor Ort. Die Zufahrt zum Priesterseminar von der buckligen und engen Von-Balthasar-Straße aus war bereits mit weiß-roten Absperrbändern versehen. Ein Dienst-

fahrzeug blockierte mit eingeschaltetem Blaulicht die Einfahrt. Die ganze Szenerie wurde in das beständige Wechselspiel des auf- und abblitzenden Lichtrhythmus hineingenommen und wirkte dadurch fast unreal.

„Wenigstens kein Sirenen-Signal“, dachte Kellert, der den Aufwand für übertrieben hielt. Zwei Streifenbeamte kontrollierten den Zugang. Thiele parkte den BMW auf einem für Behinderte reservierten Parkplatz rechts vor dem Tor der Einfahrt, der einzigen freien Parkmöglichkeit, die er auf die Schnelle erkennen konnte. Kellert zog die Augenbrauen hoch, sagte aber nichts.

Einer der Streifenpolizisten kam auf sie zu, grüßte und führte sie durch das hohe Tor in den erstaunlich großen Vierungshof, der ringsum von dreistöckigen Gebäuden umgeben war. Einige sahen mehrere Jahrhunderte alt aus, andere mochten um die Wende zum 20. Jahrhundert errichtet worden sein. Obwohl der Hof geräumig war, wirkte das gesamte Szenario doch eher düster. Der in die Mitte in ein kleines Rundbeet gepflanzte, vielleicht fünfzehn Meter hohe Kastanienbaum verfärbte sich bereits, hatte schon einen Teil seines gelblich braunen Blattwerks abgeworfen.

Sie wurden in eines der Gebäude geführt, das aus der letzten Bauetappe stammen musste. „Ende des 19. Jahrhunderts, tippe ich“, dachte Kellert. Hohe, saalartige Räume, Schmuckstück an den weißgetünchten, aber eher grau wirkenden Decken, schmale, tief ausgeschnittene und hoch aufragende doppelverglaste Fenster. Innen alles weiß gestrichen, funktional eingerichtet, unpersönlich. „Ein bisschen wie ein Krankenhaus“, ging es Kellert durch den Kopf, dann korrigierte er sich aber: „Oder doch eher wie ein Internat. Also: wie ich mir früher ein Internat vorgestellt habe.“

Nachdem sie mehrere hohe, hallende Gänge durchschritten hatten, kamen sie an eine Tür, wo sie ein anderer Beamter schon erwartete. Links neben der Tür war ein silbrig glänzendes Metallschild angebracht, auf dem groß das Wort „Regens“ zu lesen war, darunter viel kleiner „Dr. Norbert Görtler. Gesprächstermine jederzeit, aber bitte nur nach Absprache.“

„Regens“? Kellert runzelte die Stirn. „Was heißt denn das nun wieder genau? Bezeichnungen haben die in der Kirche, da kennt sich doch kein Mensch aus!“ Dass das Dienstzimmer jedoch zu einem Mann in leitender Stellung gehören musste, war auf den ersten Blick zu erkennen. Viel Zeit zum Nachdenken blieb Kellert aber nicht. „Beckers“, stellte sich der hier postierte Streifenbeamte kurz vor. Er ersparte sich aber weitere Worte und wies die Kriminalbeamten in den dahinterliegenden Raum. „Wir haben nichts verändert“, gab er ihnen noch mit.

„Ist die KTU schon informiert?“, fragte Kellert im Vorübergehen. „Selbstverständlich! Die wollen in etwa“ – Beckers blickte auf seine Armbanduhr – „zehn Minuten hier sein. Sie haben also noch ein bisschen Zeit, um sich in Ruhe umzuschauen.“ Kellert hielt noch einmal inne und wies mit der rechten Hand in den vor ihnen liegenden Raum. „Äh, schon identifiziert?“, fragte er.

„Ja, sicher“, gab Beckers zurück, der das wohl für selbstverständlich hielt. „Das ist der Chef hier, der Regens, dem das Zimmer gehört, also dieser ... Moment ... Görtler.“ „Sagt wer?“, mischte sich Thiele ein. „Na dieser Arenhövel, der ist hier – wie nennt der sich noch mal? – Subregens, glaube ich, also wohl der Stellvertreter. Der hat ihn doch auch gefunden und die Polizei angerufen. Der ist völlig durch den Wind. Kriegt kaum einen Ton raus. Wartet drüben in

einem anderen Raum. Kollegin Unterhöfer ist bei ihm. Wollen Sie ihn sprechen?“ „Nee, danke, jetzt nicht“, gab Kellert zurück. „Später bestimmt!“

2

Kellert und Thiele hatten sich Plastiküberzieher über die Schuhe gezogen und die Gummihandschuhe über die Hände gestreift, die ihnen der Streifenbeamte Beckers eilfertig entgegengehalten hatte. Vorsichtig betraten sie das große Dienstzimmer des Regens. ‚Kalt‘, dachte Thiele als Erstes. ‚Streng‘, überlegte Kellert. Das Grundprinzip des Raums erschloss sich auf den ersten Blick. Hier herrschte Ordnung, kalkuliert, diszipliniert und ständig überprüft. Mobiliar, Bücher, Ausstattung – all das erweckte den Anschein von Funktionalität und Effektivität. Allein das Aquarium überraschte. Keinerlei Pflanzen. Kaum Hinweise auf persönliche Gegenstände des Benutzers dieses Raums.

All diese Eindrücke schossen den beiden Kriminalbeamten in kurzen Augenblicken durch den Kopf. Ihre Aufmerksamkeit wurde sofort darauf gestoßen, was diese Ordnung durchbrach. Brutal durchbrach, radikal. Zwischen Schreibtisch und Sitzgruppe mochten vier, fünf Meter liegen. Genau hier befand sich die leicht gekrümmt daliegende männliche Leiche. Das Gesicht vornüber in Richtung Schreibtisch, die Beine zur Seite verdreht, sah der Mann in schwarzem Anzug und mit weißglänzendem Kollar auf den ersten Blick immer noch aus, als wäre er unglücklich gefallen, könnte sich aber jeden Moment wieder erheben.

Der zweite Blick ließ keinen Zweifel zu: Dieser Mann war tot. Auf dem Hinterkopf zeigte sich eine klaffende, blutver-

krustete Wunde. Um Kopf und Oberkörper des Leichnams hatte sich eine große Blutlache gebildet, die teils in den Teppich, teils in das schon etwas abgenutzte Parkett eingezogen war.

Vorsichtig bewegten sich die beiden Kriminalbeamten durch den Raum. Ihrem routinierten Blick entging fast nichts. „Alles perfekt aufgeräumt, kein Müll, kein querliegender Gegenstand, nichts“, notierte sich Kellert in sein inneres Wahrnehmungsprotokoll. „Keine auf den ersten Blick erkennbare Spur von einem Besucher in diesem Raum.“ „Tatwerkzeug?“, raunte er zu Thiele hinüber, aber der zuckte nur, die Augenbrauen hochziehend, mit den Schultern.

Auch nach längerem Suchen fand sich nichts, was als Tatwerkzeug hätte in Frage kommen können. Blutspuren zeigten sich nur rund um das Opfer. Weder in Richtung Tür noch Fensterwand ließen sich weitere Ungewöhnlichkeiten feststellen. Dass sämtliche Fenster geschlossen waren, dass die Tür nicht beschädigt war, hatten sie ganz zu Anfang sichergestellt. Der Täter – ,oder die Täterin!‘, ermahnte sich Kellert, vorschnelle Fehlschlüsse zu vermeiden – war offensichtlich ganz normal durch die Zimmertür hinein- und ebenso auch wieder hinausgelangt.

Plötzlich blieb Kellert ruckartig stehen, schnupperte. Thiele blickte ihn entgeistert an. „Was hat er denn nun schon wieder?“, dachte er. Gleichzeitig kannte er seinen Chef inzwischen gut genug, um zu ahnen, dass ihm etwas aufgefallen war.

„Riechst du nichts?“, fragte der Kriminalhauptkommissar seinen Mitarbeiter. Der versuchte nun seinerseits, irgendeine Witterung aufzunehmen, blieb dabei aber erfolglos. „Nichts Außergewöhnliches!“, gab er zurück. „Da hängt

doch eine kleine Spur von Wachs und Rauch in der Luft“, meinte Kellert und wies auf mehrere Punkte im Raum. „Und schau: Da sind mehrere große Kerzen. Die werden wohl noch vor Kurzem gebrannt haben. Wer hat die ausgemacht? Das möchte ich gern wissen!“

Thiele zuckte mit den Schultern. Er konnte beim besten Willen nichts riechen. Aber wenn sein Chef Recht hätte – ,und das hat er ja fast immer!“, gestand er sich ein –, dann war das schon eine berechtigte Frage. Aber wem könnte man sie stellen?

„So, *wir* übernehmen!“ Mit besitzergreifendem Getöse betraten drei ganz in weiße Schutzanzüge gekleidete Kollegen der kriminaltechnischen Untersuchungsabteilung den Raum und unterbrachen unsanft sämtliche Gedankengänge der dort agierenden Polizisten. „Darf ich bitten, Bernd?!“ Der Leiter des Teams, Thomas Kleinheister, komplimentierte die Kriminalbeamten fast schon gewaltsam aus dem Raum hinaus.

Ein solches Vorgehen waren diese aber genauso gewohnt wie Kleinheisters Marotte, Dominik Thiele gar nicht eigens zu beachten, geschweige denn zu erwähnen, sondern als eine Art Anhang von Bernd Kellert zu betrachten. Das ging Thiele oft so, verschaffte ihm aber Freiheiten, die er immer wieder nutzte. Anfangs hatte er sich über diese vermeintliche Geringschätzung geärgert, inzwischen erkannte er die Chancen des Agierens im Windschatten seines Chefs.

Kriminalhauptkommissar Kellert seinerseits kannte seinen Freund Kleinheister nun schon seit fast fünfundzwanzig Jahren und wusste, wie man seine bärbeißig-selbstbewusste Art zu nehmen hatte. Vor allem aber wusste er, dass dieser seine Arbeit äußerst penibel und zuverlässig zu erledigen pflegte. Deshalb folgten Kellert und Thiele der sanften Ge-

walt und verließen das zum Tatort gewordene Dienstzimmer des Regens. „Unbedingt die Fingerspuren checken!“, gab Kellert dem Chef der KTU noch mit auf den Weg, einen Ratsschlag, den dieser nur mit wortlosem Kopfschütteln und Verziehen des Mundes kommentierte. Als ob er das je vergessen hätte!

„Und jetzt?“, fragte Thiele, als sie sich der Überzieher entledigt hatten. „Ich werde mir jetzt erst mal gründlich die Hände waschen gehen, und dann sprechen wir mal mit diesem ... äh ... Subregens. Der hat uns sicher einiges zu erzählen. Das hier“ – Kellert wies mit dem Daumen der linken Hand über seine rechte Schulter zurück – „wird schwierig. Ich glaube nicht, dass Kleinheister und Co. uns dieses Mal wirklich weiterhelfen. Sagt mir mein Gefühl.“ Und das, so wusste Dominik Thiele nach dreijähriger Zusammenarbeit inzwischen, trog den Hauptkommissar der Mordkommission Friedensberg fast nie.

3

„Nun kommen Sie! Bitte reißen Sie sich zusammen. Sie können und müssen uns wirklich helfen!“ Bernd Kellert blickte auf den Mann hinab, der wie ein Häufchen Elend auf einem Holzstuhl saß. Zusammen mit Dominik Thiele befanden sie sich in einer Art Besprechungszimmer, drei Flure vom gleichfalls ebenerdigen Dienstzimmer des Regens entfernt. Sparsam ausgestattet – ein Tisch, vier Stühle, zwei Seitenregale, darauf eine Bibel und ein Dutzend bunt eingebundener schmaler Gedichtbände, alle von dem gleichen Autor, Andreas Knapp – war dies abgesehen von einem schlichten Holzkruzifixus ein kleiner, völlig schmuckloser Raum.



Maximilian Arenhövel, der Subregens des Priesterseminars, hatte auf ihr Eintreten zunächst fast gar nicht reagiert, sie kurz begrüßt, ansonsten aber wortlos und glasig vor sich hingeschaut, in sich gekehrt, niedergedrückt. Er mochte Mitte, vielleicht Ende dreißig sein. Sein etwas schwammiger, zur Dickleibigkeit neigender Körper schien ihm eher eine Last zu sein. Die unordentlichen, halblangen, zum Teil lockigen braunen Haare klebten an den schweißnassen Schläfen. Auch er trug einen schwarzen, wenn auch an den Seiten leicht kneifenden Anzug und einen steifen Kollar. „Offenbar eine Art Uniform hier“, dachte Thiele.

Nach zwei, drei höflichen Versuchen, Arenhövel zu befragen, war Kellert der Geduldsfaden gerissen und er hatte eine etwas schärfere Tonart eingeschlagen. Und erstaunlich: Der Angesprochene zuckte zusammen, straffte sich und blickte sein Gegenüber erstmals an. Diese Form der Ansprache konnte offensichtlich seine Apathie durchstoßen. „Gott sei Dank“, fuhr es Kellert durch den Kopf. Thiele beobachtete den Vorgang mit Interesse. „Das hätte ich mich nicht getraut“, dachte er bei sich, „wieder was gelernt!“

„Entschuldigen Sie, Sie haben ja völlig Recht!“, stammelte Arenhövel mit einer hohen, eher jugendhaften Stimme. „Aber ich bin völlig durcheinander. Der Regens – tot! Das kann doch einfach nicht wahr sein! Wer macht denn so was! Wie soll ich das den Seminaristen beibringen? Und wie dem Bischof? Und ich kann mir schon vorstellen, wie sich die Presse auf den Fall stürzen wird. Die suchen doch nur danach, uns wieder was ans Zeug zu flicken.“ Er blickte völlig verzweifelt und sichtlich überfordert auf Kellert, als erhoffte er sich von diesem wirklich Antworten auf seine Fragen und Hinweise auf Auswege aus der Situation. Thiele hatte auch er bislang völlig ignoriert.

„Bitte, Herr Arenhövel. Wir brauchen dringend einige Auskünfte von Ihnen!“, versuchte Kellert sein Gegenüber zur Konzentration zu mahnen. Er nahm einen der beiden übrigen freien Stühle, drehte ihn, setzte sich falsch herum darauf, legte die Arme über die nach vorn weisende Lehne und fuhr mit fester Stimme fort: „Wie war das also: Sie haben die Leiche, also den Regens, doch entdeckt, oder? Wann war das genau?“

Der Subregens schüttelte sich einmal, zweimal, dann aber hatte er sich gefasst. „Das war so“, begann er. „Montagmorgens treffen wir uns immer zur Wochenvorbesprechung, immer um halb acht, immer beim Regens.“ „Wir?“, unterbrach Kellert. „Wer?“ „Na, die Hausleitung“, entgegnete Arenhövel, als sei das völlig selbstverständlich, „also Regens Görtler, Spiritual Dietz und ich.“

„Entschuldigen Sie, dieser Dietz“ – unterbrach Kellert den nun sprudelnden Redefluss erneut, spürte aber gleichzeitig, dass er jetzt nicht auch noch nachfragen sollte, was das denn nun wieder sei, ein ‚Spiritual‘ – „war der auch dabei? Ist der jetzt auch im Haus?“ „Eben nicht“, entgegnete Arenhövel sofort. „Das war ja das Seltsame! Ich muss das wohl erklären. Wissen Sie: Eigentlich beginnen wir als Hausgemeinschaft die Woche immer mit der Laudes ...“

Als er sah, dass ihn Kellert fragend anblickte, fügte er hinzu: „... also einem gemeinsamen Morgengebet in der Kapelle. Nur hatten wir freies Wochenende. Also: Bevor an der Uni das Wintersemester beginnt, dürfen die Alumnen“ – dieses Mal schaute Thiele fragend, Kellert zuckte unmerklich mit den Schultern – „noch einmal nach Hause oder jemanden besuchen oder was sie sonst so wollen. Im Semester haben sie ein dichtes Programm, da ist das viel schwieriger.“

„Und?“, unterbrach Kellert ungeduldig. Arenhövel, sichtlich gestört durch diese Unterbrechung, überlegte kurz, sprach aber dann, mit jedem Satz sicherer werdend, weiter: „Und deswegen habe ich ja weder den Regens noch den Spiritual bei der Laudes angetroffen. Normalerweise frühstücken wir danach auch zusammen, bevor wir uns dann an die Dienstgeschäfte machen. Ja ...“ – er fuhr sich mit der rechten Hand über die Augen – „deshalb bin ich eben gegen halb acht direkt zum Regentenzimmer gegangen. Wie sonst in vergleichbaren Fällen auch. Die Tür war geschlossen, also habe ich geklopft. Drei Mal, glaube ich. Als ich keine Antwort bekam, dachte ich, dass ich vielleicht zu spät dran sei und die beiden anderen schon im Gespräch wären, mich möglicherweise nicht gehört hätten. Also habe ich die Klinke gedrückt und bin hineingegangen.“

„Die Tür war nicht abgeschlossen? Sind Sie da ganz sicher? Das ist wichtig!“, warf Thiele ein, der so zum ersten Mal die Rolle als reiner Beobachter aufgab. Der Subregens drehte sich ihm zu, runzelte kurz die schweißglänzende Stirn und meinte dann: „Unsinn, die ist nie abgeschlossen. Das gibt es hier bei uns nicht. Privatzimmer darf man schon mal abschließen, aber Dienstzimmer doch nicht! Nein, nein: Die war offen, so wie immer. Na ja, dann bin ich also rein. Und da lag er: zwischen Schreibtisch und Sofa. Der Kopf sah furchtbar aus. Und das viele Blut!“

„Sind Sie dann zu ihm hingegangen und haben überprüft, ob er noch lebt?“, griff nun Kellert wieder in das Gespräch ein. „Nein, das habe ich nicht. Das hätte jeder sehen können, dass der tot ist. Außerdem: Ich habe ein freiwilliges soziales Jahr gemacht als Rettungssanitäter. Glauben Sie mir: Ich kann das sofort sehen, ob einer tot ist oder noch lebt. Und hier gab es nicht den Hauch eines Zweifels. Der war tot!“

Kellert nickte ihm zu: „Und sind Sie dann noch in dem Raum herumgegangen? Haben Sie irgendetwas berührt oder mitgenommen? Oder irgendetwas Außergewöhnliches beobachtet?“ „Tse“, dachte Thiele, „Bernd: du bist nicht ganz in Form. Drei Fragen auf einmal – die stellt man nicht. Eine der ersten Lektionen in Gesprächsführung!“ Wie überhaupt: Kellert schien in der letzten Zeit bedrückt. Nicht mehr so elanvoll, nicht mehr in der Spannung, die Thiele in den ersten Jahren an seinem Chef beobachtet hatte.

Arenhövel schien sich an all dem aber nicht zu stören. „Nichts, gar nichts“, beteuerte er. „Ich bin sofort raus aus dem Raum, habe weder etwas berührt – wenn ich mich nicht täusche – noch etwas mitgenommen. Was denn auch? Und wie sollte ich irgendetwas dort beobachtet haben? Ich war – und bin – völlig durcheinander!“

„Das verstehe ich vollkommen“, erwiderte Kellert nun in ruhigerem, mäßigendem Ton. „Aber bitte versuchen Sie sich zu konzentrieren. Wie war das, als Sie den Raum betraten? War da ein Licht eingeschaltet? Brannten Kerzen?“

Arenhövel blickte den Kommissar überrascht an, runzelte die Stirn und dachte nach. „Nein, ein Licht war da nicht eingeschaltet, da bin ich sicher“, sagte er nach einiger Zeit. „Warum auch, es war ja taghell. Und Kerzen? Nein, da brannte keine Kerze. Wobei ...“ – wieder überlegte er – „Regens Görtler hat abends gern Kerzenlicht in seinem Zimmer gehabt. Vielleicht haben Sie die großen Leuchter bemerkt. Die brannten oft stundenlang. „Das beruhigt mich“, hat er immer gesagt.“

Thiele fragte nach: „Und Sie haben die sicher nicht ausgeblasen?“ Arenhövel wandte sich irritiert dem jüngeren der beiden Polizisten zu. „Nein, das habe ich doch gesagt! Da brannte keine Kerze, als ich den Raum betrat. Ganz sicher

nicht! Auch wenn ...“ – wieder versuchte er, sich genau zu erinnern – „da schon ein Kerzenduft in der Luft hing. Jetzt, wo Sie das ansprechen, fällt es mir wieder ein.“

„Seltsam! Sehr seltsam!“, überlegte Kellert. „Wer hat die denn dann gelöscht? Der Regens selbst, noch vor seinem Tod? Der Mörder? Aber was für ein Mörder löscht denn nach der Tat noch die Kerzen im Raum?“ Die drei Männer blickten sich ratlos an, jeder mit seinen Gedanken befasst.

Schließlich ergriff der Kommissar das Wort. „Eine vorerst letzte Frage habe ich aber noch: Dieser – wie hieß der gleich wieder? –“, er blickte hilfesuchend zu Thiele, der sofort „Dietz“ sagte. „Richtig, dieser Dietz, also der ...“ – „Spiritual“, ergänzte dieses Mal Arenhövel – „kam der dann noch? Ist er jetzt auch hier?“ Der Subregens zögerte mit der Antwort, blickte von Kellert zu Thiele und wieder zurück, erwiderte dann: „Keine Ahnung. Ich weiß es nicht. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Und das ist sehr ungewöhnlich. Günther ist sonst ausgesprochen zuverlässig.“

Kellert überlegte einen kurzen Moment. Dann stand er auf, legte dem Subregens die rechte Hand auf die Schulter und sagte: „Vielen Dank, Herr Arenhövel. Ich kann mir vorstellen, dass das für Sie jetzt nicht leicht ist. Aber wir brauchen wirklich so früh wie möglich genaueste Informationen. Sind eigentlich alle Bewohner des Hauses jetzt hier?“ Auch Arenhövel stand nun auf und blickte dankbar auf den Kommissar.

„Ich denke schon“, gab er zurück. „Die Alumnen sind ja jetzt aus ihrem freien Wochenende zurück. Und haben natürlich alle mitgekriegt, was hier los ist. Wahrscheinlich kochen in der Gerüchteküche wilde Spekulationen. Irgendetwas wird sich längst herumgesprochen haben. Um Gottes willen, wie soll das nur weitergehen?“

„Das zumindest kann ich Ihnen sagen“, erwiderte Kellert. „Wir rufen für“ – er blickte auf seine Armbanduhr – „elf Uhr eine Versammlung ein von allen, die hier im Haus leben oder arbeiten. Sie haben dafür doch sicherlich einen geeigneten Raum?“ Arenhövel nickte, während Kellert weiter sprach: „Keine Sorge: *Ich* führe das Wort. Halten Sie sich bitte zurück. Und du“ – hier blickte er zu Thiele, der sich ebenfalls erhoben hatte – „versuchst erst einmal rauszukriegen, wo dieser Dietz abgeblieben ist.“

4

„Erstaunlich, wie gut die KT inzwischen ist. Und wie schnell!“, dachte Kellert. Der hinzugezogene Gerichtsmediziner von der Uniklinik hatte sich rasch festgelegt: „Todeszeitpunkt gegen zehn Uhr gestern Abend, plus minus eine Stunde“, hatte er Kellert bei einer kurzen Besprechung auf den Fluren des Priesterseminars erklärt: „Der Tod wurde zu fast einhundert Prozent durch drei oder vier heftige Schläge mit einem schweren, massiven, stumpfen Gegenstand herbeigeführt. Ob aus Stein, Metall oder Glas – das kann ich jetzt noch nicht sagen. Vielleicht weiß ich morgen Genaueres.“

Was immer als Mordwaffe benutzt worden war, es war unauffindbar. Im Dienstzimmer des Regens fand sich keine Spur. Kellert hatte Thiele aufgetragen: „Schick mal eine der Schwestern dorthin, wenn der Leichnam abtransportiert worden ist. Eine, die sich in dem Dienstzimmer auskennt. Vielleicht bemerkt sie, ob etwas fehlt.“

Keine Spur von der Tatwaffe, dafür jede Menge sonstiger Spuren in dem Raum. Geradezu eine Überfülle. „Da gingen täglich viele Menschen ein und aus, das war quasi ein öffent-

licher Raum. Jeder der Bewohner dieses Hauses war da irgendwann schon einmal. Und dazu Gäste von außen. Also: Erwarte dir nicht viel von den Fingerabdrücken. Aber wir tun, was wir können“, hatte ihm Thomas Kleinheister einen schnellen ersten Zwischenbericht gegeben. „Ich war da sowieso skeptisch“, hatte Kellert gedacht, „aber jetzt bin ich gespannt auf die Versammlung der Hausbewohner.“

Punkt elf. Ein aufgeregtes Stimmengewirr drang durch die Türen des Speisesaals nach draußen auf den Flur. Subregens Maximilian Arenhövel öffnete die Tür von innen, erkannte den Kommissar und winkte ihn zu sich. „Dann hat er also doch schon einige Informationen weitergegeben. Na, nicht so schlimm. Hoffentlich!“, fuhr es Kellert durch den Sinn.

„Alle da?“, raunte er Arenhövel zu. Der nickte mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung, fügte dann aber leise hinzu: „Bis auf Spiritual Dietz natürlich. Und unser Repe- tent, Marcus Rühle, fehlt auch. Aber der kommt und geht sowieso, wann und wie er Lust hat.“ Kellert blickte ihn fragend an. „Dass erkläre ich Ihnen später“, meinte Arenhövel und wies auf die Tür vor ihnen. In der Tat, jetzt ging es um etwas anderes. Kellert zögerte kurz und betrat dann den großen Raum, der normalerweise als Speisesaal oder Versammlungsraum für größere Anlässe aller Art diente.

Sofort legte sich das Gemurmel. Gespannte, unsichere, ängstliche Augenpaare blickten ihm entgegen. Kellert hatte seine Sinne darauf trainiert, gerade größere Menschengruppen rasch zu scannen, einzuschätzen, abrufbar abzuspeichern. Vor ihm mochten um die dreißig Personen sitzen. Man hatte die Tische an der Hinterwand des geräumigen Saales zusammengerrückt, der problemlos die vierfache Menge an Menschen aufnehmen konnte. Mindestens.

Auf locker gruppierten Stühlen saßen – das war nur wenig überraschend – vor allem Männer. Vier ältere Ordensfrauen in einfach geschnittenem schwarzweißem Habit und mit einer das Haar bedeckenden Haube hielten sich rechts im Hintergrund. Bei ihnen saßen einige weitere Frauen, wahrscheinlich Hausangestellte. Drei einfach gekleidete, ebenfalls ältere Männer – ‚mindestens fünfzig Jahre alt‘ schätzte Kellert – hatten sich hinten links so zusammengehockt, dass ein Wunsch zur Abgrenzung von den restlichen Menschen im Raum deutlich wurde. ‚Arbeiter, nehme ich an‘, dachte Kellert. ‚Was weiß ich: Hausmeister, Gärtner ...‘ Zwei mit schwarzen Anzügen offiziell gekleidete Herren – beide mit dem Priesterkragen – standen in der Nähe der Ordensfrauen. Sie betrachteten ihn mit betont skeptischer Miene, bemerkte Kellert.

Im Vordergrund aber tummelten sich knapp zwanzig junge Männer. Bei genauem Hinsehen musste Kellert seine pauschale Ersteinschätzung ‚jung‘ jedoch revidieren. Einige waren jung, ja: ‚Milchbubis‘, dachte Kellert und musste innerlich grinsen. Die sahen aus, als wären sie gerade aus der Schule entlassen. Andere waren ganz eindeutig erwachsene Männer, manche vielleicht schon in den Dreißigern.

Zwei Inder und zwei Schwarzafrikaner verstärkten die Vielfalt. Alle möglichen Typen waren vertreten: dicke und dünne, große und kleine, glattrasierte und bärtige. ‚Eine eher unscheinbare, ganz normale Truppe‘, ging es Kellert durch den Sinn. Was sie verband: Sie waren unauffällig gekleidet, Jeans, Pullover, wenige mit Hemd und Sakko, die Inder und Afrikaner in Anzügen. Trotzdem: Keiner wäre auf den ersten Blick aufgefallen als ‚Priesterseminarist‘, so die offizielle Bezeichnung, die Kellert sich zuvor noch vom Subregens hatte erläutern lassen.

„Die wollen also alle Priester werden. Sich der Ehelosigkeit verpflichten. Heute in dieser Kirche! – Kaum vorstellbar! Wie fasst man einen solchen Beschluss für sein Leben? Wie sicher ist man in der Entscheidung? Und wie stellt man selbst fest, ob man für diesen Lebensweg geeignet ist? Wie stellen andere das fest; die, die für die Ausbildung verantwortlich sind?“

Lange Zeit verweilte Kellert bei diesen Gedanken nicht. Er räusperte sich kurz. Blieb dann mit in leichtem Abstand nebeneinander durchgedrückten Beinen, aufrechter Haltung und leicht vorgestrecktem Kinn vor der Menschengruppe stehen und ergriff nach einer kurzen Vorstellung durch Subregens Arenhövel das Wort: „Meine Damen“ – er nickte mit einem kurzen Lächeln den Ordensfrauen zu – „und Herren. Sie wissen, dass Ihr Regens, Dr. Norbert Görtler, heute Nacht in seinem Dienstzimmer ermordet wurde. Der Tod trat gegen zehn Uhr ein.“ Aufgeregtes Gemurmel kommentierte diese Information. „Ruhe bitte! Ich möchte Sie nur so kurz wie nötig stören. Wir haben alle genug zu tun. Es ist ganz einfach so: Wir von der Polizei brauchen Ihre Mithilfe. Also: Haben Sie irgendetwas beobachtet, was den polizeilichen Ermittlungen dienlich sein könnte?“

Er blickte auf die Menschen vor sich, die schlagartig verstummt waren. Viele Augen vermieden den Kontakt zum Kommissar, blickten auf den Boden oder zur Seite. Er wartete, schaute noch einmal ermutigend in die Runde. Keine Reaktion! „Oder vielleicht wissen Sie etwas über Motive, die zu dieser furchtbaren Tat geführt haben könnten. Bitte nehmen Sie mit mir Kontakt auf! Ich lasse meine Karte hier.“ Er drehte sich nach rechts, ging ein paar Schritte und legte mehrere Exemplare der Kärtchen mit seinen Kontaktdaten auf einen niedrigen Tisch, der neben der Haupteingangstür

stand. Dabei ließ er, den Blick zur Seite gewandt, die Gruppe nicht aus den Augen. Dann nahm er wieder seine Ausgangsposition ein.

„Ich verstehe, dass Sie jetzt, so kurz nach dieser für Sie schockierenden Nachricht, nichts sagen können. Auch dass Sie vielleicht hier in der Runde lieber schweigen. Aber bitte denken Sie daran: Wir alle haben ein gemeinsames Interesse, den Fall so bald wie möglich aufzuklären. Glauben Sie mir: Sie selbst und Ihr Haus hier werden keine Ruhe haben, bis der Täter oder die Täterin gefasst ist. Lassen Sie nichts nach außen dringen, was dort nicht hingehört. Vermeiden Sie Informationen und Hinweise an die Presse. Die wartet nur auf einen neuen Kirchenskandal, liefern Sie ihr nicht das Futter! Ich verspreche Ihnen meinerseits, so vorsichtig und diskret wie möglich zu ermitteln.“

Erneut blickte er über die Gruppe. Schwer einzuschätzen, wie seine Worte bei den Menschen vor ihm ankamen. Er musste noch einmal nachlegen: „Bitte! Bedenken Sie, es geht um Mord! Ich werde viele von Ihnen von mir aus ansprechen. Kommen Sie aber auch auf mich zu! Jeder noch so kleine Hinweis kann uns nützen. Ich muss verstehen, was den Täter angetrieben hat.“

Subregens Arenhövel blickte bestätigend nickend in die Runde. „Der Herr Kommissar hat Recht. Wir müssen die Polizei unterstützen, jeder so gut er kann“, fügte er hinzu. Kellert blickte ein letztes Mal umher, mit klarem, scharfem Blick. „Und noch etwas: Sollte sich der Täter unter Ihnen befinden ...“ – ein Sturm lauter Entrüstung übertönte die Stimme des Kommissars. Man hörte Wortfetzen wie „ungeheuerlich“, „der glaubt doch wohl nicht wirklich ...“, „hä, wie: unter uns?“. Kellert kannte solche Momente. Er konnte seiner Stimme erstaunliche Lautstärke verleihen: „He!“

Rasch wurde es wieder ruhig. „Bitte! Ich habe gesagt: *Sollte* sich der Täter unter Ihnen befinden, dann rate ich ihm dringend: Legen Sie ein Geständnis ab. Je eher, desto besser! Sie werden die Last der Tat nicht tragen können, glauben Sie mir. Das ist nicht mein erster Mordfall.“

Wieder blickte er in die Runde, die schockstarr verstummt war. Kaum einer der Anwesenden suchte seinen Blick. Einen letzten Satz hatte er sich aufgespart. Seine Stimme wurde leise und hart: „Ach ja! Und ich habe noch *jeden* meiner Mordfälle aufgeklärt. Jeden!“ Er griff zur Türklinke, öffnete die Tür, verließ den Raum. Lauschte kurz auf das Schweigen, das seinem Abgang folgte. Dann schwoll das Gemurmel wieder an, wurde laut und lauter. Zufrieden grinsend und kaum merklich nickend machte er sich auf den Weg.

5

„So, da kommt ja unser KK!“ Jovial und breit grinsend klopfte ihm Kriminalkommissar Winfried Sacherer, sein Kollege aus der Abteilung Eigentumsdelikte, auf die Schulter. Er und Kellert waren einige Zeit lang befreundet gewesen, diese Beziehung hatte sich aber in der letzten Zeit spürbar abgekühlt. Dieses war wieder einmal einer der Momente, in dem Kellert deutlich wurde, warum das so war.

„Es gibt Menschen, die einfach kein Gespür für den Abstand haben, den man hält“, dachte Kellert. „Sacherer ist ein solcher Typ. Der kommt dir körperlich einfach zu nah. Schiebt seine etwas zu lange Nase in dein Gesichtsfeld. Rückt dir so nah auf die Pelle, dass du unwillkürlich einen Schritt zurückgehst. Das merkt der aber nicht. Rückt nach. Du riechst sein etwas zu süßliches Aftershave, du witterst den

Mundgeruch, der Spuren von seiner letzten Mahlzeit in sich trägt. So dass du körperlich den Impuls spürst: Bleib mir vom Leib, Mann! Aber: keine Chance!

Kellert schüttelte sich und wich nach rechts aus. Nachmittags im Polizeipräsidium – da lief man allen möglichen Kolleginnen und Kollegen über den Weg, ob man wollte oder nicht. Auf gerade *diese* Begegnung hätte er jedoch gut und gern verzichten können. Ihm war nicht nach kollegialem Small Talk und schon gar nicht nach Scherzen zumute. Wie er überhaupt in der letzten Zeit seine privaten Kontakte deutlich reduziert hatte. Mehr und mehr hatte er sich in seine eigene Welt zurückgezogen.

Etwas gequält fragte er nun zurück: „Hm, KK?“ „Na, Kirchen-Kommissar!“, erwiderte der leicht in die Breite gegangene, etwas feist wirkende Sacherer und brach in lautes Gelächter aus. Ein Lachen auf Kosten Kellerts, das war schon deutlich. „Du hast doch damals schon den Mordfall an der Theologischen Fakultät an der Backe gehabt. Und offensichtlich hast du dich bewährt, gratuliere!“*

„Na danke“, knurrte Kellert, der sich an diesen außergewöhnlichen Fall natürlich gut erinnerte. Gut zwei Jahre war das jetzt her. Er hatte das bislang noch überhaupt nicht mit diesem Fall in Verbindung gebracht. ‚Stimmt aber schon‘, überlegte er nun, ‚da bin ich wieder in demselben Milieu gelandet. Aber ›KK‹. Der spinnt!‘ Mit einem unverständlichen Murmeln entwand er sich der Gegenwart des Kollegen, der ihm immer noch breit grinsend hinterherschautete.

„Hast du etwas über diesen Spiritual herausbekommen?“, fragte er den bereits an seinem Schreibtisch sitzenden Domi-

* Dieser Fall lässt sich nachlesen in: Toter Dekan – guter Dekan. Mord in der Theologischen Fakultät (Echter: Würzburg 2016).

nik Thiele, als er in das gemeinsame Büro trat. „Jepp“, gab der zurück. „Ich habe ihn für vier Uhr bestellt. Der meldete sich erst beim vierten Versuch auf seinem Handy. Hat was Undeutliches als Entschuldigung vor sich hin gebrabbelt, das habe ich aber nicht richtig verstanden. Na, wir werden ja hören, wo er war.“

„Danke, gut!“, gab sein Chef nickend zurück, lehnte sich nach hinten und sinnierte vor sich hin. „Tja: Mord an einem Geistlichen, der das Priesterseminar leitet. Ein Haus voller junger oder nicht mehr ganz so junger Männer, die selbst Priester werden wollen. Warum auch immer. Irgendjemand muss einen zwingenden Grund gehabt haben, ihn umzubringen. Was war das Motiv? Hass, Verzweiflung, Eifersucht, das Gefühl von Missachtung?“

Thiele blickte über die aneinandergeschobenen Schreibtische hinüber. Beide überlegten. „Ich kann mich da schwer hineindenken, Bernd“, meinte der Jüngere nach einiger Zeit. „Mit Kirche habe ich nichts am Hut, das weißt du ja. Ich bin ja quasi religionslos aufgewachsen. Du bist immerhin katholisch ...“

„Jetzt fang du nicht auch noch damit an!“, fiel ihm Kellert ins Wort. Thiele sah ihn verständnislos an. „Katholisch hin oder her, ich kenne mich in dem Laden doch auch nicht aus! Wir müssten einfach mehr darüber wissen, wie so ein Priesterseminar von innen funktioniert. Wer wofür zuständig ist. Welche Spannungen es gibt. Welche Konfliktfelder“, ergänzte der Kommissar, zuletzt wieder ganz sachlich.

„Der Täter“ – er schaute nickend zu Thiele hinüber und ergänzte – „doch, ich glaube schon, dass das ein Mann war, so wie der Mord ausgeführt wurde, und in dem ganzen Zusammenhang mit dieser seltsamen Männerwelt da ... Also:

Der Täter stammt aus dem Umfeld dort, davon bin ich überzeugt. Wie kommen wir da näher ran?“

„Meinst du, dass die überhaupt irgendetwas nach außen dringen lassen wollen? Gibt es da nicht irgend so eine Art Corps-Geist oder wie das heißt? Haben wir da überhaupt eine Chance, an die heranzukommen?“, gab Thiele zu bedenken. „Kann sein, dass du recht hast mit deinen Befürchtungen“, stimmte Kellert zu. „Oder auch nicht. Vielleicht gibt es da auch einige, die noch eine interne Rechnung begleichen wollen und gerade deshalb aus dem Mannschaftsgeist ausscheren. Werden wir ja sehen.“

Der Blick des Kommissars verlor sich in den Luftschichten unter der Zimmerdecke. Nachdenklich blickte Thiele seinen Chef an. Irgendetwas stimmte mit Kellert in der letzten Zeit nicht. Doch, er konzentrierte sich auf jeden neuen Fall wie auf alle Fälle zuvor. Aber ihm fehlte ... ja was? Die Leichtigkeit? Die Freude an der Arbeit? „Ich muss ein bisschen auf ihn aufpassen“, gab sich der Jüngere mit auf den Weg. Wohl wissend, dass der Ältere diesen Gedanken empörend fände.

6

Günther Dietz, Spiritual des Priesterseminars der Diözese Friedensberg, fühlte sich sichtlich unwohl, er rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und spielte fahrig mit einem Kugelschreiber. „Das müssen Sie verstehen, Herr Kommissar“, hatte er gleich nach der Begrüßung gesagt. „Ich war noch nie bei der Polizei. Noch nie! Und ganz ehrlich: Ich hätte auch jetzt nur zu gern darauf verzichtet.“

Dietz war Ende fünfzig, vielleicht aber auch schon Anfang sechzig: braun gebrannt, kraftvoll und – Beate, Kellerts Frau,

hätte gesagt – ‚gut aussehend‘. Er hatte volles, kurzgeschnittenes, offenbar immer noch natürlich dunkelbraunes Haupthaar und einen gut gepflegten dünnen Oberlippenbart. Einen Kollar trug er nicht. Stattdessen eine modische, perfekt gebundene Krawatte sowie Hemd und Sakko, beides gewiss nicht von der Stange gekauft. ‚Ein Typ, bei dem ich nie denken würde, dass er Priester sein könnte‘, dachte Kellert. ‚Eher Versicherungsmakler. Oder Therapeut. Und irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich den kenne. Das Gesicht kommt mir bekannt vor. Aber woher? Keine Ahnung!‘

„Was macht denn eigentlich ein Spiritual?“, wollte Kellert wissen. „Ach Gott, tja: Was mache ich?“, besann sich Dietz, wurde aber sofort ruhiger und konzentrierter. „Wissen Sie, ich war lange Jahre ganz normaler Gemeindepfarrer. Nicht in Friedensberg, sondern drüben in Mönchshofen. Da war ich gern. Das war auch nicht leicht, das können Sie mir glauben, aber ich hatte immer das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun. Und konnte spüren, dass meine Arbeit Früchte trug bei den mir anvertrauten Menschen.“

Sein Tonfall änderte sich. „Dann fragte mich der Bischof, ob ich bereit sei, das Amt des Spirituals zu übernehmen. Vor vier, nein jetzt schon viereinhalb Jahren war das. Das konnte ich ihm nicht ausschlagen. Dachte ja auch, das sei ganz interessant. Ist es ja auch, ist es ja auch.“ Er blickte eine Weile vor sich hin. Kellert ließ ihn gewähren, weil er wusste, dass hier jemand dabei war zu erzählen. Das brauchte seine Zeit. Thiele trommelte ungeduldig, aber fast lautlos mit den Fingern der rechten Hand auf der Schreibtischplatte.

„Tja: Was mache ich da?“, setzte Spiritual Dietz wieder ein. „Ich bin zuständig für die spirituelle Ausbildung der Alumnen, so nennen wir die Priesterseminaristen. Versuche sie zu beraten im Blick auf ihre Entscheidung, Priester zu

werden. Stehe als Zuhörer und Beichtvater zur Verfügung. Oder vermittele andere Beichtväter, wenn ein Alumne das will. Versuche ihnen eine Gebetspraxis zu zeigen, die sie durch das Leben trägt. Manche suchen Angebote für Meditationsformen. Gut, dann helfe ich ihnen auch dabei. Gestalte mit ihnen Gebetsstunden und Gottesdienste. Organisiere Exerzitien, also geistliche Tage des Rückzugs und der inneren Einkehr. So ungefähr sieht das aus.“

Dietz lehnte sich zurück, war offensichtlich mit seiner Beschreibung der eigenen Tätigkeit nicht unzufrieden. Kellert fragte nach: „Aber – wenn ich Sie richtig verstanden habe – Sie trauern irgendwie Ihrer alten Tätigkeit doch noch nach, oder?“

„Ja, haben Sie den Eindruck?“, gab Dietz zurück. „Mag sein. Die Zeiten haben sich geändert. Für uns Jungspunde im Priesterseminar damals war der Spiritual eine Autorität, unantastbar, hoch verehrt. Heute begegnen mir viele der Alumnen eher indifferent, manche sogar feindlich. Als wollte ich denen etwas aufzwingen, was sie gar nicht wollen. Als würde ich sie kontrollieren, wo es mir doch nur um Hilfsangebote geht. Nicht alle sind so, aber eben immer mehr. Das macht die Arbeit schwierig und mühsam. Man bekommt nur wenige ermutigende Rückmeldungen.“

Wieder dachte er einige Zeit nach. „Wir früher, wir haben uns als Gruppe verstanden, als Jahrgang, auf den wir stolz waren. Ich treffe mich noch heute mit den Mitbrüdern, mit denen ich zusammen zum Priester geweiht wurde. Wir sind schon sehr verschieden, klar. Aber ‚Weihejahrgang 1987, Bistum Friedensberg‘, auf dieses – wie sagt man das heute? – ‚Label‘ sind wir stolz. Heute dagegen“, er suchte ganz offensichtlich nach einer geeigneten Formulierung, „heute gibt es keine Gruppen mehr, sondern nur noch Individualisten. Jeder

sein eigener Einzelfall. Jeder ganz speziell. Das macht unsere Arbeit schwer.“

„Hmm, danke für die Einschätzung! Nun aber etwas ganz anderes“, sagte Kellert nach einer kurzen Gesprächspause. „Wo waren Sie denn nun gestern Abend und heute Morgen? Man hat Sie im Priesterseminar ja bereits vermisst!“ „Wie, vermisst?“, verständnislos schüttelte Spiritual Dietz den Kopf. „Ich war drüben in Mönchshofen. Da arbeite ich ja immer noch gelegentlich als Aushilfe mit, wenn ein Priester benötigt wird. Ich habe da im Pfarrhof auch immer noch eine kleine Wohnung, wo ich zur Not übernachten kann. Die nutze ich aber nur selten.“

„Und kann jemand bezeugen, dass Sie dort auch spät-abends noch waren, sagen wir mal gegen zweiundzwanzig Uhr?“ „Ist das die Tatzeit? Wurde Norbert, also Regens Görtler, da umgebracht?“ Kellert notierte sich die verwendete Anrede mit Vornamen und nickte seinem Gegenüber bestätigend zu. Der fuhr fort: „Natürlich war ich da zu Hause, also eben in meiner kleinen Zweitwohnung. Aber ob das jemand bezeugen kann? Sehen Sie: Wieder mal so ein Nachteil des Zölibats. Da war ich allein in der Wohnung. Natürlich allein! Ob mich da jemand gesehen hat – keine Ahnung.“

„Aber wieso waren Sie überhaupt noch dort? Sie hatten doch am nächsten Morgen hier in Friedensberg einen Termin mit Ihren Kollegen“, warf Thiele ein, der den Eindruck hatte, dass Kellert dieser Gedanke entgangen war. – „Ich hatte dort heute Morgen ein unverschiebbares Trauergespräch. Der Sohn einer Familie, die ich seit zwanzig, ach was: dreißig Jahren kenne, ist an Krebs gestorben. Furchtbar. Der Tod hält sich nicht an Terminkalender. Das ging einfach vor.“

Er atmete durch die Nase hörbar aus und blickte von Thiele zu Kellert in der Hoffnung, dass nun alles gesagt war.

Er wollte dieses Zimmer wieder verlassen, je eher, desto besser. Aber Kellert hatte noch weitere Fragen: „Gut, all das lässt sich natürlich überprüfen“, hierbei nickte er vielsagend zu Thiele hinüber. „Aber warum haben Sie denn nicht im Priesterseminar Bescheid gegeben, wo Sie sind? Subregens Arenhövel hatte keine Ahnung, wie er Sie erreichen sollte.“

„Ach, der Maxi“, murmelte Dietz vor sich hin, leicht abwertend, ein bisschen resigniert grinsend, wie es Kellert schien. Der Spiritual aber fuhr fort: „Ich weiß nicht, wie es Ihnen damit geht, meine Herren. Aber ich bin ein Handy-Hasser. Ich mag die Dinger einfach nicht. Natürlich habe ich heute Morgen mehrere Male versucht, Regens Görtler zu erreichen. Da ging aber nie einer ran. Konnte ja auch keiner ... Na ja, und zu einem Trauergespräch nehme ich grundsätzlich kein Handy mit. Prinzipiell. Wirklich nicht. Erst als ich mich dann wieder auf den Weg nach Friedensberg machte, hab ich es eingeschaltet und dann ja auch Ihren Anruf“ – hier blickte er zu Thiele – „sofort abgehört und beantwortet.“

Kellert überlegte kurz, stand dann auf und blickte den Gesprächspartner noch einmal aufmerksam an – „Doch, ich habe den schon mal irgendwo gesehen“, ging es ihm durch den Kopf, „aber wo?“ Normalerweise hatte er ein sehr gutes Erinnerungsvermögen für Gesichter und Namen, auf das er stolz war. Hier aber fiel ihm nichts ein. Er reichte dem Spiritual die Hand und verabschiedete ihn. „Vielen Dank, dass Sie sofort bei uns vorbeigeschaut haben. Wir werden uns in den nächsten Tagen sicherlich noch das ein oder andere Mal begegnen.“

„Du, Chef“, meinte Thiele, bevor sie sich auf den Weg in den Feierabend begaben. „Ich kann ja mal die Verena fragen, ob die uns etwas mehr über so ein Priesterseminar erzählen

kann.“ „Mach das, es kann ja nicht schaden“, ermunterte ihn Kellert. „Aber ob die sich da auskennt, so als Frau?“

7

„Ena?“, rief Dominik Thiele fragend in die gemeinsame Mietwohnung, kaum dass er die Tür geschlossen hatte. „Bist du da?“ Seit mehr als einem Jahr wohnte er nun zusammen mit Verena Obmöller im dritten Stock dieses Neubaus in den Außenvierteln von Friedensberg. Sie hatten sich just bei jenem Mordfall kennengelernt, der ihn mit seinem Chef an die hiesige Theologische Fakultät geführt hatte. Damals war sie noch eine der dortigen Studentinnen gewesen. Inzwischen mühte sie sich durch die zweijährige Ausbildungszeit des schulischen Referendariats.

Sie hatte lange überlegt, ob sie das Angebot annehmen sollte, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen und eine Doktorarbeit anzufertigen. Am Ende hatte sie sich dazu entschieden, zunächst die Ausbildung zur Gymnasiallehrerin abzuschließen. „Danach schauen wir weiter. Mal sehen, was dann kommt. Das Referendariat ist irgendwie der logische Abschluss meines Lehramtsstudiums, das will ich auf alle Fälle noch machen“, hatte sie damals beschlossen.

Inzwischen war sie sich nicht mehr ganz so sicher, ob das wirklich die richtige Entscheidung gewesen war. Sie hatte zwar das Glück gehabt, am selben Ort wohnen zu bleiben, weil Friedensberg Sitz eines Ausbildungsseminars für Referendare des Lehramtes an Gymnasien war. Andere ihrer Mitstudentinnen oder Mitstudenten wurden trotzdem in Städte geschickt, die mehrere Stunden weit entfernt waren. Obwohl auch sie liebend gern in Friedensberg geblieben wä-

ren. Wie diese Verteilung zustande kam, war völlig intransparent. Das wusste anscheinend niemand.

Sie war „am KaRaGe“ gelandet, wie sie Dominik Thiele am Tag der Mitteilung der Einsatzschule stolz mitgeteilt hatte. Der hatte sie nur fragend angeblickt. „Na, das KaRaGe eben, das Karl-Rahner-Gymnasium Friedensberg. Das ‚Domgymnasium‘, sagen viele einfach. Altsprachliches Gymnasium. Wirklich gute Schule, irgendwie von der Kirche organisiert und trotzdem staatlich. Die beste Adresse weit und breit. Die versuchen wirklich Schule sinnvoll zu gestalten, sagt man. Ich freue mich darauf!“

„Und wer war das, dieser Karl ...“, hatte Dominik Thiele gefragt, froh über ihren Enthusiasmus. „Rahner! Karl Rahner? Kennst du den etwa nicht?“, hatte sie entrüstet zurückgefragt, aber dann doch erklärend angefügt: „Der wohl wichtigste katholische Theologe des 20. Jahrhunderts!“ Er aber hatte nur das Gesicht verzogen und unwissend mit den Achseln gezuckt.

Trotz der für sie glücklichen und kaum erhofften Ortszuweisung blieb ihre Zwischenbilanz nach über der Hälfte der abgeleisteten Zeit gespalten: „Das KaRaGe ist wirklich gut. Und auch die Schüler sind okay, das passt schon. Das Unterrichten macht mir Spaß, das wusste ich ja. Aber diese ganzen formalen Anforderungen im Ref! Was man da alles machen soll! Vieles hat null Komma nix mit der Praxis zu tun. Puhh ...“, so hatte sie sich schon nach wenigen Wochen gegenüber Dominik Thiele beschwert.

Der hatte sich das alles angehört, ohne ihr wirklich helfen oder ihr etwas raten zu können. Einerseits hatte er das in seiner eigenen Ausbildung, in seinem Fall zum Kriminalkommissar, ganz ähnlich erlebt. Später aber durchaus entdeckt, dass er dann doch viel mehr für seine Berufsausübung

gebrauchen konnte, als ihm damals bewusst gewesen war. Andererseits war Schule genauso wenig seine Welt wie Kirche. Überhaupt: Dass aus der damaligen Verliebtheit zweier ziemlich unterschiedlicher Menschen eine feste Beziehung geworden war, hatte fast alle ihre Freunde und Bekannten überrascht. Auf beiden Seiten. Aber irgendwie passten sie einfach zueinander. Dachte Verena.

Dass Verena Obmöller dann mit ihrem Freund zusammengezogen war, hatte nur noch wenige verwundert. „Ja aber: Darfst du das denn als angehende Religionslehrerin?“, hatte ihre Mutter besorgt gefragt. Doch Verena hatte nur gelacht und geantwortet: „Hey, wir leben nicht hinter dem Mond, sondern im 21. Jahrhundert. Das hat die Kirche auch gemerkt. Die Zuständigen im bischöflichen Schulamt wissen sehr wohl, wie die Welt heute tickt. Und wir haben ja auch vor, irgendwann mal zu heiraten. Wenn nichts dazwischenkommt. Also keine Sorge!“

Nun rief sie aus dem Arbeitszimmer: „Ja, ich bin da!“ Thiele streifte die Schuhe ab, öffnete einen weiteren Knopf seines Hemdes und ging hinüber: „Hi, Ena!“, sagte er mit einer ganz anderen Stimme als jener, die er sonst im Dienst gebrauchte: weicher, wärmer, höher. Er beugte sich zu ihr herunter und gab ihr einen langen Kuss. „Ich muss noch einen Stundenentwurf für morgen fertigmachen“, seufzte sie, „bin aber fast fertig. Spaghetti und Soße sind vorbereitet. Kann du sie bitte aufwärmen?“

Eine halbe Stunde später saßen die beiden an ihrem kleinen Esstisch in der dafür vorgesehenen Ecke des Wohnzimmers. Jeder hatte ein Glas Mineralwasser vor sich, und nun aßen sie langsam und genüsslich ihre Nudeln. Dass Dominik Thiele den Rest der Kochvorbereitungen getroffen und den Tisch gedeckt hatte, war normal. Denn dass er sich bei Ve-

rena nicht als Pascha und klassischer Ich-tu-zu Hause-nichts-Mann aufspielen konnte, war ihm von Anfang an klar gewesen. Verena strich sich die langen schwarzen Haare aus dem Gesicht. Aufmerksam hörte sie zu, was Dominik von seinem Arbeitstag und dem Mord im Priesterseminar erzählte. Ob er das alles so erzählen durfte? ‚Ich will ja schließlich auch etwas von ihr wissen‘, rechtfertigte er sein Vorgehen vor sich selbst.

„Den Görtler? Ja, klar kannte ich den!“, hatte sie ausgerufen, als er erwähnt hatte, wer das Opfer des aktuell von ihm bearbeiteten Mordfalls war. „Nicht gut natürlich, das Priesterseminar ist irgendwie eine Welt für sich. Wir Frauen sind dort als Gäste zwar willkommen, aber eigentlich haben wir da nichts zu suchen. So habe ich das zumindest immer empfunden. Ab und zu gab es da gemeinsame Gottesdienste in der Kapelle, da waren immer auch die Laintheologen, also die Nicht-Priester, mit eingeladen. Und da wir Studentinnen natürlich dazugehörten, waren wir eben auch mit dabei. Die, die wollten.“

„Was war er denn für ein Typ, dieser Görtler?“, wollte Dominik Thiele wissen. „Das kann ich natürlich nicht genau sagen. Ich möchte keinen Menschen so mir nichts, dir nichts beurteilen. Ich habe mit dem nie auch nur ein persönliches Wort gewechselt. Aus der Distanz kam er mir, wie soll ich sagen: ‚kalt‘ wäre falsch – sagen wir mal ‚kühl‘ vor. Immer ein bisschen offiziell. Immer irgendwie ‚Amt‘. Man kam an den nicht so richtig heran. Ich wurde aus dem auch nicht klug. Keine Ahnung, was der wirklich gedacht hat. Professionell höflich war der, klar. Seine Predigten waren gut, nachvollziehbar strukturiert, gingen auch hinein in das Leben heute. Aber ... ihm ging etwas Entscheidendes ab: Wärme, die Stiftung von Nähe, die Vermittlung des Gefühls,

dass er wirklich an dir als Mensch, als Person interessiert wäre ...“

Sie räumten gemeinsam das Geschirr in die Spüle. Dann setzten sie sich in die Sofaecke am breiten Aussichtsfenster. Der Blick ging weit über die niedrigeren Häuser der Wohnsiedlung, über den Fluss, dann bis zu den sanften Hügeln auf der anderen Seite des geschwungenen Talkessels, in dem Friedensberg lag. Die Laubwälder auf den Hügeln glänzten noch in Mattgrün, in das sich inzwischen aber bereits merklich das helle Gelb des Herbstes, ab und zu auch ein Orangeton oder sogar ein dunkles Rotbraun mischten. Verena Obmöller hatte ihre Füße auf dem Sofa ausgestreckt, ihr Kopf ruhte auf dem Schoß ihres Freundes. Sie nahmen den zuvor verlassenen Gesprächsfaden wieder auf. Ab und zu griff sie zu ihrem Glas Mineralwasser, er hatte sich inzwischen aus dem Kühlschrank ein Bier geholt.

„Regens, der Regierende“, erklärte Verena gerade, „das ist eben die alte Bezeichnung für den Chef des Priesterseminars. Und wie die Kirche nun einmal so ist, solche alten Begriffe werden natürlich gepflegt. Klingt aber doch auch irgendwie toll, oder? Na, und der Subregens ist halt sein Stellvertreter, der zweite Mann im Betrieb. Wie die sich die konkrete Arbeit aufteilen, das bleibt ihnen – glaube ich – selbst überlassen. Oft wird der Subregens dann der Nachfolger des aktuellen Regens, wenn der irgendeine andere Position übernimmt.“

Sie zögerte kurz. „Da fällt mir ein, dass ich mal gehört habe, dass Regens Görtler demnächst zum Weihbischof ernannt werden sollte. Da hätte dann also das ein oder andere Ämtchen und Pöstchen neu besetzt werden müssen.“ „Und das ist natürlich immer wieder ein Anlass, wo sich manche übergangen fühlen“, fiel Dominik Thiele ein. „Gekränkte

Eitelkeit und das Gefühl, zu kurz zu kommen – ein klassisches Gärbecken für Aggression bis hin zur Mordlust. So hat das einmal ein Ausbilder genannt, erinnerte er sich.

„Und den Subregens, kennst du den auch?“, fragte er nach. – „Arenhövel? Über den weiß ich fast gar nichts. Der hält sich im Hintergrund. Von dem kannst du dir ja einen eigenen Eindruck verschaffen. Der lebt ja ... noch“, fügte Verena Obmöller nach kurzem Zögern hinzu. Er blickte sie verwundert an. „Das wird ja wohl hoffentlich auch so bleiben. Also eine Leiche reicht mir völlig“, meinte er.

„Und hast du etwas mitbekommen von der Stimmung dort im Priesterseminar? Wie sind die so drauf? Aggressiv, brav, folgsam? Gab es da Konflikte?“, fragte er nach. – „Da bin ich völlig überfragt. Keine Ahnung“, erwiderte seine Freundin. „Das ist halt eine riesengroße Männer-WG. Für mich eine fremde Welt. Da wird es Freundschaften und Feindschaften geben, ganz normal. Da wird es Eifersüchteleien und Machtspiele geben, auch das wie überall. Aber wir Laien waren da immer außen vor. Wir Frauen erst recht.“

Damit war das Thema erschöpft. Versonnen schauten die beiden auf die letzten Lichtstrahlen vor dem Fenster. Die Straßenbeleuchtung war schon eingeschaltet. „Und?“, fragte Dominik Thiele nach längerem Schweigen, küsste Verena spielerisch auf den Kopf, drehte ihn zärtlich in seine Richtung und blickte sie aufmunternd an.

„Ich muss noch mal an den Schreibtisch, Domm, tut mir leid. Muss noch einen Deutsch-Test korrigieren, den will ich morgen rausgeben. Hab ich keine Lust drauf. Muss aber sein.“ Sie schwang sich auf, gab ihrem Freund einen lauten Schmatzkuss auf die Wange und ging wieder hinüber in ihr Arbeitszimmer. Dominik Thiele zog eine enttäuschte Grimasse, trank einen langen Schluck aus seiner Bierflasche,

griff sich die Fernbedienung und zappte sich durch die Angebote der unterschiedlichen Sender. Mal sehen, ob es wenigstens dort heute Abend irgendetwas halbwegs Interessantes gab.

8

Währenddessen stand Bernd Kellert auf einer leicht wackeligen Leiter und strich eine Wand. Schon zum zweiten Mal, denn der erste Anstrich hatte noch immer die alten dunkelgrünen Farbschichten durchscheinen lassen. Vor etwas mehr als einem Jahr hatten sich seine Frau Beate und er zur Verblüffung ihrer Freunde entschlossen, ein altes Haus zu kaufen, das in Polzingen, einem kleinen Dorf flussaufwärts, lag, eine knappe halbe Autostunde von Friedensberg entfernt. Als alteingesessener Friedensberger hatte ihn dieser Entschluss selbst überrascht. Aber irgendwie wollte er noch einmal eine Veränderung.

Dass seine Kinder flügge wurden und die heimatliche Wohnung verließen, hatte ihn doch mehr getroffen, als er zugeben würde. ‚Mann, du gehst auf die fünfzig zu! Und den Rest des Lebens wirst du mit Beate allein verbringen‘, hatte er sich klargemacht. Und schon die Formulierung ‚Rest des Lebens‘ öffnete Abgründe, in die er lieber nicht genauer blicken wollte. ‚Ist das also die Midlife-Crisis?‘, hatte er sich gefragt. Und den Gedanken hinweggelächelt. Aber so leicht ließ er sich nicht verscheuchen.

Manchmal wachte er morgens auf und fragte sich, warum sich heute das Aufstehen eigentlich lohne. Solche Gefühle waren ihm normalerweise völlig fremd. Das war etwas, mit dem er nicht umgehen konnte. Sein eigener Vater hatte am

Ende seines Lebens unter Altersdepressionen gelitten. Bernd Kellert wusste, was das für die Betroffenen und ihre ganze Umgebung bedeutete. Sich selbst hätte er aber immer als immun gegen diese Krankheit eingeschätzt. Auf einmal war er sich da nicht mehr so sicher.

Wie stark sein Leben eben auch von seiner Rolle als Vater geprägt gewesen war, hatte er bewusst gar nicht wahrgenommen. Nun, ohne die Kinder fehlte eine entscheidende Quelle des Antriebs. Seine Arbeit machte er nach wie vor gern. Und er war ein guter Polizist, das wusste er. Dass er die Welt letztlich nicht verbessern würde, das war ihm immer klar gewesen. Aber wenigstens ein bisschen sicherer und gerechter. Das reichte ihm. Immer noch.

Trotzdem: Sein Leben schrie nach Veränderung. Eines Morgens hatte die Idee ganz klar vor seinen Augen gestanden. Die vor ihm liegende Lebensphase brauchte noch einmal einen neuen Rahmen. Ein Umzug schien eine verlockende Idee, gerade weil sie so unvermutet kam. Beate war es recht gewesen. Vor allem der große alte Gemüse- und Obstgarten rund um das renovierungsbedürftige Gebäude, ein altes Knechtshaus, hatte sie gereizt. Da ihr Sohn Tobias in München studierte und kaum noch nach Hause kam, reichten ihnen die vier Zimmer. Jenny, die Tochter, stand damals kurz vor dem Abitur. Eine völlig neue Wohnumgebung passte zwar nicht in ihre Pläne, sie war aber noch für einige Monate mit aufs Land gezogen.

Inzwischen hatte sie ihr Studium aufgenommen – in Friedensberg – und war zu ihrem Freund in eine dortige Studi-WG gezogen. Kellert mochte diesen Mike nicht besonders. Was auf Gegenseitigkeit beruhte. Und die Konsequenz nach sich zog, dass sich auch Jenny nicht mehr oft bei ihnen blicken ließ. Ihr Zimmer hier in Polzingen stand ihr jedenfalls

weiterhin zur Verfügung. Aber sie war inzwischen von einer Mitbewohnerin zu einer Besucherin geworden.

„Jetzt könntet ihr euch doch eigentlich einen Hund anschaffen, Paps!“, hatte Jenny bei einem ihrer letzten Besuche vorgeschlagen. „Platz ist genug, er würde euch ein bisschen auf Trab halten und“ – sie grinste schnippisch – „ihr müsstet Tobias und mir nicht mehr so nachtrauern.“

„Von wegen trauern“, hatte Bernd Kellert grimmassierend geantwortet, aber im Wissen, dass er nicht ganz aufrichtig war: „Froh sind wir, froh! Endlich Zeit für uns selbst! Da werden wir einen Teufel tun und uns einen Hund anschaffen. Dann bist du ja wieder gebunden. Dafür sind wir ja auch viel zu viel unterwegs. Ein Hund braucht seine festen Bezugspersonen, und die müssen auch für ihn da sein. Nee, nichts da! Abgesehen davon, dass ich Hunde ja auch nicht wirklich mag. Sie sind mir irgendwie *zu* anhänglich. Zu treu. Zu formbar.“

In einem hatte Jenny jedenfalls Recht: Für ihre Eltern bedeutete diese Zeit einen einschneidenden Prozess der Umgewöhnung. Zwanzig Jahre lang waren sie in wesentlichen Teilen ihres Lebens Vater und Mutter gewesen. Das blieben sie nun auch weiterhin, aber es bestimmte den Alltag fast gar nicht mehr. Das erlaubte tatsächlich neue Freiheiten, aber die mussten erst einmal erkannt und positiv gefüllt werden.

Für viele Bekannte der Kellerts war diese Phase des Umbruchs eine schwierige Zeit. Einige Kollegen hatten sich nach langjähriger Ehe scheiden lassen. Ohne die Kinder blieb einfach zu wenig Gemeinsames. Auch zwei Freundschaften der Kellerts war es in den letzten beiden Jahren so ergangen. Und die Freunde forderten immer Parteinahme ein. Sie, ihre Freunde, sollten sich *für* das jeweilige Gegenüber, *gegen* die ehemalige Partnerin oder den ehemaligen Partner entschei-

den. Aber wie sollte man das machen, wenn man beide mochte? Sie hatten folgende, wenig originelle Lösung gefunden: Beate blieb in Kontakt mit den Frauen, Bernd mit den Männern. Aber das war letztlich unbefriedigend. Die Beziehungen bröckelten mehr und mehr ab. Denn auch für die meisten der Betroffenen waren diese Neuaufbrüche nicht einfach.

Neuaufbrüche gab es auch bei ihnen, nicht nur im Blick auf den Umzug. „Und wir, Bernd?“, hatte Beate eines Abends gefragt, als sie sich mit wenig Anteilnahme eine blödsinnige Fernsehshow anschauten. „Was ist mit uns?“ Bernd Kellert hasste solche Gespräche. Wann immer möglich, versuchte er sie zu vermeiden. Er musste schon in seinem Beruf ständig im Leben anderer Menschen herumwühlen, Tiefenschichten freilegen, Verborgenes und Abgründiges an die Oberfläche bringen – da wollte er wenigstens zu Hause seine Ruhe haben. Psychologische Selbsterforschung? Komplizierte Partnergespräche? Wenig ertragreicher, immer wieder gleicher Austausch über das Leben der Kinder? – Bitte nicht!

„Beate das passt doch so“, hatte er gesagt und es auch so gemeint. „Ruhige Wasser, ich weiß. Aber brauchst du“ – er suchte nach einem Bild – „den ständigen Reiz der Sturmfluten? Ich nicht, dazu bin ich zu ... zu müde. Ich bin einfach froh, in einem sicheren Hafen zu sein. Der die Stürme abhält. Lass uns den Hafen pflegen bitte!“ Seine Frau hatte ihn lange angeschaut. Dann genickt.

Ein bisschen mehr Spiel der Gezeiten, ein bisschen mehr Dynamik von Ebbe und Flut wäre Beate Kellert wohl nicht ganz unrecht gewesen. Aber sie verstand nur zu gut, dass für ihren Mann im Moment andere Prioritäten galten. Und sie war froh, heilfroh, dass er sich seine Selbstbestätigung nicht – wie so viele andere Männer in ihrem Bekanntenkreis – in

anderen Beziehungen suchte. Meistens mit jüngeren Frauen. Als könnte man dadurch das Rad der Zeit zurückdrehen. So war Bernd Kellert nicht. Da war sie sich sicher. Und diese Sicherheit tat ihr gut.

Sie selbst hatte anders auf die Veränderungen des Lebens reagiert. Beate Kellert hatte ihren sicheren Halbtagsjob als Steuerfachkraft gekündigt und mit zwei Freundinnen in Friedensberg ein eigenes kleines Steuerberatungsbüro eröffnet. Dort arbeitete sie oft lange, kam manchmal erst nach ihrem Mann nach Hause. Aber es war eine selbstbestimmte Arbeit, die ihr Freude machte. Bernd Kellert war froh, dass sie auf diese Weise den Übergang in die Phase des Familienlebens ohne Kinder so gut geschafft hatte. Er nahm gern in Kauf, dass er nun manchmal in ein leeres Haus zurückkam.

Das so leer denn auch nicht war. Barry, der mit den Jahren dick gewordene orange-weiße Kater, wartete schon auf ihn. Das Tier hatte den Umzug anfangs sichtlich gehasst. Erst mit der Zeit hatte er sich an das neue Zuhause und die Umgebung gewöhnt. Inzwischen wusste er vor allem den großen Garten und die angrenzenden Nachbargrundstücke zu schätzen. Einen gewissen Anteil an seiner Gewichtszunahme hatte sicherlich die zeitgleich sich ereignende deutliche Reduktion des Mäusebestandes im Umfeld. Früher hatte Kellert den Kater eher ertragen als gemocht. Es war das Tier seiner Tochter. Da er seine Tochter liebte, akzeptierte er notgedrungen auch den Kater, von ihm zärtlich-verächtlich ‚Vieh‘ genannt.

Das Verhältnis Mann-Kater hatte sich jedoch schon vor zwei Jahren geändert, als Barry einmal für fünf Tage verschwunden war. Da hatte sich Kellert – gegen seinen Willen – eingestehen müssen, wie sehr er ‚das Vieh‘ vermisst hatte. Es war eben doch Teil der Familie. Und schon wegen

Barry war der Gedanke an einen Hund völlig unrealistisch. Ein Hund und diese Katze unter einem Dach – das würde niemals gutgehen.

Dass ausgerechnet Jenny diesen Vorschlag gemacht hatte, der – streng genommen – der Kater gehörte, steigerte die Skurrilität dieser Idee nur noch ein weiteres Mal. „Wenn du Barry mit in deine Wohnung nach Friedensberg nimmst, dann können wir vielleicht über einen Hund nachdenken“, hatte Kellert gesagt. „Wie soll denn das gehen, Paps? In einer Studenten-WG!“, hatte Jenny zurückgegeben, der das derzeitige Arrangement ganz gut zu gefallen schien: Barry blieb ihre Katze, aber sie hatte keinerlei praktische Verantwortung. „Dir wäre es auch nicht Recht, Bernd!“, ging ihrem Vater durch den Kopf. „Es würde dir schon fehlen, das Vieh!“

In jedem Fall: Hier in Polzingen hatte sich das Verhalten Barrys noch einmal radikal gewandelt. Er stromerte meistens um das Haus herum und hatte ein feinfühliges Gespür dafür entwickelt, wann Bernd Kellert nach Hause kam. Immer – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – begrüßte er ihn, sobald dieser von der kleinen Nebenstraße, die von der Bundesstraße am Fluss abzweigte, auf das Grundstück einbog.

Ob er so wie heute mit seinem Sportrad ankam oder mit dem Auto, das Kellert nur benutzte, wenn das Wetter zu schlecht war oder er noch anderes zu erledigen hatte: Einige Minuten lang wich Barry dann nicht von seiner Seite. Erst irgendwann danach begab er sich wieder auf seine normalen Wege.

Auch heute sprang ihm der Kater fast in das Vorderrad seines Sportrennrads, bewahrte aber genau den nötigen Sicherheitsabstand, um eine Kollision zu verhindern. „Barry!“, rief Kellert erschrocken, während er heftig abbremste und abstieg. „Eines Tages werde ich dich blödes Vieh noch über-

fahren!“ Trotzdem beugte er sich zu dem Kater hinab und strich ihm über das Nackenfell.

Nach einem eilig heruntergeschlungenen Abendbrot – zwei Scheiben nicht mehr ganz frisches Bauernbrot mit Margarine und Schinken, dazu ein Glas Milch – stieg Bernd Kellert hinauf in den Dachboden seines Hauses. An dem alten Haus war immer noch und immer wieder etwas zu reparieren, auszubessern oder zu erneuern. Als Ausgleich zu seiner Tätigkeit im Beruf machte er diese Art von Hausarbeit gern. Ausgestattet mit alten, längst abgetragenen Kleidungsstücken machte er sich daran, eine frisch ausgebesserte Wand zu streichen. Als er fast fertig war, hörte er, wie sich die Haustür öffnete und wieder schloss.

„Bernd?“, klang es von unten – die gewohnte Stimme seiner Frau Beate. „Ich bin hier oben, komme in ein paar Minuten zu dir“, rief er zurück, unterbrach seine Arbeit jedoch nicht, sondern beendete sie in aller Ruhe. Er trat zwei Schritte zurück, betrachtete sein Werk, schien zufrieden, packte die Arbeitsutensilien zusammen und ging nach unten, um sich erst einmal gründlich zu säubern.

„Tja, wer tötet schon einen Priester?“ Kellert hatte seiner Frau von dem neuen Fall erzählt. Jetzt blickte er zu ihr hinüber. Sie hatten sich in ihr kleines, etwas winkliges, auf eigene Art gemütliches Wohnzimmer zurückgezogen. Barry war mit in das Haus hineingeschlüpf und machte es sich mitten auf dem Teppich bequem. Beate sah müde aus, erschöpft von einem langen Arbeitstag.

„Damals war es doch einer aus dem unmittelbaren Umfeld“, erinnerte sich Beate Kellert an die Tötung des Dekans der Katholischen Fakultät. „Einer seiner Kollegen. Könnte das nicht dieses Mal auch so sein?“ „Das kann stimmen, ja. Täter stammen meistens aus dem direkten Lebenskreis der

Opfer“, schloss sich ihr Mann ihrer Vermutung an. „Es ist mehr als wahrscheinlich, dass das dieses Mal ähnlich ist. Nur: Was heißt das bei diesem Regens? Was heißt ‚Lebenskreis‘ bei einem zölibatär lebenden Mann in einem Priesterseminar?“

„Woher weißt du denn, dass der wirklich zölibatär gelebt hat? Man liest ja heute alles Mögliche, wie die so leben“, gab Beate Kellert zu bedenken: „Vielleicht liegt genau da ja auch das Motiv. Wer weiß?“ „Klar, daran habe ich natürlich auch schon gedacht“, entgegnete ihr Mann, „oder er war schwul, wurde erpresst oder was weiß ich. Solche Storys kennt man inzwischen nun wirklich zur Genüge. Aber irgendwie kann ich mir das nicht vorstellen. So blöd ist die Kirche doch nicht! Ausgerechnet bei einem Mann, der so sehr im Fokus der Öffentlichkeit steht, werden die sich schon sehr genau überlegen, wen sie dafür auswählen.“

„Und wie geht es dir damit, in diese Männerwelt einzudringen?“, fragte Beate, nachdem sie einen Schluck Mineralwasser getrunken hatte. „Auf Frauen wirst du da wohl kaum stoßen, oder?“ – „Doch, klar gibt es da auch Frauen. Aber du hast schon recht. Natürlich ist das eine Männerwelt. Mit ganz eigenen Gesetzen, scheint mir. Ein bisschen kenne ich das ja von der Polizei. Als ich dort anfing, gab es da auch fast nur Männer. Hat sich ja geändert. Wobei die Typen bei der Polizei und dort im Priesterseminar schon sehr verschiedenen sind.“

„Das will ich doch schwer hoffen“, gab Beate zurück. Sie lehnte sich zurück, gähnte, legte sich die rechte Hand auf den Mund und blickte ins Leere. Bernd Kellert schwieg, sinnierte seinen Gedanken nach. Auch sein Blick verlor sich in der Dämmerung des abendlichen Wohnzimmers. „Morgen werde ich seine Mitarbeiter noch mal genauer befragen“,

fügte er dann an. „Und ich will mit einigen der Studenten aus dem Haus sprechen. Ich brauche einfach einen noch viel genaueren Einblick, wie es da zugeht.“

9

Sie saßen wieder in demselben ungemütlichen Besprechungszimmer des Priesterseminars. Dieses Mal aber zu viert: Kellert und Thiele, dazu Spiritual Dietz und Subregens Arenhövel. Die beiden Geistlichen waren zwar nicht begeistert gewesen, als Thiele sie angerufen und mit der Bitte um ein erneutes Gespräch konfrontiert hatte, aber natürlich hatten sie sich dann gefügt.

Dietz hatte auch hier auf das Anlegen des Priesterkragens verzichtet, war wie am Vortag eher leger gekleidet. Arenhövel hingegen trug exakt dieselbe Kleidung wie gestern, entweder im buchstäblichen Sinne oder er verfügte über mehrere weitgehend identische Ausstattungen. Die beiden Kleriker saßen zwar nebeneinander auf der anderen Seite des Tisches, den beiden Polizisten gegenüber, fühlten sich aber Seite an Seite offensichtlich nicht besonders wohl. In ihrer Körpersprache wurde der Wunsch nach Distanz sehr deutlich. Die Sitzrichtung sowie die Arm- und Beinstellung wiesen deutlich voneinander fort. Kellert und Thiele fiel das natürlich sofort auf und sie machten sich ihre entsprechenden Gedanken.

Arenhövel hatte es sich nicht nehmen lassen, eine blasse Kerze zu entzünden, die in einem Keramikhalter in der Mitte des Tisches stand. Das gehörte hier scheinbar zum Gesprächsritual. Und erinnerte den Kommissar an die ungelöste Frage, wer denn nun die Kerzen im Büro des Regens ausgelöscht hatte. Wahrscheinlich nach der Tat.

„Ich frage Sie ganz offen und bitte Sie dringend um ehrliche und umfassende Antworten“, begann Kellert in seinem direktiven Tonfall. „Wir müssen *alles* wissen, was zur Auflösung des Falls beitragen kann, gerade auch in Ihrem Interesse. Und zu entscheiden, *was* genau dazu dienen kann, das müssen Sie einfach uns überlassen.“ Er blickte hinüber, suchte den Augenkontakt zu den Angesprochenen und entlockte beiden ein zustimmendes Nicken: unbeschwert, lächelnd, mit einem leichten Anflug von Ironie bei Dietz, mit leichter Verzögerung und verkniffen bei Arenhövel.

„Nun denn: Hatte Regens Görtler Feinde? Gab es Streit oder Konflikte, die über das normale Alltagsmiteinander hinausgingen?“ „Sie sind gut“, brach es spontan aus Arenhövel heraus, „was glauben Sie, wie unser Alltag hier aussieht? Natürlich gibt es Streit, natürlich gibt es harte Konflikte. Ständig. Wir entscheiden hier über Lebensläufe. Wir müssen erwachsenen Männern sagen, was geht und was nicht. Wir entscheiden, wer aufgenommen wird, wir entscheiden, wer bleiben darf. ‚Göttliche Berufung‘ – gut und schön; aber *wir* müssen herausfinden, ob die vorliegt. Und durchträgt.“

Dietz hatte ihm beruhigend die Hand auf den Arm gelegt und unterbrach nun den heftigen, emotionalen Redeschwall. „Wir wollen vor allem natürlich dabei helfen, dass die jungen Männer ihren Weg selbst finden. Wir können sie dabei schon sehr gut unterstützen. Es ist keineswegs so“ – hier wandte er sich vor allem an Kellert – „als ob wir hier ständig nur Probleme hätten. Es gibt auch gute Phasen des Miteinanders. Das ist eigentlich der Normalfall. Wir versuchen vor Gott unser Leben zu gestalten, im Gebet, in Gottesdiensten, im Studium, in gemeinsamer Verantwortung für die Kirche. ... Klar“, nun blickte er auf Arenhövel, „sicherlich gibt es auch

Konflikte. Wie sollte das anders sein, wenn so viele Menschen auf relativ engem Raum zusammenleben; und wo einige eben das Sagen haben und die anderen sich fügen müssen. Aber das ist doch ganz normal, oder?“

„Schon“, gab Kellert zurück, „das beantwortet aber nicht meine Frage. Bitte konkret, meine Herren. Gab es so etwas wie Feindschaften? Gab es zuletzt besondere Probleme?“ Die beiden Kleriker sahen sich an, rangen sichtlich innerlich darum, was sie erzählen sollten, was nicht.

„Sie wollen also, dass wir Ihnen etwas aus der Gerüchteküche erzählen!“, schnaubte Arenhövel. „Was glauben Sie, was man sich hier so alles erzählt. Und anderswo über uns. Aber das ist zum Teil so unter allem Niveau, davon werden Sie von mir nichts hören. Nichts!“ Spiritual Dietz nickte zustimmend, kratzte sich am Kinn und ergänzte dann: „Das können Sie wirklich nicht erwarten, meine Herren. Aber es gab schon Konflikte, die mehr waren als ein Gerücht. Und darüber, Maximilian“ – hier blickte er zu Subregens Arenhövel –, „können wir schon sprechen, meine ich.“

Arenhövel blickte eher skeptisch auf seinen älteren Kollegen. Sichtlich widerwillig ließ er ihn weiterreden. „Es ist ja kein Geheimnis, dass Regens Görtler Weihbischof werden sollte.“ Arenhövel fuhr empört auf. „Komm, komm, Maximilian, das pfeifen die Spatzen Friedensbergs von den Dächern“, wies ihn Dietz zurecht. Kellert bestätigte, um Arenhövel zu beruhigen und den Redefluss des Spirituals nicht zu stoppen: „Stimmt, das ist auch schon zu uns vorgehdrungen.“

„Na siehst du, Maximilian! Nun, es gab – sollte ich besser sagen: gibt? – einen anderen Kandidaten: Domkapitular Dr. Franz Joseph Breskamp. Der vertritt eher, ich sage das jetzt mal so, einen konservativen Flügel im Bistum. Macht

uns ständig Druck: ‚Liefert uns Priester, wir brauchen Leute!‘ Wir hier sagen immer: ‚Gern, solange sie wirklich geeignet sind.‘ ... Na ja, nur so ein Beispiel, wie unterschiedlich die Positionen sind. Breskamp würde wirklich gern Weihbischof werden. Und es gibt viele im Bistum, die ihn darin massiv unterstützen, glauben Sie mir.“

„Das klingt aber eher nach Konkurrenz als nach Feindschaft“, warf Kellert ein. Arenhövel nickte heftig und demonstrativ. Dietz blickte den Kommissar schräg an und grinste bitter: „Schon, aber die Grenzen sind doch oft fließend, oder? Wo hört Konkurrenz auf, wo beginnt Feindschaft? Jedenfalls: Vor ein paar Wochen gab es einen ziemlichen Eklat.“ „Günther! Das geht jetzt aber wirklich zu weit!“, fiel ihm Arenhövel, der seinem Kollegen die ganze Zeit unruhig auf seinem Stuhl hin und her rutschend mit mühsam unterdrücktem Unwillen zugehört hatte, ins Wort.

„Ach was: Sie werden es eh erfahren. Also warum nicht jetzt? Bei der Verabschiedung des letzten Weihejahrgangs, also der in diesem Jahr neu geweihten Priester – zwei übrigens – das war Anfang August ...“ Er hatte den Gesprächsfaden verloren, räusperte sich, setzte dann noch einmal neu an: „... ja also: da hat Breskamp uns, vor allem natürlich dem Regens, komplettes Versagen vorgeworfen. Öffentlich, hier bei einem Fest, wo viele Leute auch von außen zugegen waren. ‚Sie sind viel zu kritisch‘, hatte er erregt gerufen: ‚Zwei gute junge Männer aus diesem Jahrgang haben Sie nicht zugelassen, nur weil die Ihnen nicht passen. So geht unser Bistum zugrunde! Wir brauchen dringend mehr Priester. Liefern Sie sie uns!‘ Also, ich habe in seinen Augen Hass gesehen, ja doch: Hass!“

„Nein, doch nicht Hass!“, korrigierte Arenhövel. „Die mögen sich nicht, Breskamp und der Regens, das ist schon

richtig, äh ...“, er korrigierte sich. „Entschuldigung: die mochten sich nicht. Aber Günther, wir reden hier doch über mögliche *Mord*-Motive oder nicht? Also bitte: Das liegt doch wohl auf einer ganz anderen Ebene.“ „Scheint mir auch so“, dachte Kellert, „aber wer weiß: wenn dazu noch das Gefühl kommt, übersehen worden zu sein bei der Beförderung zum Weihbischof? Ein Gefühl der verweigten Anerkennung?“

„Braucht man denn wirklich so viele Priester?“, fragte Dominik Thiele, für den die Welt der Kirche weitgehend ein unbekanntes Terrain darstellte. „Na ja, schauen Sie sich doch mal hier um!“, entgegnete Arenhövel und schlug mit der rechten Hand einen großen Bogen um sich herum. „Das Haus ist für dreimal so viele Alumnus eingerichtet worden. Viele Zimmer stehen leer. Wir waren damals ein Weihejahrgang von vierzehn Neupriestern und ihr“ – er wies zu Spiritual Dietz – „sogar einundzwanzig, oder? Die starken Priesterjahrgänge gehen entweder in den Ruhestand oder sterben uns weg. Und bei uns werden jetzt pro Jahr zwei oder drei neu geweiht. Natürlich brauchen wir Neupriester!“

„Aber eben nicht jeden“, unterbrach ihn Dietz. „Wir *müssen* prüfen, ob die Kandidaten am Ende – nach aller nur denkbaren Förderung, die wir ihnen zuteilwerden lassen – für das schwere Amt geeignet sind. Theologisch, pädagogisch und menschlich. Wenn nicht, darf der Regens nicht zustimmen. So ist das! Und das ist richtig so!“

Kellert mischte sich wieder ein: „Und diese zwei Kandidaten, von denen eben die Rede war, denen der Regens in diesem Jahr seine Zustimmung verweigert hat ...?“ „Ach so, Brunnhuber und Tholen“, überlegte Dietz, „tja, sehr unterschiedliche Fälle. Sag du etwas dazu, Maximilian, du kannst die beiden besser.“

Sichtlich ungern fügte sich der Subregens dieser Aufforderung. Er fand jedoch keinen Grund, hier nichts zu sagen: „Ja, von mir aus. Also: Sascha Tholen. Ein guter Kerl. Kam aus dem Bistum Trier, stammte da irgendwo von der Mosel. Da wollten sie ihn wohl nicht, aber wir haben ihn damals aufgenommen. Da war ich aber noch gar nicht hier im Haus. Winzersohn. Sehr fromm. Aber ...“

Er suchte sichtlich nach Worten. Dietz sprang ein. „... ein schlichtes Gemüt. Hat sein Studium mit Ach und Krach geschafft. Da haben viele Professoren wohl ein oder zwei Augen zugedrückt, weil sie wussten, dass er ja Priesterseminarist war. Die lässt man normalerweise nicht durchfallen. Na ja, bis auf diesen Professor Schulze-Vorrath. Der kannte da nichts. Manchmal hatte man schon den Verdacht, dass der die Leute aus unserem Haus besonders gern durchfallen ließ. Aber den haben Sie ja“ – er blickte zu Kellert – „dingfest gemacht, damals, wenn ich mich erinnere. Der sitzt doch jetzt hinter Schloss und Riegel. Das waren doch Sie damals, oder?“

Kellert nickte. Ja, der Spiritual hatte natürlich recht. Es erinnerten sich also noch andere an den Fall, den Kellert vor mehr als zwei Jahren in der Theologischen Fakultät aufgeklärt hatte. Er musste demnach damit rechnen, dass sein Name in kirchlichen Kreisen von daher geläufig sein konnte. Ob ihm das nun Vorteile verschaffte oder eher Ressentiments hervorrief, musste er beobachten. Aber es war gut, dass Dietz ihn hier – unbewusst – daran erinnerte, dass man ihn, Kellert, kennen würde.

Dietz – ‚Woher kenne ich das Gesicht bloß‘, fragte sich Kellert erneut – sprach unterdes weiter: „Ja, Tholen, der Sascha. Er konnte seinem Gegenüber einfach nicht in die Augen sehen. Blickte verstohlen nach unten. Verstehen Sie:

So ganz normale menschliche Unterhaltung – das hat der einfach nicht gepackt. Bei Frauen war das extrem, aber auch Männern gegenüber gab es diese Scheu. Kein Blick, kaum ein Wort. Den konnten wir einfach nicht als Seelsorger in die Gemeinden schicken. Beim besten Willen.“

„Aber dieser Dr. Breskamp war anderer Meinung?“ Arenhövel hob zu einer Antwort an, Dietz war aber schneller: „Der mag diese stillen frommen Typen. Hauptsache, sie können würdig die Liturgie feiern!“ Arenhövel protestierte: „Das ist aber jetzt echt unfair, Günther! So verkürzt darf man das nicht sagen. Dr. Breskamp hat darauf gesetzt, dass sich diese menschlichen Qualitäten vor Ort noch entwickeln können. Das haben wir bei anderen unserer Kandidaten durchaus auch schon erlebt.“

„Und was ist aus ihm geworden, aus diesem ...?“ „Tholen, Sascha Tholen“, ergänzte Arenhövel. „Der ist nach Österreich gegangen. Hat dort – soweit wir das wissen – Aufnahme in einem Kloster gefunden. Und das könnte doch auch ganz gut zu ihm passen. Hoffe ich für ihn!“

Kellert notierte etwas in sein Notizbuch und überlegte kurz. „Und der andere?“ „Der Brunnhuber Schorsch?“, antwortete Arenhövel, nachdem Dietz sich offensichtlich nicht zuständig fühlte. „Ganz anderer Typ. Blitzgescheiter Student. Hat Theologie als Zweitstudium belegt, hatte vorher schon einen Abschluss in Betriebswirtschaft.“ „Volkswirtschaft!“, unterbrach Dietz. „VWL? Von mir aus. Ja, kann sein. Der wollte was werden. Strebsam. Und: Der wäre auch was geworden ...“ Er zögerte.

„Wenn nicht was?“, fragte Thiele, nachdem niemand das Wort ergriff. Arenhövel blickte zu Dietz. Der ergänzte: „Nun, wir waren uns nicht sicher, ob er sein Zölibatsversprechen ernst meinen würde. Das ist ja auch nicht leicht,

wirklich nicht. Und er hatte während des Studiums mindestens zwei Freundschaften, also“ – er blickte von einem Polizisten zum anderen und verzog dabei das Gesicht – „Liebschaften, mit allem Drum und Dran. Sie verstehen schon, was ich meine. Mindestens zwei. Von denen wussten wir. Und nach unserer Einschätzung hatte er auch nicht wirklich vor, etwas an dieser Art seiner Lebensführung zu ändern. Da konnten wir einfach nicht zustimmen. Das wäre ein klarer Verstoß gegen unsere Vorschriften.“

„Aber auch das sah dieser ... Dr. Breskamp anders?“, fragte Thiele nach. „Genau!“, erwiderte Spiritual Dietz. „Das sind halt die anderen Typen, die ihm gefallen. Schneidig. Großspurig. Selbstbewusst. ‚Wir brauchen auch künftige Führungstypen‘, meint er immer. Und da wäre er bereit, über Probleme beim Zölibat hinwegzusehen. ‚Das legt sich schon mit der Zeit‘, hat er mir einmal gesagt, ‚das kennen wir doch.‘ Echt! Das ist doch zynisch.“

„Und was macht er jetzt, dieser ...“ – „Schorsch, also Georg Brunnhuber“ – „Genau! Ins Kloster ist der wohl nicht gegangen, oder?“ Arenhövel verzog das Gesicht und antwortete: „Der und ins Kloster? Nun wirklich nicht! Was der jetzt genau macht, weiß keiner von uns. Aber er lebt wohl weiter hier in Friedensberg. Soll eine Wohnung mit einer Frau zusammen haben, natürlich unverheiratet; aber das ist wieder mal nur ein Gerücht. Keine Ahnung, ob das stimmt.“

Erneut notierte Kellert etwas auf seinen Notizblock. Dann blickte er auf die beiden Geistlichen, die ihm gegenüber saßen. „Und, gab es weitere Konflikte in der letzten Zeit? Vielleicht auch untereinander? Ich meine: zwischen Ihnen in der Leitung des Priesterseminars?“

Spiritual Dietz und Subregens Arenhövel blickten sich an. Dietz mit leichtem Grinsen, Arenhövel unsicher. Dietz über-

nahm die Antwort: „Wir sind sicher nicht immer einer Meinung gewesen. Und jetzt auch nicht. Das haben Sie ja gemerkt. Nein, wir sind halt auch verschiedene Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Einstellungen. Wie Sie beide auch.“ Er wies zu Thiele und Kellert. „Sie sind sicherlich auch nicht immer einer Meinung, oder? Sehen Sie! Doch, wir streiten auch manchmal, klar. Aber als Kollegen! Als Mitbrüder! Wir waren eigentlich ein gutes Team, oder, Maximilian?“

Arenhövel pflichtete ihm sofort bei, offensichtlich froh, nun wieder Seite an Seite mit dem Spiritual auftreten zu können. „Und andere Konflikte, also so richtig heftige, sind mir nicht bekannt“, ergänzte er.

„Gut! Das wäre es dann vorerst. Danke, meine Herren“, verabschiedete sich Kellert. Dietz erhob sich, offensichtlich froh, das Gespräch hinter sich gebracht zu haben. Arenhövel blieb jedoch sitzen. Offenbar hatte er noch ein Anliegen: „Äh, Moment, Herr Kommissar ...“ „Ja?“ Auch Kellert hatte sich schon bereit gemacht den Raum zu verlassen, wendete sich nun aber noch einmal dem Subregens zu.

„Ich wollte oder sollte Ihnen doch noch etwas über Marcus Rühle sagen.“ Dietz seufzte laut auf, rollte mit den Augen, nahm aber wieder Platz. Die beiden Polizisten aber blickten Arenhövel fragend an. „Na unseren Repetenten, der gestern bei der Versammlung nicht mit dabei war.“ Richtig, den hatte Kellert völlig vergessen. Also setzten auch sie sich wieder. Thiele verbarg seine Ahnungslosigkeit hinter einem professionell neutralen Gesichtsausdruck. „Also ...“, sagte Kellert ermutigend.

„Vielleicht sollte ich erst einmal erklären, was das überhaupt ist, ein Repetent“, begann Arenhövel. „Na, da bin ich aber mal gespannt“, warf Dietz ein, während Thiele und

Kellert dankbar nickten. Der Begriff sagte ihnen nämlich gar nichts. „Sie merken schon an der Reaktion meines Kollegen, dass wir das auch nicht so ganz genau wissen“, ließ sich Arenhövel nicht aus dem Konzept bringen. „Eigentlich reicht das klassische Trio aus, um ein Priesterseminar zu leiten, also Regens, Subregens und Spiritual. So war das bei mir damals, als ich hier studierte, und bei dir wahrscheinlich auch, Günther, oder?“

Dietz nickte bestätigend, während Arenhövel weiter sprach: „Na ja, vor ungefähr einem Jahr kam das Angebot aus dem Bistum, einen Repetenten mit hinzuzunehmen, der uns die Arbeit erleichtern sollte.“ „Angebot?“, knurrte Dietz. „Das war schon eher eine Dienstanweisung, würde ich sagen! Und ‚erleichtern‘? Wir haben nicht um ‚Unterstützung‘ gebeten und das Ganze hat sich auch kaum als ‚Unterstützung‘ herausgestellt.“

„Entschuldigung, aber ich verstehe gar nichts“, warf Thiele ein. „Was macht der denn nun, dieser Repetent?“ „Eben, Herr Kommissar! Genau das ist die Frage!“, warf Dietz ein und beförderte Kriminalhauptmann Thiele damit unwissentlich zu jenem Rang, den dieser nur zu gern inne hätte. Er ergänzte: „Das, genau das wissen wir bis heute auch nicht!“ Nun übernahm Arenhövel aber wieder die Gesprächsleitung: „Ich versuche es zu erklären. Also es ist so: Marcus Rühle ist ein Priester unserer Diözese. Er hat aber nicht hier in Friedensberg studiert, sondern in München und Rom. Er wurde vom Bischof zur Promotion freigestellt, soll also eine Doktorarbeit schreiben, und ist dann sicherlich für irgendein höheres Leitungsamt vorgesehen.“ „Oder für eine akademische Laufbahn als Professor“, warf Dietz ein.

Unwirsch fuhr Arenhövel fort: „Wie dem auch sei. Das gibt es in jedem Bistum. Irgendwie wird also das künftige

Spitzenpersonal ausgebildet. Rühle kann sich also auf seine Promotion konzentrieren. Schön für ihn. Das würden viele andere auch gern tun. Jedenfalls hat man dann in der Bis­tumsleitung überlegt, wie er sich in dieser Zeit nebenher in der Seelsorge nützlich machen könnte. Und ist dann auf die Idee gekommen, ihn als Repetent bei uns im Priesterseminar unterzubringen.“

„Man kann auch sagen: zu parken“, ergänzte Dietz. „Die Idee war: Er soll unsere Alumnen beim Studium unterstützen. Manche tun sich da schwer. Die ausländischen Mitbrüder mit der deutschen Sprache, unsere mit Griechisch und Hebräisch oder in den einzelnen Fächern. Das war die Idee.“ Er schwieg und blickte mit rollenden Augen nach oben.

„Aber ...“, warf Kellert nach einigen Sekunden ein. Arenhövel griff die Aufforderung auf, suchte sichtlich nach Worten. „Ja, das war eben die Idee. Was Rühle wirklich macht, wissen wir bis heute nicht so genau. Er hat zwar ein Zimmer hier im Haus, aber mal ist er da, mal nicht. Mal nimmt er am Seminarleben teil, mal nicht. Mal macht er Angebote für unsere Alumnen, hält sie auch, dann ist er wieder unterwegs.“

„Und das hat der Regens, also Dr. Görtler, einfach so hingenommen?“, fragte Kellert. „Der war doch eher so ein genauer, vollständig durchgeplanter Typ, wenn ich das bis jetzt richtig mitbekommen habe.“ „Stimmt schon“, entgegnete Dietz. „Nee, dem Norbert hat das gestunken, diese ganze Regelung, von Anfang an.“ Arenhövel wollte etwas entgegen, aber der Spiritual kam ihm zuvor. „Es war so, Maximilian, das weißt du. Nein: Der Norbert hat von Anfang an versucht, gegen diese von uns ja gar nicht erwünschte Zuteilung zu protestieren. Aber das kam eben von oben. Von ganz oben. Da war nichts zu machen.“

Kellert überlegte, versuchte sich das Szenario vorzustellen. Wie er reagieren würde, wenn das Polizeipräsidium ihn in eine vergleichbare Situation bringen würde. „Die werden wohl kaum Freunde gewesen sein, der Regens und dieser Rühle, oder?“, fragte er dann. „Wirklich nicht“, bestätigte Dietz. „Man ging sich aus dem Weg. Aber Rühle war ziemlich dreist ...“ – „Selbstbewusst, würde ich sagen“, warf Arenhövel ein – „Nee, dreist: nahm sich das Recht heraus, an Dienstbesprechungen teilzunehmen, fuhr seinen eigenen Kurs mit seinen Lieblingsalumni, die er um sich scharte, und ...“

Er verstummte, überlegte offensichtlich, ob er noch etwas hinzufügen sollte. „Das reicht, Günther!“, mahnte ihn der Subregens. Dietz überlegte kurz, und fast als wäre er durch diesen Einwurf herausgefordert, sprach er dann doch weiter: „Ja, man konnte sich eben nie ganz sicher sein, was er wem weitererzählte. Früher war das klar: Interna aus Dienstbesprechungen bleiben unter uns. Es muss einen geschützten Raum der Verschwiegenheit geben, wo man Dinge auch mal etwas scharf aussprechen darf. Und seit Rühle da ist, können wir uns darin eben nicht mehr sicher sein.“ Arenhövel kniff die Lippen zusammen, nickte aber langsam.

Kellert blickte die beiden Pfarrer an. „Nun, mit diesem Herrn Rühle werden wir uns dann sicherlich noch zu beschäftigen haben. Danke für Ihre Auskünfte und Ihre Offenheit. Je besser wir die Lage einschätzen können, umso eher werden wir den Fall lösen. All das bleibt selbstverständlich unter uns. Komm, Dominik.“

Kellert und Thiele spazierten ziellos durch die Ringanlage, die sich um die Altstadt Friedensbergs zog. Früher war die Stadt von einem Schutzwall mit Wassergraben umgeben gewesen. Im neunzehnten Jahrhundert war die Schutzfunktion längst obsolet geworden. Man hatte die Anlage geschliffen und daraus einen Park gemacht, eine grüne Lunge, die seitdem die Innenstadt von Friedensberg umschloss. Kurz vor Mittag war hier nicht viel los. Einige alte Frauen saßen auf den Bänken, in gemächliche Gespräche vertieft. Ein älterer Herr streute Brotkrumen aus, um die Tauben und Spatzen zu füttern. Ein würziger Frühherbstduft lag in der Luft.

Der Kommissar versuchte seine Gedanken zu ordnen. „Wenig Verwertbares, scheint mir“, knurrte er. Von der kriminaltechnischen Untersuchung war ein weiterer Zwischenbericht gekommen, der letztlich keinerlei hilfreiche Erkenntnisse brachte. Zu viele allgemeine Spuren, zu wenig Konkretes. „Ein Haus voller Spannungen ist das“, meinte Thiele. „Also das wäre nun wirklich nichts für mich. Da kann jederzeit etwas hochkochen. Aber so viele Männer so eng auf einem Haufen! Erstaunlich, dass da nicht viel häufiger etwas passiert ... oder dass wir es zumindest nicht erfahren.“

Kellert hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Irgendwie wirkte er abwesend. Als sei er nicht ganz bei der Sache. Er blickte grübelnd zu den bunt gefärbten Kronen der mächtigen alten Kastanienbäume auf. In diesem trockenen Jahr hatte sich das Laub früher verfärbt als sonst üblich. Einzelne stachelige Fruchthülsen lagen bereits aufgeplatzt auf dem Boden. Dazwischen blitzende braune Kugeln. Mit schwung-

vollem Fußtritt beförderte er eine in das Gebüsch. Noch eine. Die innere Unzufriedenheit war ihm überdeutlich anzusehen. Thiele schwieg, schielte zu seinem Chef hinüber. „Komm, Bernd Kellert, bleib am Fall! Zeig deinen Biss!“, ermahnte sich dieser.

„Okay“, meinte Kellert nach einigen weiteren Wegmetern, nun mit Entschlossenheit. „Ich werde jetzt erst mal etwas essen gehen. Und heute Nachmittag spreche ich mit diesen Hausschwestern im Priesterseminar. Frauen haben ja doch immer noch einen anderen Blick auf die Dinge. Vielleicht kriege ich da ein bisschen mehr heraus. Mal sehen, eventuell ergibt sich auch ein Gespräch mit den Jungs, die dort wohnen.“

Und du“ – er blickte erst auf seinen Mitarbeiter, dann auf den Notizblock in seiner rechten Hand – „findest mal heraus, wo sich dieser geschasste Seminarist, dieser Brunnhuber, befindet. Vielleicht sprichst du auch schon mal mit ihm, wenn du ihn antriffst. Und check mal ab, wie man diesen Domkapitular Dr. Soundso erreichen kann. Der Sache möchte ich auf jeden Fall nachgehen. Soll keiner sagen, wir gäben uns keine Mühe!“

11

„Schwester Luitgard, danke, dass Sie sich die Zeit nehmen!“ Kellert saß mit der für das Priesterseminar Friedensberg zuständigen, sicherlich siebzigjährigen, aber außerordentlich rüstig und geistig wach wirkenden Oberschwester in einem kleinen Garten, der sich versteckt in dem unübersichtlichen Gebäudekomplex verbarg. „Dort können wir ungestört reden“, hatte sie nach der gegenseitigen Vorstellung erklärt,

„denn das ist allein unser Refugium. Und das unserer Gäste natürlich. Aber normalerweise sind wir Ordensschwwestern da ganz unter uns. Und man sitzt da wirklich schön.“

So war es auch. Die auf allen Seiten drei Stockwerke hoch aufragenden Gebäude sorgten zwar für viel Schatten, trotzdem gab es eine kleine, von einem Wandelweg umsäumte Rasenfläche, mehrere halbhohe Büsche, einige abgeerntete oder in diesem Jahr nicht tragende Obstbäume: Kirsche, Birne, Pflaume, erkannte Kellert mit schnellem Blick. Rechts wölbte sich die Rückseite der hauseigenen Kapelle, auf den anderen Seiten wuchsen Mauern fast ohne Fenster in die Höhe. Nur linker Hand blickten einige wenige kleine Fensterhöhlen auf den Hof. „Unsere Schwesternzimmer“, hatte die Ordensfrau ungefragt, aber animiert von Kellerts fragendem Blick erklärt. Ein kleiner Ort der Ruhe.

„Ich verstehe noch nicht ganz, was Ihre Aufgabe im Priesterseminar ist, Schwester“, begann der Kommissar das Gespräch, das in einer kleinen, brombeer- und weinrankenumkränzten Laube in einer der Ecken des Hofes stattfand. „Ich dachte immer, dass das ein Ort ist, in dem wirklich nur Männer sind.“ Die Ordensfrau lachte auf: „So, das haben Sie erwartet? Weit gefehlt! Es gibt hier mehrere Frauen. In der Küche sind drei Damen beschäftigt. Die Verwaltung wird fast ausschließlich von zwei ausgezeichneten Bürokauffrauen erledigt. Und was glauben Sie, wer hier putzt?“

Kellert blickte ein bisschen beschämt zur Seite. So genau hatte er all das nicht bedacht. Aber dass die Frauen – bis auf die Bürodamen – vor allem Hilfsarbeiten leisteten, fand er irgendwie erniedrigend. „Und Sie, also die Schwestern?“, fragte er nach.

„Nun, wir vier versuchen den Betrieb zu unterstützen, wo immer das möglich ist. Wir sind für den Pfortendienst

zuständig, Schwester Beatrix hilft im Garten. Wir helfen aber auch bei der Buchführung oder der Liturgie. Was immer anfällt. Wir sind außerdem auch Ansprechpartnerinnen für die Priesteramtskandidaten. Rein freiwillig und wie es sich ergibt. Für manche sind wir aber bestimmt wichtiger als der Regens, der Spiritual oder der Beichtvater. Die sind eben immer auch in ihrem Amt, ob sie das wollen oder nicht. Wir sind – wie soll ich das sagen – freischwebend. Gar kein schlechter Status. So wie unser Ordensgründer, der heilige Franziskus, das gewollt hat.“

„Ach, Sie sind Franziskanerinnen?“, fragte Kellert nach, dem der Name des Ordens natürlich geläufig war. Das war es aber schon an Grundwissen. Er kannte sich in der schwer durchschaubaren Landschaft der katholischen Ordensgemeinschaften kaum aus. „Genau, franziskanische Sozialschwestern“, bestätigte die Ordensfrau.

„Und ist Ihnen diese Tätigkeit – wie soll ich das sagen – genug? Ich meine: Sie dienen hier nur den jungen Herren, die Priester werden wollen. Könnten Sie nicht anderswo viel eigenständiger arbeiten und wirken?“ „Ich sehe schon“, schmunzelte Schwester Luitgard, „Sie schätzen unsere Tätigkeit hier nicht so hoch ein. Aber die Berufungspastoral – so heißt das bei uns – ist ein entscheidendes Feld für die Zukunft der Kirche. Ohne Priester geht die Kirche ein. Und daran mitzuwirken ist eine wichtige Aufgabe. Nein: Ich habe mich hier immer am genau richtigen Ort gefühlt. – Und Sie, Herr Kommissar? Fühlen Sie sich auch am richtigen Platz?“, fragte Schwester Luitgard nach einigen Momenten, in denen jeder seinen Gedanken nachgegangen war. Kellert blickte überrascht auf. Diese Frage hatte er sich lange Zeit nicht mehr gestellt. Geschweige denn, dass sie ihm im Normalfall in seinem beruflichen Alltag von einem seiner Gesprächspartner

gestellt würde. Zögerlich antwortete er: „Ja, doch ... Doch, das ist schon der richtige Beruf für mich, denke ich. Natürlich wünscht man sich manchmal, nicht immer nur in die Schattenseiten des Lebens einzutauchen ...“

„Eben!“, unterbrach ihn die Ordensfrau. „Genau das habe ich mir auch überlegt. Nie haben Sie es mit gelingendem Leben zu tun. Mit Harmonie. Mit einem Alltag, der einfach gut ist, so wie er ist. Immer nur mit den Extremen des Scheiterns, des Zerbrechens, des Überschreitens von Grenzen der Menschlichkeit. Also ich ... ich glaube, das könnte ich nicht.“

„Man gewöhnt sich daran, Schwester Luitgard, glauben Sie es mir!“, räumte Bernd Kellert ein, wurde aber wieder von seiner Gesprächspartnerin unterbrochen, die das Thema offensichtlich innerlich berührte. „Aber ist das gut, sich daran zu gewöhnen?“, fragte sie nach. „Sehen Sie, jetzt untersuchen Sie den Mord, diese furchtbare Tat an einem Pfarrer. Und Sie werden tief eintauchen in ein Milieu, das Ihnen sonst fremd ist. Aber Sie sehen wahrscheinlich nur das Negative dort. Suchen auch hier bei uns im Priesterseminar nach Motiven in den Abgründen des Menschseins. Das müssen Sie ja, schon klar.“

„Aber?“ „Aber, Herr Kommissar, Sie sehen nicht den Alltag. Sie bekommen keine Einsicht in all das Gute, das unsere Kirche stiftet. Den Kampf gegen Ungerechtigkeit und Einsamkeit; den Einsatz für Menschen in Not; die spirituelle und existentielle Beheimatung für Millionen von Menschen.“ „Doch, das sehe ich durchaus ...“, wandte Kellert ein, erstaunt über die Wortwahl seines Gegenübers, kam aber nicht dazu auszureden.

„Nein, aber nicht so, wie es sein müsste. Was glauben Sie, wie viele gute Pfarrer es gibt! Die bis zur Erschöpfung für ihre Gemeinden arbeiten. Die nur wenig öffentliches

Lob bekommen. Die in den Medien übersehen werden. Deren Fehlverhalten – das von Einzelnen, wohlgemerkt – aber sofort zur Sensation aufgebauscht wird. Bitte: Dass Ihre Wahrnehmung einseitig ist, ja sein *muss*, das muss Ihnen bei Ihren Ermittlungen immer klar sein, versprechen Sie es mir!“

Nachdenklich blickte Kellert auf Schwester Luitgard. Er strich sich mit der rechten Hand über das Kinn. Ja, sie hatte natürlich recht. All das vergaß die Öffentlichkeit oft. Er auch. Langsam nickte er. „Danke für die Mahnung, Schwester! Ich werde es versuchen.“

12

„Warten Sie, ich hole uns einen Tee“, sagte Schwester Luitgard unvermittelt in eine kleine Schweigepause hinein. Schon war sie aufgestanden, ohne auch nur auf eine Zustimmung ihres Gesprächspartners zu warten, und ging mit festen Schritten auf eine Tür zu, die in das Innere des Schwesternhauses führte. Kellert spürte, dass zwischen ihm und der älteren Ordensfrau ein guter Draht bestand. Ihm imponierte ihre in sich ruhende Selbstsicherheit. Und sie schien ihn auch zu mögen. Eine gute Basis für ein Gespräch, von dem er sich Hinweise zur Lösung seines Falles erhoffte.

Kurze Zeit später war Schwester Luitgard schon wieder da, balancierte eine Teekanne und zwei Tassen aus Porzellan, stellte sie auf das Tischchen und fragte: „Milch und Zucker? Darjeeling, ich bin sicher, dass Sie den mögen. Und ich tippe, Sie trinken ihn englisch, habe ich recht?“ „Stimmt genau“, dachte Kellert, während er nickend ihre Vermutung bestätigte. „Echte Menschenkenntnis ist eine Gabe, die nur wenige

haben. Aber wenn, dann steigt sie von Lebensjahr zu Lebensjahr.“

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, das Gespräch in die von ihm angezielte Richtung zu lenken. „Haben Sie inzwischen herausgefunden, ob irgendetwas aus dem Dienstzimmer des Regens entfernt wurde?“, fragte er. „Nein, soweit ich das sehen konnte, nichts. Auch Schwester Notburga, die über den Putzdienst dieses Bereiches des Hauses die Oberhoheit hat und sich dort gut auskennt, hat nichts entdecken können. Da fehlt nichts und es findet sich auch nichts, das da nicht hingehört.“

„Schade“, meinte Kellert, „das habe ich aber eigentlich auch kaum erwartet. Können Sie mir sonst etwas mitteilen, Schwester Luitgard, das für die Aufklärung des Mordes von Bedeutung ist? Bitte: Überlegen Sie! Es geht immerhin um Ihren ehemaligen Chef.“

„Das ist mir schon klar. Wissen Sie, ich bin hier inzwischen vierunddreißig Jahre tätig“, erzählte die Oberschwester, während sie sich eine widerspenstige graue Haarlocke unter die blau-weiße Schwesternhaube steckte. „Habe viele kommen und gehen sehen. Seminaristen, Regenten, Spirituale ... Ja, auch Regens Görtler kannte ich schon, seit er hier mit neunzehn eintrat. Oder Subregens Arenhövel, den Maximilian. Glauben Sie mir: Mir kann keiner so leicht etwas vormachen. Ich kenne sie, meine Jungs.“

„Das glaube ich dir aufs Wort“, dachte Kellert, während er den inzwischen ausreichend abgekühlten Tee kostete. „Hm, ausgezeichnet!“, lobte er. „Die wahre Chefin bist also du. Wie so oft in Männerwelten: Hinter den Kulissen herrschen andere Verhältnisse. Und wir glauben nur, wir hätten die Fäden in der Hand.“ Unwillkürlich musste er schmunzeln.

„Bitte?“ Schwester Luitgard blickte verwirrt zu ihm hinüber. „Ach nichts, nur so ein Gedanke. Nichts zur Sache. Entschuldigung! ... Wie war denn nun die Stimmung in der letzten Zeit?“ Die Ordensfrau überlegte kurz, legte die seh-nigen, arbeitsgewohnten Hände im Schoß zusammen. „Bedrückt“, antwortete sie dann. „Ja, bedrückt beschreibt es ganz gut. Die Zahl unserer Kandidaten nimmt ständig ab, wissen Sie? Wenn das so weitergeht, ist es nicht ausgeschlossen, dass wir das Haus schließen müssen. Das wäre natürlich eine Katastrophe für das Bistum. Aber der Betrieb ist einfach zu teuer. Das Haus viel zu groß.“

„Aber wo sollen denn dann die angehenden Priester ausgebildet werden? Da braucht es doch einen Ort?“ „Sicherlich“, stimmte Schwester Luitgard zu, die ihrerseits immer wieder mit kleinen Schlucken an ihrem Tee – ohne Zucker, ohne Milch – nippte, „aber da kann man doch die Ausbildungsstätten mehrerer Bistümer zusammenlegen. Und das dann zu bestimmende Zentrum läge bestimmt nicht hier bei uns, im beschaulichen Friedensberg. Und dann kann man auch gleich die Theologische Fakultät schließen oder zu einem kleinen Institut zusammenschmelzen. Was glauben Sie, wie sich da einige Bildungspolitiker in der Hauptstadt freuen würden!“

„Wieso? Den Zusammenhang verstehe ich nicht so ganz. Es gibt doch genug andere Studierende der Theologie, oder? Für das Lehramt, die Gemeindearbeit und was weiß ich“, warf Kellert ein, der sich gut an die zahlreichen Begegnungen und Gespräche erinnerte, die er seinerzeit bei der Aufklärung des Mordes in dieser Fakultät nur einige hundert Meter von ihrem jetzigen Ort entfernt geführt hatte.

„Ja, schon, aber Sie kennen nicht die Bestimmungen des Konkordats!“ Kellert blickte unsicher. Die Oberschwester

bemerkte sein Zögern und erläuterte: „Die Beziehungen zwischen Kirche und Staat sind rechtlich genau geklärt. Diese Gesetze nennt man ‚Konkordat‘. Und da steht nun einmal eindeutig, dass die Existenz einer staatlich finanzierten Theologischen Fakultät einzig und allein von der Zahl der dort ausgebildeten Priesteramtskandidaten abhängig ist. Wenn das Priesterseminar schließt, ist die Fakultät Geschichte. So ist das. Sie können sich vorstellen, was für ein Druck deshalb auf dem Regens herrscht. ... Herrschte.“

„Und wie ist er damit umgegangen?“, horchte der Kommissar nach. „Tja, es gibt verschiedene Rezepte, die man so ausprobiert. Manche sagen: ‚So viele aufnehmen wie möglich, egal wen‘“, antwortete die Schwester. „Das wollte Görtler aber nicht, oder?“, hakte Kellert nach.

„Nein, auf keinen Fall“, bestätigte sie. „Auch Spiritual Dietz war streng dagegen. ‚Schaut in die wenigen Bistümer, die all jene Kandidaten genommen haben, die anderswo nicht unterkamen oder abgelehnt worden waren. Jetzt sind viele von denen Priester – und was ist das Ergebnis?‘ ‚Nichts als Probleme!‘, hat auch Görtler mehr als einmal gesagt. Probleme gibt es in der Tat. Vor allem für die Gemeinden, in denen diese Priester arbeiten. Aber meistens auch für die Jungs selbst. Das hält man auf die Dauer nicht aus: zu spüren, dass man eigentlich völlig fehl am Platz ist. Ungeeignet.“

„Also: Hatte Görtler Recht?“, warf Kellert ein. Die Ordensfrau zuckte mit den Schultern und lächelte ein wenig resigniert: „Aus meiner Sicht schon. Wenn man uns Ordensfrauen mehr Raum gäbe, sähe manches schon anders aus in dieser Kirche. Bei uns hätten solche Typen keine Chance. Nicht weil wir überheblich wären, nun wirklich nicht. Auch nicht, weil wir irgendjemanden ausgrenzen wollten. Aber du musst für diesen Lebensweg bereit sein, bereit und fähig.“

Sonst zerbrichst du irgendwann und bist eine Belastung für deine Gemeinschaft. Man heiratet doch auch nicht einen anderen Menschen aus Mitleid, oder?“ Schwester Luitgard blickte den Kommissar ernsthaft an. Und fügte nach einigem Nachdenken hinzu, als würde sie einen Gedanken damit abschließen: „Nein, hier gibt es nur eins: Ehrlichkeit! Und darin war Regens Görtler gut. Sehr gut. – Wollen Sie noch einen Tee?“

Sie goss ihm nach, fügte selbst Milch und Zucker hinzu. Er nutzte den Moment für eine weitere Nachfrage: „Aber nicht alle waren seiner Meinung, oder? Dieser Dr. ...“ – er blickte suchend auf seinen Notizblock – „Breskamp zum Beispiel. Der sah das doch ganz anders.“ Schwester Luitgard sah ihren Gesprächspartner an: „Richtig, der Herr Prälat und Domkapitular Breskamp sieht das anders. Aber nicht nur er. Subregens Arenhövel zum Beispiel auch.“ „Aha, da waren die sich in der Seminarleitung also doch nicht so einig!“, dachte Kellert.

Die Ordensfrau redete weiter. „Deswegen haben wir ja auch die Gäste aus Indien und Sambia bei uns, die haben Sie ja sicherlich bemerkt. Das war eine Idee von Görtler. Wenn wir Studierende aus den – früher sagte man ‚Entwicklungsländern‘ – bei uns aufnehmen, lassen sich die Zahlen leicht steigern. Aber ...“, sie verstummte.

„Aber?“ „Aber das ist nicht so einfach. Vor drei Jahren hatten wir zwölf Gäste, jetzt sind es nur noch vier. Manche taten sich mit der Sprache schwer, auch nach zwei Jahren Eingewöhnung. Sie konnten den Vorlesungen an der Universität kaum folgen, bestenfalls mit größter Mühe. Andere konnten sich hier in Deutschland nicht einleben. Heimweh tut wirklich weh, wissen Sie? Und für die Hausgemeinschaft war das auch schwer. Da waren plötzlich fast so viele Gäste

wie Einheimische. Das ging nicht gut. War wirklich nicht leicht, da muss ich auch unsere Jungs in Schutz nehmen ... Die Gäste auch, gute Jungs, wirklich. Aber eben anderswo zu Hause ...“

„Und die, die jetzt noch da sind?“ Das Gesicht der Ordensschwester erhellte sich zu einem freundlichen Lächeln. „Ach, die sind klasse. Die sind ja deshalb noch da, weil sie sich gut einbringen und integrieren können. Sprechen ein gutes Deutsch, vor allem François, da kann man nur staunen. Ein Jahr Studium haben sie noch, dann kommt der Pastoralkurs, anschließend werden sie geweiht, wenn alles gut geht.“ Dabei schlug Schwester Luitgard unwillkürlich und wohl auch kaum bewusst zwei rasche Kreuzzeichen hintereinander. „Aber ob da noch einmal welche nachkommen, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich werde in solche Pläne ja immer erst eingeweiht, wenn alles entschieden ist.“

Kellert nickte stumm vor sich hin. Zwei Kohlmeisen hoppelten durch die Laube, wohl in der aus Erfahrung gewachsenen Hoffnung auf herabfallende Krumen. Doch diese beiden Menschen dort hatten nichts zu essen oder zu zerbröseln dabei. „Und wenn Regens Görtler nun Weihbischof geworden wäre, wie wäre es dann hier weitergegangen?“, fragte er nach einer Weile.

„Was Sie nicht alles wissen!“, staunte die Ordensfrau. „Na ja, dafür sind Sie eben doch Polizist. ... Ja, das haben wir alle erwartet, dass der Regens Weihbischof wird. Schade für mich, er war eigentlich ein guter Chef. Berechenbar. Gerecht. Und wer seine Nachfolge hier angetreten hätte, das war die große Frage.“

„Arenhövel?“ fragte Kellert. „Das wäre doch normal, wenn ich das richtig verstanden habe. Dass der Subregens dann zum Nachfolger aufrückt.“ „Das ist schon ganz rich-

tig“, stimmt Schwester Luitgard zu, „muss aber nicht so sein. Doch, ich habe das selbst ein paar Mal so erlebt. Görtler war zum Beispiel vorher Subregens, bevor er dann Regens wurde. Aber es gab auch andere Fälle. Und bei Maximilian Arenhövel war man sich nicht so sicher. Er selbst ging selbstverständlich davon aus, klar. Und wäre riesig enttäuscht gewesen, wenn man ihn übergangen hätte ...“ – „Aha!“, notierte Kellert in Gedanken –, „aber einige waren sich nicht sicher, ob er stark genug dafür ist. Das muss ein Regens nämlich sein.“

„Und wieso nicht?“ „Ach ...“, Schwester Luitgard druckte herum, blickte sich im Garten um, sprach dann fast flüsternd weiter: „Er ist vielleicht ein bisschen labil. Nicht so belastbar. Und ...“, ihr Flüstern war nun kaum noch hörbar, „... halt doch ziemlich konservativ, zumindest für meinen Geschmack. Nicht so weltoffen. Eher ängstlich. Zudem ungeheuer autoritätsgläubig. Nein, ich glaube, der Bischof hatte da auch seine Zweifel. Nun muss er viel früher als gedacht einen Nachfolger bestimmen. Ich bin gespannt auf seine Entscheidung. Auch wenn es mich dann ja nicht mehr wirklich betrifft.“

Fragend blickte Kellert zu ihr hinüber. Sie sprach nun wieder in normaler Lautstärke: „Na, ich werde im November fünfundsiebzig. Das hätten Sie wohl nicht gedacht, was? Jaja, fünfundsiebzig! Das reicht. Ich gehe in ein Altenwohnheim meiner Gemeinschaft in Wetzlar. Alles schon in die Wege geleitet. Jetzt kann ich dort noch etwas Gutes bewirken. Man muss wissen, junger Mann, wann Schluss ist.“

„Danke für den ‚jungen Mann‘, Schwester Luitgard“, grinste Kellert, den das Älterwerden ja gerade intensiv beschäftigte. „Nein, auf fünfundsiebzig hätte ich Sie tatsächlich niemals geschätzt. Also, wenn ich in Ihrem Alter noch so fit

bin wie Sie, wäre ich froh. Und wirklich schade, dass Frauen wie Sie nicht mehr zu sagen haben. Täte Ihrer Kirche“ – er unterbrach sich – „täte unserer Kirche wohl.“

13

Sie blinzelten sich verschwörerisch an. Jetzt wäre ein guter Moment, sich zu verabschieden. Kellert hatte auch gar nicht vorgehabt, so lange zu bleiben. Der Tee war längst ausgetrunken. Ab und zu fuhr ein kühler, herbstlicher Windhauch durch den Hof. Die Sonnenstrahlen zeigten sich nur noch oben auf den Dächern des Schwesternhauses. Irgendetwas hielt ihn zurück.

„Kennen Sie eigentlich diesen Repetenten, diesen Marcus Rühle?“, fragte der Kommissar, weil ihm dieser Name plötzlich durch den Sinn gegangen war. „Rühle?“, antwortete Schwester Luitgard mit leichtem Stirnrunzeln. „Natürlich, der ist ja seit einem Jahr hier mit im Seminar tätig. Aber der hat nicht hier studiert, darum kann ich kaum etwas über ihn sagen. Der wurde damals ja in Rom zum Priester geweiht. Und der interessiert sich für alles Mögliche, nur nicht für uns Ordensfrauen hier im Haus.“

„Und was halten Sie von dem?“, wollte Kellert wissen. – „Ich will da kein Urteil abgeben, dafür kenne ich ihn einfach zu wenig. Aber was der hier macht, das hat sich mir bislang nicht so recht erschlossen. Und das geht nicht nur mir so. Auch der Chef, also der Herr Görtler, war mit diesem Arrangement nicht glücklich. Aber Genaueres kann ich Ihnen da nicht sagen. Das waren nun wirklich Interna der Hausleitung.“

Der Kommissar nickte, war mit dieser Information offensichtlich fürs Erste zufrieden. Er überlegte kurz. Doch, da

gab es noch etwas ganz anderes, was er gern ansprechen wollte. Er fasste sich ein Herz: „Schwester, ich glaube, bei Ihnen bin ich mit meiner folgenden Frage an der richtigen Adresse. Die ist aber ein bisschen heikel.“ „Jetzt nur zu! Glauben Sie, dass Sie mich in Verlegenheit bringen können?“, entgegnete die Ordensfrau, während die Lachfältchen um ihre Augen blitzten.

„Ich kenne diese Institution ja nicht gut“, fing Kellert zögerlich an und wies mit der rechten Hand einen großen Bogen. „Aber man liest natürlich viel darüber, dass es in solche Priesterseminare viele Männer mit homosexuellen Neigungen zieht.“ Schwester Luitgard verzog keine Miene, schaute ihn unverdrossen an, antwortete aber nicht.

„Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich urteile nicht über Menschen hinsichtlich ihrer sexuellen Vorlieben, solange sie sich im rechtlichen Rahmen bewegen, wirklich nicht“, fuhr der Kommissar fort. „Aber wir bei der Kripo wissen natürlich, dass das ein Milieu ist, das anfällig ist für Erpressung und Gewalt. Gerade bei Personen, die im Licht der Öffentlichkeit stehen. Denken Sie nur mal an die wenigen Fußballprofis, die sich geoutet haben. Das ist bis heute ein Tabu-Thema. Und das wird hier, wo so viele Männer zusammenleben, sicher auch nicht anders sein, oder?“

„Fußballprofis – also da bin ich überfragt“, entgegnete Schwester Luitgard mit einem kurzen trockenen Lachen. Sie hatte einmal mehr mit ihrer widerspenstigen Haarsträhne zu kämpfen, konnte diesbezüglich immerhin wieder einmal einen, leider wohl nur kurzfristigen, Etappensieg verbuchen. „Aber zu – nennen wir es doch beim Wort! – Schwulen im Priesterseminar, da kann ich Ihnen schon etwas sagen. Nur: Hören sie! Die Presse scheint ja kaum ein anderes Thema mehr zu kennen, wenn es um die Kirche geht. Um unsere

Priester. Warum schreiben die nicht einmal über die vielen, vielen wirklich guten Pfarrer. Die gibt es ja auch, und zwar quer durch alle Generationen. Einfühlsame Seelsorger, unermüdliche Begleiter der Menschen durch ihre Nöte und Hoffnungen. Die kennen keine Vierzig-Stunden-Woche. Opfern sich auf. Darüber sollte man mal schreiben, darüber!“

Sie hatte sich richtiggehend in eine Rage hineingeredet. Blickte nun zu Kellert hinüber, beruhigte sich, besann sich auf seine Frage und fuhr mit ruhigerer Stimme fort. „Ihre Frage, ja. Die habe ich nicht vergessen. Natürlich haben Sie recht: Für manche Jungs mit einer homoerotischen Veranlagung hat das eine bestimmte Ausstrahlung, hierherzukommen. Ausschließen kann man das nie. Aber der Zölibat schließt ja einen Verzicht auf die Ausübung der Sexualität mit ein. Egal, welcher Ausrichtung. ‚Keuschheit‘ nennen wir das. Und das wissen unsere Jungs genau. Und wir sagen es ihnen auch, wenn nötig.“

Sie überlegte eine Weile. „Es macht ja schon einen großen Unterschied aus, ob ich eine bestimmte Veranlagung habe, dagegen ist nichts einzuwenden. Oder ob und wie ich sie auslebe – und dahingehend hat unsere Kirche ganz klare Vorstellungen. Spätestens bei der Weihe – oder bei uns Ordensleuten bei der Ablegung der ewigen Gelübde – muss allen klar sein, was Keuschheit bedeutet.“

Wieder dachte sie einen Augenblick lang nach, legte ihm dann die rechte Hand auf den Unterarm und sprach weiter: „Deswegen schaut man heute schon bei der Aufnahme, ob jemand offensichtlich homosexuell ist. Und ob er auch vorhat, das auszuleben. Und wenn dieser Eindruck entsteht, wird die Aufnahme von vornherein verweigert.“

„Aber woher will man das denn wissen?“, fragte Kellert. „Tja, gute Frage“, erwiderte die Ordensfrau, die ihre Hände

nun gefaltet auf den Tisch legte. „Ich würde sagen: Menschenkenntnis. Leider nehmen sie mich ja nicht mit zu diesen Gesprächen, die hohen Herren. Ich könnte ihnen da ohne langes Überlegen gute Tipps geben.“

„Darauf würde ich wetten“, dachte Kellert. Luitgard sprach jedoch weiter: „Es kommt immer wieder vor, dass jemand das Seminar verlassen muss aus genau diesem Grund. Wenn man das vorher nicht erkannt hatte. Gute Jungs oft. Schade, einige könnten richtig gute Seelsorger sein, wenn sie nur mit ihrer Sexualität besser klarkämen. Und natürlich gibt es auch Priester, die in ihrer Veranlagung eher homosexuell sind. Die das aber nicht ausleben. So wie heterosexuelle Priester ihre Sexualität ja auch nicht ausleben. Warum sollten die dann nicht Priester sein? Sie sehen, da sind die Abgrenzungen manchmal dann doch gar nicht so einfach, wie man sich das vielleicht von außen denkt.“

„Und ... äh ... die Seminarleitung?“ Kellert wusste, dass er mit dieser Wendung heikle Fragen anschnitt. Aber Schwester Luitgard lachte nur und meinte: „Nein, da brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen! Die sucht der Bischof schon sehr genau aus. Da darf man sich keinen Skandal erlauben von wegen Missbrauch von Abhängigen. Die werden auf Herz und Nieren – und, wenn Sie so wollen, auch auf andere Körperteile – überprüft. Bildlich gesprochen. So ist das zumindest in der letzten Zeit. Was früher war, möchte ich zum Teil lieber nicht so ganz genau wissen.“

Der Tonfall der Ordensfrau hatte sich verändert. Irgendetwas ging ihr durch den Sinn. Kellert schaute sie fragend an. Sie hatte sich erhoben und ging mit kleinen Schritten vor dem Tischchen auf und ab. Sie runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und fügte dann hinzu: „Diese furchtbaren, furchtbaren Missbrauchsfälle haben ein Gutes. Nicht, dass das

irgendetwas entschuldigen oder rechtfertigen würde. Aber jetzt schaut man genau hin. Sehr genau. Manche sagen: zu genau.“

Wieder sah sie Kellerts fragenden Blick. „Na, Domkapitular Breskamp zum Beispiel. Der sagt: ‚Solange nichts vorfällt, ist doch nichts passiert. Sind doch gute Jungs dabei!‘ Oder so ähnlich. Der Regens war da strenger. Wenn er den Eindruck hatte, dass da auf einen Kandidaten kein Verlass ist, hat er sein Veto eingelegt. Da war er ganz klar und eindeutig in seinem Vorgehen. Hat sich natürlich mit dem Spiritual und dem Subregens vorher verständigt. Ganz allein sollte man so etwas nie entscheiden.“

Der Kommissar spürte, dass der Ordensfrau noch etwas auf dem Herzen lag. Immer noch ging sie mit kleinen Schritten zögerlich vor dem Tischchen auf und ab. Die Lachfältchen waren verschwunden. Sie vermied seinen Blick. Nun erschienen leichte Sorgenfalten auf der haubengekrönten Stirn, an deren Seite natürlich längst wieder die eigensinnige graue Haarsträhne wippte. „Da ist doch noch etwas, was Sie loswerden wollen“, ermunterte er sein Gegenüber.

„Ja, das hat aber nichts mit dem Mordfall zu tun. Bestimmt nicht. Kennen Sie das Gefühl, sich bodentief für etwas zu schämen, was andere getan haben?“, fragte sie, blieb stehen und schaute ihm nun direkt in die Augen. „Fremdschämen, klar, das kenne ich“, gab er zurück.

Sie senkte den Blick, schaute über ihre Schuhspitzen hinweg: „Ich weiß schon, Homosexualität und Missbrauch sind zwei ganz verschiedene Paar Schuh. Schon klar! Aber ...“, sie stockte, sprach dann zögerlich weiter: „Aber mindestens zwei meiner Jungs, also Absolventen unseres Priesterseminars, haben sich des Missbrauchs schuldig gemacht. Beide an Messdienern. Bei einem ist es ein öffentlich bekannter

Fall, es war ein Jahrgangskollege von unserem Regens. Der hatte damals ja den Fall mit an die Öffentlichkeit gebracht. Das war vor zehn oder elf Jahren, ich weiß es nicht mehr so ganz genau. Von dem anderen weiß man offiziell nichts. Ich schon. Andere auch. ... Und das ist schon mehr als fünfundzwanzig Jahre her. Trotzdem.“

Sie kämpfte sichtlich um ihre Beherrschung. „Trotzdem: Sich das vorzustellen ... Und bei diesem anderen Fall hätte ich es verhindern können. Nein: müssen. Ich habe das gespürt, was mit dem los ist. Aber ich war damals noch nicht so lange hier und das waren überhaupt andere Zeiten. Ich war nicht die Einzige, die das hat kommen sehen ... Wir haben es nicht verhindert. Es ist also mehr als ein Fremdschämen.“

Sie blieb vor Kellert stehen, blickte auf ihn herunter, horchte in sich hinein, rang mit sich und ergänzte dann: „Sündig wird man ja nicht nur durch böse Taten. Sündig wird man auch durch das Unterlassen des Guten oder des Richtigen. Und das werfe ich mir vor. Ich ... ich fühle mich auch mitschuldig. Ja, das ist es, mitschuldig.“

Kellert nahm die Hand der Ordensfrau und zog sie sanft wieder auf den Stuhl. „Können Sie mir den Namen des Betroffenen sagen?“ Sie zuckte zurück. „Unmöglich! Beichtgeheimnis! Sein Beichtvater hat es mir anvertraut, weil er selbst mit diesem Wissen rang. Aber unter Beschwörung meiner absoluten Verschwiegenheit. Nein, unmöglich, den Namen werde ich Ihnen nicht verraten. Niemals!“ Kellert spürte instinktiv, dass es ihr ernst war. Er würde nicht weiter nachbohren.

„Aber den anderen, den können Sie mir doch nennen? Der ist doch öffentlich bekannt, haben Sie gesagt.“ „Ja, *den* kann ich Ihnen schon sagen“, seufzte die Franziskanerin.

„Der Fall war doch hier damals in aller Munde. Ein Riesenskandal, groß aufgebauscht in der Presse, und das deutschlandweit. Hubertus Stockhausen hieß der. War Pfarrer drüben in Großwertenfeld.“

Sie atmetet aus. Irgendwie war sie froh, ihr Wissen und die Last ihres Gewissens ausgesprochen zu haben. Kellert hatte eine vage Erinnerung an den Fall. Klar hatte er etwas darüber gelesen. Aber er war natürlich für derartige Fälle nicht zuständig. Lange her! „Wissen Sie, was aus dem geworden ist, aus diesem Stockhausen?“, fragte er. „Aus dem? Nein, und das will ich auch gar nicht wissen, wenn ich ehrlich bin. Ich weiß, man soll verzeihen, aber dessen Taten waren so abscheulich! Und: Der hat unser aller Ansehen hier in den Dreck gezogen ...“

Als sich Kellert und Schwester Luitgard verabschiedeten, hielten sie die Hände länger als üblich. ‚Ein selten gutes Gespräch‘, dachte der Kommissar. So etwas passierte ihm in der Ausübung seines Berufes nicht oft. ‚Wieder einmal eine Bestätigung dafür, den richtigen Beruf gewählt zu haben.‘ Sie blickten sich in innerer Verbundenheit an. Beide lächelten noch, als sie sich schon längst aus den Augen verloren hatten.

14

Eine solche Begegnung hätte Kriminalhauptmann Thiele sich nur wünschen können. Sein Nachmittag war vollständig anders verlaufen. Er hatte ja den Auftrag erhalten, nach diesem Georg Brunnhuber Ausschau zu halten, dem die Priesterweihe versagt worden war. ‚Ena könnte den kennen‘, war ihm spontan eingefallen, und so hatten sie sich zu einem mittäglichen Treffen beim Italiener verabredet.

„Den Schorsch? – Klar kenne ich den“, meinte Verena Obmöller, während sie sich den von ihr bestellten Salat mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer anrichtete. Dominik Thiele hatte sich eine Lasagne bestellt, die nun dampfend vor ihm stand, noch zu heiß, um sie schon zu probieren. „Das war echt 'ne Marke! Der Schorsch. Immer wie aus dem Ei gepellt, geschniegelt, gestriegelt. Der war zwei Semester über mir und schon etwas älter. Hatte, glaube ich, vorher schon ein Studium abgelegt.“

„VWL“, ergänzte Thiele. „Was?“ „Volkswirtschaftslehre hat er studiert. Und auch abgeschlossen.“ „So, wusste ich nicht“, gab Verena zurück. „Passt aber. Der war echt ein Paradiesvogel. Passte irgendwie nicht zu den anderen aus dem Priesterseminar. Ich habe nie viel mit dem zu tun gehabt. Wir waren mal in einem Seminar bei Professor MühlSiepe zusammen. Daran erinnere ich mich. Der tat immer so klug. Hat große Reden geschwungen.“

Sie kaute auf ihrem Salat herum, während ihr Gegenüber noch über seine Lasagne blies im vergeblichen Versuch, sie schneller abzukühlen. „Nee, der *war* auch durchaus klug, tat nicht nur so“, korrigierte Verena Obmöller ihre Darstellung. „Mir war der jedenfalls nie so ganz geheuer.“

„Und warum nicht, Ena?“, fragte Thiele und schob sich endlich eine erste Gabelportion in den Mund, hustete und spülte rasch mit seinem Mineralwasser nach. „Noch heiß?“, fragte sein Gegenüber unnötigerweise. „Der hatte so eine Art ... schmierig fand ich das. Der guckte einen so an, dass man immer das Gefühl hatte, dass er dich mit den Augen auszog.“

Thiele zog eine Grimasse. „Nicht so, Domm, bei dir ist das etwas anderes“, gab sie lachend zurück. „Nee, so richtig unangenehm. Ich dachte immer: ‚Und der will Priester wer-

den? Wie passt das denn, bitte schön, zusammen?' Ist er dann ja auch nicht. Mich hat das nicht überrascht. Ihn aber wohl schon, wenn ich das richtig mitbekommen habe. Dass er mit seinem Verhalten überhaupt einmal auf Gegenwehr stößt, auf Widerstand – das kannte der gar nicht.“

Sie widmeten sich eine Zeit lang schweigend ihrem Mittagessen. Es kam nur selten vor, dass der Alltag ihnen eine derartige gemeinsame Mahlzeit erlaubte. Meist war der eine oder die andere, häufig waren auch beide unterwegs und beschäftigt. Sie genossen die Zweisamkeit, blitzten sich ihre Zufriedenheit durch Augen-Blicke zu, kauten und schluckten vor sich hin.

Plötzlich blickte Verena auf die schmale, silbereingefasste Armbanduhr an ihrem linken Handgelenk und zuckte zusammen. „Oh, Mist. Ich muss los! Wir haben noch Schulpädagogik. Bei Dr. Krämer!“, sagte sie und fügte ein „Gäh!“ hinzu. „Du Arme“, scherzte Dominik Thiele, gab ihr einen spielerischen Kuss und fügte hinzu: „Und ich werde mal schauen, ob ich etwas über den Aufenthaltsort von diesem Brunnhuber herauskriege. Oder weißt du zufällig, wo der sich jetzt herumtreibt?“ „Nee, keine Ahnung“, rief sie schon im Fortgehen. Thiele legte abgezähltes Geld auf die Theke, rief ein joviales „Ciao“ in die Runde und machte sich auf die Suche.

15

Georg Brunnhuber ausfindig zu machen war nicht so schwer wie befürchtet. Er lebte tatsächlich noch in Friedensberg. Seine Handynummer und Adresse fanden sich ganz klassisch im Telefonbuch, wie Thiele seinem I-Pad entnahm. Brunn-

huber ging auch gleich an sein Gerät, wunderte sich zuerst darüber, wer da mit ihm sprach, stimmte dann aber – ein bisschen unwillig, wie es dem Polizisten schien – einem Treffen zu. Thiele überließ ihm die Wahl des Ortes. Café Dom-blick? Ein bisschen teuer, aber warum nicht? Das waren ja schließlich Spesen ...

Brunnhuber hatte einen Espresso bestellt, Thiele einen Latte macchiato. Sie hatten sich am Eingang des Cafés getroffen, kurz begrüßt und dann problemlos einen Tisch tatsächlich mit Blick auf den Dom bekommen. An den übrigen Tischen saßen einige der wenigen Touristen, die um diese Jahreszeit nach Friedensberg kamen, Menschen mit Zeit und Muße. Meistens ältere Ehepaare, die sich wenig zu sagen hatten. Einige aus Vertrautheit, andere aus Entfremdung.

„Das habe ich gehört, dass Görtler ermordet wurde, ja!“, bestätigte Brunnhuber eine diesbezügliche Frage. Er saß breitbeinig auf dem kleinen Eckstuhl der Sitzgruppe und streckte seine langen Beine von sich. Ein teurer anthrazitfarbener Anzug, glänzend polierte schwarze Lackschuhe, tadellos gebundene Seidenkrawatte, stufig geschnittene Kurzhaarfrisur ... „So stelle ich mir einen jungen, erfolgreichen Macher in der freien Wirtschaft vor“, dachte Thiele über sein Gegenüber. Er schätzte ihn auf etwas älter als sich selbst.

„Mord an einem Priester! Hier bei uns in Friedensberg! Ich konnte es kaum glauben“, sprach Brunnhuber weiter. An seiner Stimmlage konnte man spüren, dass er es gewohnt war, vor anderen zu reden. Und von ihnen erwartete, zuzuhören. „Mir recht!“, dachte Thiele.

„Sie waren nicht unbedingt Freunde, oder?“, warf er ein. „Nee, wirklich nicht“, gab Brunnhuber sofort mit breitem Grinsen zurück. „Der mochte mich nicht – und ich ihn umgekehrt auch nicht. Das gibt es eben. *Incompatability of*

character sagen die Soziologen dazu. Tja: So sind wir Menschen. Da kann man nichts machen. Der soll seinen Jungs im Priesterseminar vorschreiben, was er will. Bei mir war er da an der falschen Adresse. Hallo: Wir sind erwachsene Menschen, keine Schulbuben!“

Thiele konnte sich durchaus vorstellen, dass die äußerst selbstbewusste, man könnte auch sagen großspurige Art seines Gegenübers auf viele Leute Eindruck machte. Vor allem auf Frauen, zumindest auf manche. Offenbar aber nicht nur auf die. Als Priester, als Seelsorger konnte er sich diesen smarten Typ allerdings nur schwer vorstellen. Aber die Kirche war ja sowieso nicht seine Welt. Was zählte also seine Einschätzung?

„Görtler hat letztlich verhindert, dass Sie Priester werden durften“, schob Thiele ein. „Ja, und dafür bin ich ihm zu tiefstem Dank verpflichtet“, reagierte Georg Brunnhuber sofort. „Klar, im ersten Moment war ich sauer. Richtig sauer. ‚Mit welchem Recht und welcher Kompetenz gibt ausgerechnet der ein Urteil über dich ab?‘, habe ich mich gefragt. Und es gab ja keinerlei Möglichkeit eines Einspruchs. Außerdem haben mir genügend andere hier im Bistum – und wichtige, verstehen Sie, richtig wichtige Leute – signalisiert, dass sie diese Entscheidung nicht nur für falsch hielten, sondern für eine Katastrophe!“

Er nippte an seinem Espresso. Draußen sah man, wie sich eine Grundschulklasse mit zwei Lehrerinnen auf den Weg zum Dom begab. Immer zwei Kinder hielten sich an den Händen. Vorn die eine Lehrerin, schon älter, hinten die andere, höchstens Ende zwanzig. Sie wussten wohin und sie wussten, warum sie unterwegs waren. Das war ihr Job. „So wie bei dir, Domm“, sagte sich Thiele, „nur mit dem einen Unterschied: Dein Job ist es, einen Mord aufzuklären.“

„Ich sag Ihnen mal was“, Brunnhuber beugte sich verschwörerisch zu Thiele, senkte seine Stimme aber nicht. „Im ersten Moment denkst du in einer solchen Situation: ‚Ich hau dem eine in die Fresse!‘ Ehrlich! Was nimmt der sich eigentlich heraus? So ein engbrüstiger Paragraphenreiter! Vorschrift hier, Regel da! Kein richtiges eigenes Leben und will mir was vorschreiben. Mir!“

Er nippte noch einmal, stellte das Tässchen wieder auf den Tisch, lehnte sich zurück und sprach ruhiger weiter. Thiele war es recht. „Eine reinhauen – das tut man dann natürlich nicht. Man ist ja schließlich zivilisiert. Man weiß sich ja zu benehmen. Und: Schauen Sie auf mich“ – er wies mit der rechten Hand über seine ganze Erscheinung – „mir geht es jetzt prächtig. Besser denn je. Vielleicht hat er ja Recht gehabt, dieser Görtler. Auf jeden Fall geht es mir jetzt wesentlich besser als ihm.“

Mit einem bösen Lächeln beendete er seine Rede. Beifall und Zustimmung heischend schaute er zu Thiele hinüber. Der blieb jedoch sachlich: „Und was machen Sie jetzt, Herr Brunnhuber, wenn ich fragen darf?“ Wieder musste er auf eine Antwort nicht lange warten. „Dürfen Sie, dürfen Sie. Nichts mehr mit Kirchens. Das Kapitel ist vorbei. Endgültig. Ich arbeite in einer Anlageberatung. Quatsch, nicht in *einer*. Bei Müller & Gervatius, und das ist *die* Topadresse, weit über Friedensberg hinaus. Das liegt mir. Das macht Spaß. Und bringt gut Kohle. Da können Sie nur von träumen.“

„Das glaube ich dir“, dachte Thiele, der trotzdem keinerlei Ambitionen verspürte, mit seinem Gegenüber zu tauschen. „Anlageberater und Priester. Vielleicht gibt es da sogar Parallelen? Der eine berät und wirbt für die Kohle hier, der andere fürs Jenseits? Kein Wunder, dass du da Erfolg hast. Zu deinem Typ passt es.“

Diese Gedanken behielt er natürlich für sich. ‚Ein Mörder?‘, überlegte er, nachdem er die Rechnung beglichen hatte, sie sich voneinander verabschiedet hatten und er sich auf den Weg nach Hause machte. ‚Glaube ich nicht. Verbittert über die erfahrene Zurückweisung, das ja. Das ist gerade für einen siegesgewohnten Typ wie den hart. Ich kann mir jedoch kaum vorstellen, dass der mir etwas vorgespielt hat. Der hat seinen Weg gefunden.‘

16

‚Für morgen ist Regen angesagt‘, ging es Bernd Kellert durch den Kopf. ‚Gut, dass ich heute Morgen noch einmal das Rad genommen habe. Wer weiß, wie lange man noch fahren kann.‘ Er hatte noch einmal mit seinem Mitarbeiter Dominik Thiele telefoniert. Sie hatten sich über ihre jeweiligen Erfahrungen und Erkenntnisse ausgetauscht.

Erkenntnisse? ‚Doch, ich weiß jetzt schon viel besser, wie dieser Laden da funktioniert‘, gestand sich Kellert. ‚Ich habe eine Ahnung von den Spannungen und Konflikten dort. Aber ein Mordmotiv? Eine heiße Spur? Sehe ich nicht. Oder habe ich etwas übersehen? Etwas gehört, dem ich noch weiter nachgehen sollte?‘ Er hatte Thiele den Auftrag gegeben, den Aufenthalt dieses seines Amtes enthobenen Priesters aufzuspüren, von dem Schwester Luitgard erzählt hatte, Hubertus Stockhausen. Das war vielleicht nicht ganz einfach. Aber den wollte Kellert sich unbedingt noch vornehmen. Wenn er sich denn auftreiben lassen würde.

Wie immer empfand er das Radfahren nicht nur als ungemain entspannend, wenn er mit zügigem Tempo auf dem Flussradweg voraneilte, sondern auch kreativ. Nach zwei,

drei Kilometern übernahm der Körper die Bewegungen wie von allein. Da es keine nennenswerten Steigungen gab, musste er sich nicht besonders anstrengen. Und dann kamen und gingen die Gedanken, wie sie wollten. Ungefiltert und ohne System. Genau dabei blitzte häufig ein Einfall auf, den Bernd Kellert gar nicht erklären konnte. Woher kam der jetzt? Diese Idee. Diese Erinnerung. Nicht wenige seiner Fälle verdankten ihre Auflösung einem Impuls, den er fahrradfahrend entwickelt hatte.

Er liebte die Ruhe. Nur das Brausen des Gegenwindes in den Ohren. Der Flussradweg war vor einigen Jahren so angelegt worden, dass man nicht mit dem Straßenverkehr in Berührung kam. Hier waren auch kaum Fußgänger unterwegs. Um diese Zeit, im Übergang zwischen Spätnachmittag und Frühabend, waren außer ihm vor allem einige Sportradfahrer unterwegs, knallbunt, alle in perfekter uniformartiger Sport-Ausrüstung. Die meisten davon kamen ihm in Gruppen von drei bis fünf entgegen, fuhren zurück in Richtung Friedensberg.

Und daneben waren natürlich noch einige rüstige Senioren mit ihren E-Bikes unterwegs, oft genug aber ohne Helm. ‚Was für ein unverantwortlicher Leichtsinn!‘, dachte Kellert immer wieder, wenn er sie so ohne Kopfschutz dahinbrausen sah. Er hatte sich selbst lange Zeit geweigert, mit Helm zu fahren. ‚Sieht blöd aus, fühlt sich einengend an‘, hatte er gedacht. ‚Als wollten die Leute lieber Motorrad fahren, aber dafür hat es dann doch nicht ganz gereicht.‘

Bis dann Dietzenhofer, einer seiner Kollegen, einen Fahrradunfall hatte. Ganz harmlos eigentlich: Er war, ganz langsam durch eine Baustelle fahrend, mit dem Vorderreifen in einen flachen Spalt geraten, das Rad war aus dem Gleichgewicht geraten, er jedoch war schutzlos auf den Kopf ge-

fallen. Und musste mit schweren Schädelverletzungen in eine Spezialklinik geflogen werden. Sechs Monate war er krankgeschrieben. Die Operationen zogen sich über drei Jahre hin. Und bis heute konnte man die Spätfolgen sehen, auch wenn die Chirurgen ganze Arbeit geleistet hatten. Immer wieder klagte Dietzenhofer über plötzlich auftretende Kopfschmerzen.

Seit dem Tag war es für Bernd Kellert keine Frage: Fahrradfahren nur mit Helm! Anders jedoch viele der rüstigen Senioren auf ihren Pedelects. Durch den elektrischen Zusatzantrieb brausten sie mit mehr als zwanzig Stundenkilometern durch die Gegend, meistens zufrieden vor sich hin grinsend. ‚Ihr überholt mich nicht‘, hatte sich Bernd Kellert vorgenommen, über sich selbst schmunzelnd. Seine Geschwindigkeit orientierte sich deshalb häufig daran, ob er gleichzeitig mit solchen E-Bikes unterwegs war.

Eine knappe Dreiviertelstunde brauchte er für die Strecke, für ihn keine verlorene Zeit. Zudem war es ein ganz gutes Training, um fit zu bleiben. Schon deshalb kam es für ihn nicht infrage, sich selbst auch ein E-Bike anzuschaffen. Im Kommissariat konnte er sich umziehen, für alle Fälle gab es dort auch eine Dusche. Er hatte sich leichte Sportkleidung angeschafft, die er zum Fahrradfahren anzog. Seine Dienstkleidung blieb so immer in Friedensberg, außer wenn er sie zum Waschen mit nach Hause nahm.

Heute, an diesem nun schon etwas kühlen Frühherbstabend, genoss er das Fahren besonders. Wehmütig dachte er an die vor ihm liegende Zeit, in der er wohl oder übel das Auto nehmen musste. Erderwärmung? Von ihm aus könnte die ruhig etwas schneller und radikaler einsetzen. Vor dem November grauste ihm schon jetzt. Sein absoluter Hass-Monat. Die Talsenke von Friedensberg steckte da fast durch-

gehend unter einer grauen Wolkendecke. Er brauchte diese trübkalten Spätherbst- und Wintertage nicht. Friedensberg mit Toscana-Klima? Für ihn alles andere als eine Horrorstellung, auch wenn er natürlich wusste, welche Änderungen damit insgesamt verbunden sein würden.

In den letzten Jahrzehnten hatten sich wieder einige Störche in den Dörfern rechts und links des Flusses angesiedelt. Manche blieben sogar über den Winter hier. Störche – die hatte Bernd Kellert als Kind nur aus Geschichten in alten Lesebüchern gekannt und aus Kinderliedern, die ihm seine Mutter beigebracht hatte. Die standen für eine versunkene Welt ferner Vergangenheit, so war es ihm vorgekommen. Und jetzt brüteten sie hier, sozusagen vor seiner Haustür! Stakten durch die Wiesen, segelten mit breit ausgespannten Schwingen majestätisch über die Dörfer. „Es wird eben doch nicht alles schlechter!“, fuhr es ihm durch den Kopf, als er auf einem ufernahen Brachland drei der schwarz-weißen Vögel entdeckte. „Na, dieses Mal keine Tour nach Afrika?“

Wie funktioniert das, unser Hirn? Wie zündet es seine inneren Verbindungsfunken? Plötzlich sah Kellert wieder die Leiche des Regens vor sich, lang ausgestreckt zwischen Sessel und Schreibtisch. „Eine spontane Tat, aus dem Affekt heraus? Ungeplant, in großer, plötzlich hemmungsloser Wut? Aber dazu war der Tatort zu sauber hinterlassen worden. Selbst noch die Kerzen auszulöschen! Da hatte sich jemand Mühe gegeben, keine Spuren zu hinterlassen. Das sprach gegen Affekt. Nein: kaum Spuren, kein Tatwerkzeug. Das musste der Täter mitgenommen haben. Entweder war das noch irgendwo in seinem Besitz, oder er hatte es entsorgt. In den Fluss geworfen zum Beispiel.“

„Fluss“? Nicht nur Störche gab es wieder, sondern auch Biber. Auch solche Tiere, die Bernd Kellert früher nur aus

Geschichten und Bildern im Biologiebuch gekannt hatte. Gesehen hatte er noch keine, aber in den kleineren Nebenflüssen hatten sich offenbar mehrere Familien angesiedelt. Ihre Burgen, auch die Verbiss-Spuren an den Bäumen entlang der Bäche hatte er auf mehreren Fahrradtouren entdeckt. Inzwischen regten sich mehrere Bauern über die ihnen dadurch entstehenden Schäden auf. Störche! Biber! Gedankenströme ...

Als er in den kleinen Hof seines Hauses einbog, saß dort im Vorgarten wie immer Barry. Stolz präsentierte er eine vor Kurzem gefangene Maus. „Brav“, murmelte Kellert, fast hätte er ein „wohl bekomm’s“ hinzugefügt. Da der blitzweiße Corsa seiner Frau vor der Garage stand, wusste er, dass sie schon zu Hause war.

„Hallo Bernd, du kannst gleich zu Tisch kommen!“, rief sie aus der Küche. „Ich habe uns etwas gekocht.“ Normalerweise aßen sie abends nur Brot mit milchfreiem Käseersatz (Beate) oder Wurst (Bernd). Ab und zu hatte Beate Kellert aber Lust aufzukochen. „Schön“, rief ihr Mann nun, „ich zieh mich nur kurz um!“ Er eilte die Treppe hinauf in den ersten Stock, wechselte aus der Fahrradkluft in bequeme Hauskleidung und ging ins Bad, um sich frisch zu machen.

Beates Ankündigung erfüllte ihn allerdings mit gemischten Gefühlen. Sie war seit einem Jahr – angesteckt von ihrer in diesem Punkt konsequenten Tochter Jenny – zur Veganerin geworden. Keine fleischlichen Produkte, keine tierischen Produkte überhaupt. Und wenn sie kochte, dann eben auf ihre Art. Manches davon schmeckte gar nicht so schlecht, musste er sich eingestehen. Aber er bevorzugte doch Fleisch und Wurst. Unvergessen war ihm der Überzeugungsspruch, den sein schon vor vielen Jahren verstorbener Großonkel Heinz-Wilhelm, Spätheimkehrer aus russischer Gefangen-

schaft, auf so gut wie jeder Familienfeier von sich gegeben hatte: „Männer essen Fleisch!“

Nach dem Essen setzten sie sich in die Sofaecke am Erkerfenster. Sie hatten sich gegenseitig über die Ereignisse des Tages informiert, waren froh um die abendliche Ruhe. Und Stille. Beide arbeiteten in Berufen, in denen das ständige Gespräch Teil des Arbeitsalltags war. Deswegen genossen sie es, abends nichts reden zu müssen.

Beate kraulte Barry das Fell. Der Kater legte sich gern neben sie auf das Sofa. Und führte einmal mehr perfekt vor, wie Muße funktioniert. Nichts tun. Schwer genug. Jetzt eben genossen es auch Bernd und Beate Kellert. Sie schwiegen. Aber das war nicht die peinliche Stille eines drängenden Suchens nach Gesprächsstoff, sondern das vertraute Entspannen Seite an Seite. „Bernd“, ergriff Beate dann vorsichtig das Wort, und am Tonfall war klar, dass sie nun eben doch ein ernstes Gesprächsthema anschneiden wollte. Bernd Kellert blickte zu seiner Frau hinüber, halb neugierig, halb alarmiert.

„Ich habe mir etwas überlegt“, fuhr diese fort, während sie gedankenverloren dem Kater über das Nackenfell strich. „Du ...“, sie druckste herum, „du suchst doch immer noch nach etwas Neuem, das deinem Leben noch mal einen Push gibt.“ Er wollte protestieren, aber sie ließ ihm keine Zeit dazu. „Doch komm: Gib es zu, das ist doch so. Und da dachte ich mir: Wie wäre es mit einem Motorrad? Du hast doch erzählt, dass du dir das als Jugendlicher so sehr gewünscht hast. Und dass ihr damals einfach nicht das Geld dafür hattet.“

„Hm“, grinste Bernd Kellert und zog eine süßsaure Miene, „das hast du dir also überlegt! Das ist ja lieb, Beate, aber ...“ Er zögerte: „Weißt du, die Idee ist mir tatsächlich auch schon gekommen. Ist ja nicht gerade originell. Der Jo-

hannes hat sich ja auch eine Maschine gekauft, eine richtig schwere Suzuki. Du weißt schon, der Chef der Freiwilligen Feuerwehr. Und der Gusti auch, mein Kollege von der Sektion Eigentumsdelikte.“

„Und?“, fragte Beate zurück. „Na, das ist scheinbar so eine Mode“, entgegnete Bernd Kellert: „Wenn die Männer auf die fünfzig zugehen, schaffen sie sich für die letzte Etappe noch ein Motorrad an. Holen dadurch ihre Jugend nach, denken sie. Aber hast du mal gesehen, wie lächerlich das ist? Da hält ein Motorrad an der Tankstelle, der Fahrer nimmt den Helm ab, du denkst Wunder was für ein toller Typ sich da zeigt, und dann ist das so ein alter Knacker mit faltigem Gesicht.“

„Hey, ‚alter Knacker‘, so ein Unsinn“, entfuhr es Beate Kellert. „Alter Knacker, das trifft weder auf den Johnny, also den Johannes, noch auf deinen Kollegen zu.“ Sie überlegte kurz. „Und erst recht nicht auf dich! ‚Faltiges Gesicht‘, also bitte!“

„Jaja, danke für die Blumen“, gab ihr Mann trocken zurück. „Trotzdem: Das ist so offensichtlich, was da läuft, das ist mir zu peinlich. Zu durchschaubar. Und irgendwie brauche ich das auch nicht mehr. Aber noch einmal: Danke, dass du dir Gedanken um mich machst. Brauchst dich aber nicht zu sorgen. Ist schon alles okay. Passt schon.“ „Ob das stimmt?“, dachte Beate Kellert.

17

Das Generalvikariat der Diözese befand sich nicht weit entfernt von all den anderen zentralen kirchlichen Gebäuden. ‚Pietkong‘, nannten die älteren Friedensberger diesen Teil der

Altstadt in Anspielung auf den ‚Vietkong‘, die Nationale Front zur Befreiung Südvietnams in den 1960er Jahren, auf deren Konto ungezählte Gräueltaten gingen. Nur dass es hier um die – vorgebliche? – Frömmigkeitsfront ging, die in diesem Stadtviertel residierte und ihre Herrschaft in das umgebende Land ausstrahlte. Volkshumor halt.

Fast alle Gebäude ringsum dienten irgendwelchen kirchlichen Zwecken – und waren natürlich seit undenklichen Zeiten in katholischem Besitz. Zwei Straßen weiter lag das Priesterseminar, etwas weiter draußen an der Ringstraße die Theologische Fakultät, hier Bischofshaus, Liturgisches und Katechetisches Institut, alles in Sichtweite des Doms.

Im Generalvikariat schlug das Herz des Bistums. Hier war der Sitz der Verwaltung, der maßgeblichen Referate, hier wurden die grundlegenden Entscheidungen getroffen. Ein trutziges, schmuckloses Bürogebäude, mindestens dreihundert Jahre alt, aber natürlich mehrfach renoviert und an seine jeweilige Funktion angepasst. Heute präsentierte es sich als Bürogebäude wie andere auch. Von außen deutete nichts darauf hin, dass hier ein katholisches Bistum verwaltet und organisiert wurde.

Eine Ordensschwester – ‚aha, doch ein Hinweis auf die Nutzer dieses Gebäudes!‘, dachte Kellert – undefinierbaren Alters hatte ihnen an der Pforte den Weg gewiesen. Die Wettervorhersage für diesen Mittwoch hatte sich als richtig erwiesen: feiner, penetranter Landregen. Thiele hatte sich die Kapuze über den Kopf gezogen, zog sie nun herab und schüttelte sie. Kellert stellte seinen grauen Regenschirm in die dafür vorgesehene Vorrichtung hinter der Eingangstür des Gebäudes. ‚Wiedersehen macht Freude!‘, dachte er sich.

Der Aufzug hatte die beiden Polizisten sanft schaukelnd in den fünften Stock gebracht. Pünktlich um zehn, wie ver-

einbart, standen sie vor dem Dienstzimmer von „Dr. Franz Joseph Breskamp, Lic. theol., Justiziar, Prälat, Domkapitular“, so die Auskunft auf dem Bronzeschild links neben der Tür.

„Breskamp“, stellte er sich ihnen vor und gab ihnen so die Hand, dass ein deutlicher Abstand gewahrt wurde. Genauso ein weichlicher Händedruck, wie Kellert ihn hasste. Der Mann vor ihnen: mittelgroß, korpulent – ohne wirklich übertrieben fettleibig zu wirken, fast komplett kahl, bis auf einen spärlichen, undefinierbar braun-grauen Haarkranz, natürlich in schwarzem Anzug und mit Kollar. „Wie alt mag er sein?“, fragte sich Kellert. „Das kannst du bei diesem Typ ganz schwer sagen. Der kann fünfundvierzig sein, aber auch schon sechzig.“

„Sie kommen wegen dieser furchtbaren Geschichte, wegen des Mordes an Regens Görtler?“, eröffnete Prälat Breskamp unter bewusster Verwendung des Genitivs von sich aus das Gespräch. Offensichtlich wollte er Tonart und Stil von Anfang an selbst bestimmen. Er saß hinter seinem großen, gleichzeitig wohlgeordneten wie vollen Schreibtisch, die beiden Kriminalbeamten auf der anderen Seite auf den eher schmalen Besucherstühlen.

„Genau!“, bestätigte Kellert, der sich nach seiner ersten Taxierung ihres Gegenübers nun seinerseits zu einem selbstbewussten und eher forschenden Vorgehen entschloss. „Und ich will gleich sagen, worum es geht. Wir haben mehrfach gehört, dass Sie mit dem Regens einige heftige Streitigkeiten hatten. Man hat Sie als ‚Feinde‘ bezeichnet.“ Das stimmte zwar so nicht, aber egal.

„Soso, hat ‚man‘ das.“ Dr. Breskamp verschränkte die Arme über dem im Sitzen deutlich hervortretenden Bauch. „Sie wissen natürlich, dass die Leute gern reden, wenn der

Tag lang ist. Dass man immer höchstens die Hälfte davon für bare Münze nehmen darf. Höchstens.“ Kellert nickte. Dominik Thiele hatte einen Notizblick aufgeschlagen. Er sollte sich Wichtiges notieren oder wenigstens so tun. Das hatte sich als kluge Gesprächsstrategie erwiesen. Das Gegenüber fühlte sich dadurch meistens einerseits ernst genommen, andererseits überwacht. Eine gute Mischung.

Kellert nickte dem Mann vor ihm mit knapper Bewegung zu. „Feinde! Das würde ich so nicht gelten lassen“, führte dieser weiter aus. „Wir waren immerhin Mitbrüder, und das ist für mich keine leere Floskel. Aber es stimmt: Wir waren in vielem unterschiedlicher Meinung. Und ja, ich hielt ihn für den falschen Mann an einem wichtigen Ort. Tatsächlich, das habe ich auch öffentlich gesagt. Jetzt sagen Sie mir nicht, das gäbe es in Ihrer Behörde nicht auch.“

„Das ist aber nicht unser Thema, mein Freund“, dachte Kellert, blickte sein Gegenüber aber weiter wortlos, fragend und ohne auch nur die Spur eines Lächelns an. „Ich glaube, ich muss Ihnen das erklären, damit Sie die Tragweite dessen verstehen, um was es hier geht.“ Breskamp rückte auf seinem breiten Schreibtischrollstuhl nach vorn und legte die Hände mit ausgespreizten Fingern auf den Schreibtisch.

„Die katholische Kirche in Deutschland steht vor einem gewaltigen Wandel. Bei uns in Friedensberg merkt man das noch nicht so, aber gehen Sie mal nach Frankfurt, ins Ruhrgebiet, nach Berlin. Wir sind jetzt schon de facto eine Minderheit. Doch, das ist so! Die Austrittszahlen sind bleibend hoch. Mehr Menschen, als Friedensberg Einwohner hat, verlassen jedes Jahr die Kirche. Einhundertachtzigtausend! Und weitere zweihunderttausend gehen statistisch verloren durch die im Vergleich zu den Todesfällen geringeren Geburten und Taufen. Jedes Jahr! Soll uns das trösten, dass es

der evangelischen Kirche genauso geht? Wenn nicht noch schlimmer?“

Er schnaufte einmal durch, zog mit der rechten Hand ein Stofftaschentuch aus dem linken Ärmel des Anzugs und wischte sich einmal über die Stirn. „Und uns gehen die Priester aus. Es gibt einfach viel zu wenige junge Männer, die diesen Weg wählen. Kein Wunder bei der schlechten Presse, die wir haben. Die stürzen sich ja wie die Geier auf jeden Skandal bei uns, auf jedes auch noch aller kleinste Skandalchen. Von all dem Guten, was tagtäglich in den Gemeinden passiert, berichten die natürlich kein Wort.“

„Aber ob das der Grund ist, warum nur noch so wenige Priester werden wollen?“, fragte sich Kellert. „Lass ihn reden!“, gab er sich mit auf den Weg.

„Wissen Sie, was wir als Gegenmaßnahme beschlossen haben, vor – warten Sie – acht Jahren? Wir haben Priester angeworben aus Ländern, wo es sogar einen Priesterüberschuss gibt. Ja, die gibt es tatsächlich! Vor allem in Polen und Indien, da haben wir ein Partnerbistum. Vierzig Priester haben wir geholt. „Das zeigt auch die weltkirchliche Verbundenheit“, so hat man uns das Konzept damals verkauft.“

„Und? Das klingt doch gut“, warf Thiele ein, fing sich dafür aber einen missbilligenden Blick seines Chefs ein. „Ja, das dachten wir zunächst auch“, pflichtete ihm Dr. Breskamp bei und tupfte erneut über seine Stirn. „Aber was glauben Sie, was für Probleme das mit sich bringt. Die wenigsten sprechen wirklich gut Deutsch, auch nach mehreren Jahren nicht. „Wir verstehen die Predigt nicht, der spricht so, dass ihn keiner versteht!“ Wie oft habe ich das in Briefen aus der Gemeinde gelesen. Und ganz ehrlich: Die Leute haben einfach Recht. Das darf ich nach außen natürlich so nicht sagen, klar.“

Andere sprechen ganz ordentlich, haben aber Probleme, sich hier einzugewöhnen. Die kennen katholische Kirche von zu Hause ganz anders. Die Kulturen sind zu unterschiedlich. Das ist tragisch. Das sind oft gute Priester, ordentliche Kerle. Aber sie selbst bleiben meistens völlig isoliert, sind unglücklich, und die Gemeinden auch. Von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, das will ich nun wirklich auch nicht verschweigen. Egal: Das Modell ist gescheitert. Das wissen alle. Nur offiziell beerdigen will es keiner. Noch nicht.“

Domkapitular Breskamp hatte sich in Rage geredet. Offensichtlich handelte es sich um eines seiner Lieblingsthemen. Die schweißnasse Stirn verlangte schon wieder nach dem Taschentuch. Er überlegte, rückte wieder zurück, lehnte sich seufzend an, beruhigte sich.

„Ich komme schon noch zu Ihrer Frage, Herr Kommissar, ich habe das nicht vergessen. Aber eines muss ich Ihnen vorher noch erklären. Sie verstehen sonst nicht, was hier vor sich geht. Also: Die Idee mit den Auslandspriestern ist gescheitert. Weitgehend zumindest. Nun hat man eine neue Idee: ‚Pastorale Einheiten‘ nennen sie das, oder ‚Pfarrverbund‘. Je verrückter die Idee, desto toller der Name! Wenn es nur noch wenige Priester gibt, müssen die eben größere Einheiten betreuen, ganz einfach. Da legt man dann fünf oder sieben ehemalige Pfarrgemeinden zusammen, und die muss dann eben der eine Pfarrer betreuen. Bis zu dreißigtausend Menschen, das ist die größte Pfarreiengemeinschaft in unserem Bistum.“

Thiele und Kellert schwiegen noch immer. Also sprach er einfach weiter: „Das schaffst du nicht als Priester! Du brauchst Bodenhaftung. Du musst irgendwo zu Hause sein. Die reisen nur noch herum, sind mal hier, mal da. Stippgäste. Die brennen aus. Buchstäblich. Wir haben es wissenschaft-

lich untersucht: Die Burn-out-Quote steigt um zweiundsiebzig Prozent. Das ist geheim, darf man nach außen nicht sagen. Bitte behandeln Sie es vertraulich. Das will niemand hören!

Und die Rückmeldungen aus den Gemeinden: fatal! Der sowieso schon nicht besonders hohe Gottesdienstbesuch geht noch einmal um über fünfzig Prozent zurück. Auch diese Zahlen sind streng geheim. Aber hier geht es ja um etwas anderes. Ich bin Ihnen gegenüber ganz offen: Spendenrückgang fünfundvierzig Prozent; Taufzahlen: ein Viertel weniger; Zahl der Firmungen: minus ein Drittel. Und, und, und ... Aber unsere Planungsexperten halten beharrlich an diesem Konzept fest. Kritik ist unerwünscht, Widerspruch zwecklos. So sieht das aus!“

„Aber Sie haben offensichtlich eine Idee, wie das anders gehen könnte?“, fragte Kellert nach einer kurzen Pause. „Ja, sicher! Natürlich! Wir brauchen ganz einfach mehr Priester! Deutsche oder zumindest deutschsprachige, die sich in unseren Kulturkontext einfügen wollen und können. Das ist nun wirklich offensichtlich.“

Er streckte ihnen seine offenen Hände entgegen. „Und das hat dieser Görtler einfach nicht eingesehen. Da war der so was von halsstarrig! Hat wirklich guten Kandidaten die Zustimmung verweigert. Ich könnte die Wände hochlaufen!“ – „Das möchte ich sehen“, dachte Thiele und unterdrückte mühsam ein Grinsen. – „Als könnten wir da jetzt so wählerisch sein!“

„Sie würden da so ziemlich jeden nehmen?“, fragte Kellert direkt. – „Unsinn! Aber was der Görtler erwartet hat, das war einfach viel zu viel. Als ob es nur Modell-Priester geben könnte. Ganz ehrlich: Bei uns war das doch früher auch nicht anders. Wir haben uns doch auch unsere Hörner

abstoßen müssen. So oder so. Wir haben doch auch das Wichtige erst mit den Jahren gelernt. Vieles entwickelt sich doch dann erst im Beruf. Das kannst du als Student noch gar nicht mitbringen. Und man muss doch auch mal Kompromisse eingehen.“

„Auch in Sachen Umgang mit Sexualität?“, dachte Kellert, der sich nur zu gut vorstellen konnte, was Schwester Luitgard wohl zu diesen Ausführungen sagen würde. „Und da wäre dir so einer wie der Brunnhuber recht gewesen?“, fragte sich Thiele.

Breskamp hatte sich aber noch nicht beruhigt. „Wieder und wieder habe ich Görtler gesagt: ‚Mach doch mal die Augen auf, Mensch! Schau mal nach Bamberg, nach Passau, nach Trier.‘“ Er blickte zu den beiden Polizisten hinüber und spürte, dass er genauer erläutern musste, wovon die Rede war. „Da mussten sie die Priesterausbildung aufgeben. Haben ihre handverlesenen Kandidaten zum Studium anderswo hingeschickt. Haben das Priesterseminar de facto geschlossen. Haben es irgendwo auf dem Papier halt bestehen lassen. Da braucht es dann auch keinen Regens mehr. Und was ist der Erfolg? Die Zahl der Bewerber ist noch weiter heruntergegangen. Von sehr niedrigem Niveau aus.“

„Willst du das auch hier bei uns in Friedensberg, Norbert? Willst du das?“, habe ich ihn gefragt. Mehrmals. Eine Antwort ist er mir immer schuldig geblieben. Seit achthundert Jahren werden bei uns Priester ausgebildet. Achthundert Jahre! Klar, mit Unterbrechungen, trotzdem! Ich frage Sie: Soll man mir nichts, dir nichts eine achthundertjährige Tradition gefährden? Würden Sie das verantworten, meine Herren Kommissare?“

Erschöpft blickte er auf die beiden Polizisten. Sie hatten ihn reden lassen. Kellert wusste: Wenn Menschen sich etwas von der Seele reden, merkt man immer am besten, was in ihnen vorgeht. Und der Herr Domkapitular Dr. Franz Joseph Breskamp war dabei, eines seiner Lebensthemen vor ihnen auszubreiten, das war deutlich. Noch einmal tupfte er sich die Stirn trocken, wischte sich dann mit dem gleichen Stofftaschentuch über die Mundwinkel.

„So, meine Herren, vielleicht können Sie nun verstehen, worum es dabei ging. Um die Zukunft der Kirche hier in Friedensberg und vielleicht in ganz Europa. Ich habe mir das gut überlegt, glauben Sie mir: Hänge ich mich da so weit aus dem Fenster, ja oder nein? Gehe ich in einen öffentlich ausgetragenen Konflikt? Das macht man nicht gern, wirklich nicht! Aber letztlich konnte ich nicht anders. Und finde das immer noch richtig.“

Kellert und Thiele hatten der Suada zugehört. Jetzt aber ergriff Kellert wieder das Wort: „Kennen Sie eigentlich diesen Repetenten des Priesterseminars näher, diesen Marcus Rühle?“ „Klar! Ein richtig guter Mann, dieser Rühle! Sehen Sie, solche Männer braucht die Kirche, gerade hier bei uns im beschaulichen Friedensberg. Der bringt mal ein bisschen Schwung in das Priesterseminar, ein bisschen Esprit, ein bisschen Weltgeist! Aus dem wird mal was, aus dem Rühle. Da gebe ich Ihnen schon heute Brief und Siegel drauf!“ „Aha“, dachte Kellert. „Da hat dieser Breskamp also offensichtlich einen seiner Leute in das Priesterseminar eingeschleust. Und hatte offensichtlich Zugang zu allen internen Informationen. Ein Machtmensch, der weiß, was er will. Und der weiß, wie er bekommt, was er sich vorgenommen hat.“

Plötzlich hörte man das stetige Prasseln des Regens, der quer gegen die Fenster geweht wurde. Thiele blickte zu seinem Chef: ‚War’s das?‘ Aber der hatte offensichtlich noch weitere Fragen. „Danke für die Erklärungen“, sagte er, „das hilft uns schon weiter. Aber da gibt es noch etwas anderes in Bezug auf Ihre ...“ – er suchte nach dem passenden Wort – „Beziehung zu Regens Gärtler. Wenn wir das richtig gehört haben, dann waren Sie Konkurrenten um das Amt des Weihbischofs. Und Gärtler hat Sie ausgestochen. Er sollte das werden, nicht Sie.“

„Verdammte Gerüchteküche!“, brüllte Domkapitular Breskamp mit kaum unterdrückter Wut und sprang erregt auf. Ein Zucken durchlief sein schweißglänzendes Gesicht, dann hatte er sich wieder im Griff. „Entschuldigen Sie, meine Herren“, murmelte er betreten und setzte sich wieder. „Aber man ist ja schließlich auch nur ein Mensch. Und diese ständigen Gerüchte – furchtbar. Leben Sie mal in einem solchen Umfeld, wo ständig irgendjemand irgendetwas in die Luft setzt.“

Er trommelte mit den Fingern der rechten Hand auf der Tischplatte herum. „Aber wenn Sie es denn sowieso schon wissen: Jaja, das stimmt. *Ich* sollte Weihbischof werden, das war eigentlich klar. Unser Bischof hatte auch schon zugestimmt. Aber der Erzbischof muss eben seinerseits seine Zustimmung geben, wissen Sie. Der ist so eine Art Ober-Chef. Und der sitzt dick und breit und weit weg in der Hauptstadt. Hat keine Ahnung, was hier auf dem flachen Land vor sich geht. Und hatte eben eine andere Vorstellung.“

Dass es in Domkapitular Franz Joseph Breskamp brodelte, war nur allzu deutlich. Die Adern an seiner Stirn waren hervorgetreten. Die Gesichtsfarbe hatte sich ungut gerötet. ‚Vorsicht, Herzinfarkt!‘, dachte Thiele. Aber Kellert

bohrte äußerlich ungerührt weiter: „Und das muss Sie doch ungeheuer geärgert haben, oder? So etwas lässt einen doch nicht in Ruhe!“

„Natürlich ärgert mich das, sehr sogar!“, schnappte Breskamp zurück, besann sich dann aber, atmete zweimal tief durch und war nur wenig später wieder die Ruhe selbst. Auch die Gesichtsfarbe war wieder normal.

„Äh, Moment, Herr Kommissar.“ Er blickte Kellert nun mit schiefem Lächeln an. „Sie wollen mir doch nicht etwa ein Mordmotiv unterstellen, oder? Ha! So denken Sie. Nein, nein ...“ Er lächelte still in sich hinein. „Sie verstehen da etwas ganz falsch. Ich habe es Ihnen doch schon gesagt: Wir waren Mitbrüder, Görtler und ich, verstehen Sie? Mitbrüder im geistlichen Amt! Sie haben keine Ahnung, wie sehr das verbindet, über alle Grenzen und Streitigkeiten und – meinetwegen – ‚Feindschaften‘, wie Sie das vielleicht nennen, hinweg. Da ist das, was Sie mir unterstellen, völlig undenkbar. Völlig, hören Sie!“

„Ich unterstelle Ihnen gar nichts, Dr. Breskamp“, entgegnete Kellert, bewusst den Titel mitnennend, „ich höre Ihnen zu. Aber wenn Sie mich schon so direkt ansprechen: Wo waren Sie denn am Sonntagabend, so gegen zehn Uhr?“ Breskamp grinste höhnisch zurück. „Mein Alibi wollen Sie wissen? Kein Problem, ich habe keine Geheimnisse.“ – „Ich gehe jede Wette ein, dass doch“, dachte Thiele. – „Ich war bis um, na: ungefähr halb neun in dem Benefizkonzert drüben in St. Bertha. Da gibt es vielleicht hundert Zeugen, das können Sie gerne nachprüfen. Und danach bin ich nach Hause gegangen. In meine Dienstwohnung drüben am Döpfner-Platz. Und wie es sich für einen zölibatär lebenden katholischen Priester gehört, war ich da allein.“

Spöttisch fügte er hinzu, die Finger über seinen Bauch verschränkt: „Wie fast jeden Abend. Da könnte ich fast jeden Abend jemanden umbringen und hätte nie ein Alibi. Tue ich aber nicht. Werde ich auch künftig nicht tun.“ Er dachte kurz nach: „Ach so: Nein, es gab auch keine Anrufe, sofern ich mich da richtig erinnere. Ich habe abends gern meine Ruhe, lese, höre Musik, bete. So: Und nun machen Sie damit, was Sie wollen!“

19

Etwas ratlos schlenderten Kellert und Thiele am Dom vorbei, dann in Richtung Fußgängerzone. Sie hatten Glück, der Regen legte eine kleine Pause ein. Aber ein kühler Wind blies. Kellert hatte im letzten Moment daran gedacht, seinen Regenschirm wieder mitzunehmen und stocherte nun damit neben sich her auf dem Gehweg.

Die beiden Polizisten waren sich nicht schlüssig, was sie von dem Gehörten halten sollten. Dass hier jemand sehr dezidierte Meinungen vertrat, zudem tief persönlich getroffen war, das war klar. Aber ein Mörder? „Jedem traue ich einen Mord zu, wirklich jedem“, meinte Kellert aus Erfahrung. „Mir selbst ja auch, zumindest theoretisch. Ich habe zu viel erlebt, um das für unmöglich zu halten. Wenn alles unglücklich zusammenkommt, ist keiner davor gefeit. Auch du nicht, Dominik!“

Nachdenklich passierten sie einige Geschäfte, deren Auslagen angesichts des Wetters mit durchsichtigen Planen abgedeckt waren. Den Pfützen und kleinen Rinnsalen auf dem Asphalt wichen sie ganz automatisch aus. Das Grau in Grau tauchte die Stadt in ein trauriges und müdes Dämmerlicht.

Vorboten des späten Herbstes, den Kellert so hasste. „Jedes Jahr mehr“, so schien es ihm. „Je älter du wirst, umso mehr Sehnsucht hast du nach Sonne, Licht und Wärme“, ging es ihm durch den Kopf.

Bei dem Wetter waren nur wenige Menschen unterwegs. Es fing wieder an zu nieseln. „Komm, ich muss dringend etwas Ordentliches essen. Ich lade dich ein!“, bot Kellert an, schlug seinem Mitarbeiter kameradschaftlich auf die Schulter und zog ihn in eine nahe liegende Metzgerei, die in einen Stehimbiss übergang. Schon bald ließen sie es sich schmecken. Kellert ein Schnitzelbrötchen – „das schmeckt wenigstens!“, verglich er im Geiste sein jetziges Mahl mit dem vom vorherigen Abend – , Thiele eine Art Fleischspieß mit Soße und Brot.

„Moment, das ist doch ...“, rief Thiele plötzlich, ließ sein Essen fallen, sprang auf und lief mit einigen kräftigen Sprüngen nach draußen. Kellert blickte nur mit großen Augen hinterher. Draußen sprach Thiele auf eine junge Frau ein, die zusammen mit mehreren anderen gebückt und in einen Anorak gehüllt durch den Nieselregen lief. Er küsste sie – „das wird dann wohl doch Verena sein“, dachte Kellert, der in aller Ruhe weiteraß und sein Essen sichtlich genoss, die junge Frau unter ihrem Cape aber nicht erkennen konnte. Die beiden draußen gestikulierten hin und her. Schließlich verabschiedete sich die junge Frau eilig von ihren Begleiterinnen und folgte Thiele in den Imbiss.

„Hallo Verena“ – denn natürlich war sie das –, grüßte Kellert kauend und nicht ganz verständlich. Sie gaben sich die Hand. Für Verena Obmüller war das „Du“ dem Chef ihres Freundes gegenüber immer noch ziemlich fremd. Überhaupt: So ganz locker war sie in dessen Gegenwart nicht. Sie sahen sich auch nicht oft. „Hallo“, entgegnete sie, „so ein Zufall!

Ich wollte eben mit den Mädels von meinem Referendariat etwas essen gehen. Natürlich nicht unbedingt hier!“ Belustigt wies ihr Blick auf die nun wirklich nicht gerade romantische Umgebung.

„Ja, nicht schön, aber wirklich gut“, meinte Dominik Thiele entschuldigend, dessen Chef diese Lokalität ja ausgesucht hatte. „Kann ich dir etwas holen?“ „Einen Kaffee hätte ich gern, danke. Sonst lieber nichts ...“, antwortete sie mit einem Lächeln. „Kannst mir auch gleich einen mitbringen“, meinte Kellert. Thiele, dessen Essen noch zur Hälfte auf ihn wartete, ging zum Selfservice.

Auf hohen Thekenhockern sitzend, vor sich zwei Kaffee und einen Tee, waren sie bald ins Gespräch vertieft. Verena Obmöller lehnte sich an Dominik Thiele, zu Kellert hielt sie deutlich Distanz. „Die kennt mich halt nicht, die Gute“, dachte der Kommissar, der sich seiner Rolle als Chef, auch seiner Rolle als deutlich älterer Mann durchaus bewusst war. „Jetzt denkst du von dir selbst schon als ‚älterer Mann‘!“, rief er sich selbst zur Raison. Trotzdem: Im Umgang mit seinem Mitarbeiter spielten der Altersunterschied und die sich auch dadurch ergebende Hierarchie kaum eine Rolle, so dachte zumindest er. Aber sobald andere Menschen mit im Spiel waren, konnte die Rollenaufteilung zwischen Chef und Assistent durchaus kompliziert werden.

„Worüber kann man da sprechen?“, überlegte er, nachdem sie einige sehr allgemeine Floskeln über das Wetter und das Essen ausgetauscht hatten. „Du kennst dich doch mit Kirche und Religion gut aus“, meinte er dann in Richtung Verena. „Gut? Na ja“, gab die vorsichtig zurück, unsicher, worauf Bernd Kellert hinauswollte.

„Was ist denn eigentlich ein Domkapitular?“, fragte der Kommissar. „So ganz klar ist mir das nicht. Und wir haben

da gerade in unserem aktuellen Fall mit so jemandem zu tun.“ „Na, so ganz locker ist der Chef ja nicht drauf“, stellte Thiele für sich fest.

Verena aber ging gleich auf die Anfrage ein. „So ungefähr kann ich das schon sagen. Aber: ohne Garantie! Jedes Bistum hatte eine Gruppe von solchen Domkapitularen. Alle natürlich Männer, alle Priester. Die sind verantwortlich für alle Gottesdienste im Dombezirk. Und sind so etwas wie ein Beratungsgremium für den Bischof in allen Fragen der Leitung. Irgendwie können die auch mitbestimmen, wenn ein neuer Bischof gewählt wird, aber da kenne ich mich nicht so genau aus. Jedenfalls: Das ist halt eine große Auszeichnung. Wollen viele werden, glaube ich. Das sind dann schon richtig ehrenwerte Herren. Da gehört man dann dazu, zum Establishment.“

Kellert kniff die Augen zusammen, überlegte und nickte. „Und ein ‚Prälat‘, was ist das nun wieder?“, hakte er nach. „Ach Gott, ja. Was ist das schon wieder? Gute Frage. Auch irgend so ein kirchlicher Ehrentitel. Aber genauer kann ich das nicht sagen. Wir Frauen sind bei solchen Titeln ja eh außen vor. Tut mir leid“, räumte Verena Obmöller ein.

„Einen Augenblick, das haben wir gleich“, sprang ihr Dominik Thiele zur Seite. „Wofür gibt es das Internet?“ Schon hatte er sein Smartphone aus der vorderen Hosentasche gezogen und begann zu tippen. Nur kurze Zeit später blickte er angestrengt auf die kleine Schrift, die sich auf dem Bildschirm ablesen ließ. „Aha, na also! Warte mal, bssbss ... Das kommt von lateinisch *praelatus*, und das heißt ‚vorgezogen, bevorzugt‘. Na, wer möchte das nicht sein?“

Er blickte triumphierend und um Zustimmung heischend auf Kellert und Verena. „Also, das passt ja schon einmal wie die Faust aufs Auge, wenn ich an diesen Breskamp denke.

Genau das möchte der sein, bevorzugt!“, dachte Kellert, behielt seine Gedanken aber bei sich. Verena grinste und sagte: „Verena, die Bevorzugte. Das klänge doch nicht schlecht, oder? Sollte ich meinen Fachleitern an der Schule mal vorschlagen, mich so zu nennen!“ „Meine Bevorzugte bist du auf alle Fälle“, nahm Thiele den Faden auf, sah aber den offiziellen Blick seines Chefs und schaute wieder auf den kleinen Bildschirm seines Smartphones.

„So, was haben wir hier denn noch? Aha, es dürfte sich um den Titel eines ‚päpstlichen Ehrenprälaten‘ handeln. Der wird direkt vom Papst verliehen für verdiente Priester, die ... Moment ... bedeutende repräsentative Aufgaben gegenüber dem Staat wahrnehmen.“ „Wow, voll *fame!*“, unterbrach ihn Verena mit breitem Grinsen. „Ja, wenn du das bist, hast du es in der Kirche geschafft, nehme ich mal an“, ergänzte Dominik Thiele, schaute allerdings noch einmal konzentriert auf sein Smartphone.

„Es gibt jedoch ein großes ‚Aber‘.“ Seine beiden Gesprächspartner schauten ihn fragend an. „Tja, Papst Franziskus hat die Verleihung dieses Titels ausgesetzt. Das war eine seiner ersten Amtshandlungen, wenn ich das hier richtig verstehe. Er hat es wohl nicht so mit dieser ganzen Titelhuberei.“ „Ich weiß schon, warum ich diesen Papst so toll finde“, kommentierte Verena Obmöller. „Diener soll man sein, nicht mit blasierten Titeln ausgezeichnete Hochwürden. Oder Eminenz. Oder Sonstwas. Also wenn das Christentum für Grundhaltungen steht, dann doch wohl dafür!“

„Finde ich ja auch, Verena, da hast du schon recht. Ich kann mir allerdings vorstellen, dass das keineswegs alle in der katholischen Kirche so sehen“, warf Kellert ein. „Stellt euch mal vor, ihr hättet lange Jahre darauf hingearbeitet, endlich auch so genannt zu werden. Und dann kommt da

dieser neue Papst und schaffft den Titel einfach ab. Also, da werden einige ganz schön sauer sein.“

„Ja, aber abgeschafft hat er den Titel ja nicht, wenn ich das richtig gelesen habe“, warf Thiele ein. „Wenn man den Titel schon vorher verliehen bekommen hat, darf man ihn auch weiter führen. Nur werden eben keine neuen Prälaten mehr ernannt. ... Moment“, er dachte kurz nach, „das heißt natürlich, dass unser guter Dr. Breskamp den Titel auch schon seit Längerem führen darf.“ „Und damit ist er kaum einer jener Priester, die das Reformprogramm unseres jetzigen Papstes mittragen“, führte Verena Obmöller den Gedanken zu Ende.

20

„Also, ich hole mir noch etwas Süßes zum Nachtsch“, erklärte Dominik Thiele in die sich anschließende Stille hinein. Verena grinste. „No, this time I am not talking about you, my dear! So sorry!“, fügte er lachend hinzu. Kellert unterdrückte seinerseits ein Schmunzeln. „Dann bring mir doch einen Fruchtjoghurt mit!“, bat er stattdessen. „Gute Idee. Nehme ich auch“, meinte Verena.

„Findest du das eigentlich richtig, diese neuen Zusammenlegungen von den Pfarreien, die da jetzt laufen?“, fragte Dominik Thiele, während sie ihre Nachspeisen löffelten. Verena wunderte sich, womit sich ihr Freund plötzlich so alles beschäftigte. „Nee, das ist die totale Katastrophe. Das wissen alle, es machen aber alle mit. Das macht das bisschen Gemeindeleben, das es bei uns noch gibt, endgültig kaputt. Aber sie machen es trotzdem.“ Verena Obmöller schüttelte den Kopf, griff zu ihrer Tasse und schlürfte langsam einen Restschluck ihres inzwischen kalten Kaffees.

„Die erzählen groß etwas von wegen ‚Plus-Modell‘ oder ‚Neubesinnung auf die Mitte des Glaubens‘ oder so und tun so, als wüssten sie nicht ganz genau, dass sie die Totengräber des Christentums sind, zumindest hier bei uns in Westeuropa“, meinte sie sichtlich aufgebracht. „Steile Position“, dachte Kellert, „ob sie das anderswo auch so klar sagt?“

Sie fuhr fort: „Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie sauer oder enttäuscht da viele Leute sind. Da machen sie einfach deine Kirche dicht, in der du getauft worden und zur Erstkommunion gegangen bist. Oder wo nebenan deine ganze Verwandtschaft auf dem Friedhof liegt, oft ja schon seit Generationen. Ohne Mitsprache der Beteiligten vor Ort. Oder erwarten, dass du sonntags mal hierhin, mal dorthin zum Gottesdienst fährst. Wie sollen das die ganzen Alten denn machen? Plötzlich verlieren die ihren letzten Angelpunkt.“

Verena hatte sich richtiggehend in eine Wutrede hineingesteigert. Von den Nachbarstetischen blickten schon manche ganz überrascht zu ihnen hinüber. Aber sie war noch nicht fertig: „Soll ich euch das Zynischste sagen, was ich da gelesen habe? Da hat doch irgendwo ein Bischof ernsthaft gesagt: ‚Was regen sich die Leute bloß so auf? Die fahren ja auch eine halbe Stunde und mehr zum nächsten Baumarkt. Da werden sie das doch auch tun können, um zu einem Gottesdienst zu kommen.“

Dominik Thiele verstand nicht, worauf seine Freundin hinauswollte. „Ich weiß nicht, was du hast. Das klingt doch logisch!“ „Ist es aber nicht!“, fiel ihm Verena ins Wort. „Ist es aber nicht! Wenn ich bei uns zu Hause, also da, wo ich herkomme, mal in den Gottesdienst gehe – das ist ja so richtig auf dem Dorf –, wer geht da in die Kirche? Die Alten vor allem. Und die fahren eben nicht jedes Wochenende in den

Baumarkt, das können die nämlich gar nicht mehr. Und ein paar wenige junge Familien mit Kindern. Für die ist es auch viel zu stressig, die ganze Bagage in ein Möbelhaus zu kutschieren. Nee, alle weg! Durchgestrichen! Sorry, unser Angebot passt leider nicht mehr für euch. *Das* bedeuten diese sogenannten Plus-Modelle ‚neuer Gemeinde-Verbünde‘ oder was für tolle Namen die hohen Herren auch immer dafür finden. Da könnte ich platzen – vor so viel Heuchelei!“

„Aber was soll man dagegen tun? Das ist doch die einzige Möglichkeit, oder?“, fragte Thiele begütigend und beruhigend nach, seinen längst geleerten Teebecher mit beiden Händen umklammernd, um sich an ihm zu wärmen. Kellert hielt sich zurück. „Ach was, wer hat das denn gesagt?“, fuhr Verena barsch auf. „Einzigste Möglichkeit? So ein Unsinn!“ Sie blickte von Thiele zu Kellert, dann leuchtete es kurz in ihren Augen auf.

„Ach so, verstehe, das hat euch euer Herr Domkapitular gesagt, was? Der ehrenwerte Herr Prälat. Der ‚Bevorzugte‘! Ja, das wundert mich nicht, dass der die Situation als ‚alternativlos‘ bezeichnet.“ „Tatsächlich, genau das Wort hat er verwendet“, ging es Kellert durch den Kopf. „Prälaten-Logik!“, höhnte Verena Obmöller. „Natürlich falsch. Es gäbe viele andere Möglichkeiten: Man könnte die Gemeinden so lassen, wie sie sind. Und überträgt die Verantwortung an Laien. Also Nicht-Priester. Das könnten Frauen und Männer mit theologischer Ausbildung sein, so wie ich, oder einfach geeignete Erwachsene, die sich für ihre Gemeinde verantwortlich fühlen. In Frankreich ist das gang und gäbe.“

„Und warum macht man es dann nicht auch bei uns?“, hakte Thiele nach. – „Weil die Kleriker dann viel Macht abgeben müssten ... Weil dann die Sakramente nicht mehr

regelmäßig und ordnungsgemäß gespendet werden könnten ... was weiß ich? Ich behaupte ja auch nicht, dass dann alles besser wäre. Das kann man nicht wissen, bevor man es nicht ausprobiert. Ich sage ja nur, dass es sehr wohl Alternativen zum jetzigen Vorgehen gibt.“

Sie hatte sich inzwischen wieder etwas beruhigt und ihre Stimme wieder auf normale Lautstärke gesenkt und überlegte kurz. „Na ja, und halt der Dauerbrenner: Man könnte die Zugänge zum Priesteramt verändern. Ist ja bei den Evangelischen auch anders. Also: Macht das Zölibat freiwillig, für die, die es leben können! Öffnet den Zugang für verheiratete Männer! Lasst Frauen als Priesterinnen zu! Aber das sind alles Forderungen, die gibt es schon seit fünfzig Jahren, da ändert sich nichts. Das wollen die einfach nicht. Obwohl viele in den Gemeinden das ganz sinnvoll fänden. Sogar sehr viele Pfarrer stimmen dem zu.“

Thiele blickte skeptisch, Verena ließ sich aber so leicht nicht bremsen. „Doch, echt! Die sehen ja direkt vor ihrer Nase, dass es so einfach nicht weitergehen kann. Noch mal: Mit all dem würde sich bestimmt nichts von heute auf morgen ändern in der Kirche. Das sieht man ja auch bei den Evangelischen, bei denen es all das gibt. Und grundsätzlich ist es bei denen nun wirklich auch nicht besser. Bei Weitem nicht! Aber zumindest diese blöde Idee der riesigen Seelsorge-Einheiten wäre vom Tisch.“ Sie schlürfte noch einmal an ihrer Kaffeetasse.

„Und das wäre natürlich doch eine Alternative zu deiner Vorgabe von wegen ›mehr Priester‹, guter Freund“, überlegte Kellert in Erinnerung an das Gespräch mit Dr. Breskamp. „Aber das siehst du nicht! Oder du willst es nicht sehen.“ Seine Gedanken flogen hin und her. „Ist das eigentlich normal, dass die Studenten aus dem Priesterseminar wieder

austreten oder dass man ihnen das nahelegt?“, wollte er dann wissen.

„Klar“, entgegnete Verena Obmüller nach kurzem Zögern, denn sie wundern sich ein wenig, dass Kellert gar nicht auf das einging, was sie gerade gesagt hatte. „In meiner Studienzeit war das immer so, dass“ – sie überlegte kurz – „hm, mindestens die Hälfte derjenigen, die da eintraten, das Seminar auch irgendwann wieder verlassen haben. Einige von selbst: die hatten dann oft eine Freundin. Es gab auch welche, die haben gemerkt, dass das einfach nicht ihr Weg ist. Und ja, es gab auch welche, die vom Regens auf die Straße gesetzt wurden. Warum auch immer. Keine Ahnung.“

Sie blickte auf die Armbanduhr an ihrem rechten Handgelenk. „Upps, shit! Schon so spät, sorry, ich muss los. Ins KaRaGe. Habe Nachmittagsunterricht. Zehntklässler. Blödes Alter, finde ich. Interessieren sich für nichts. Die kannst du nicht mal mehr provozieren. Glauben nur an zweierlei: die heilige Gleichgültigkeit und das große Chillen. Hm, mühsam. Egal, tschüss!“ Schon war sie aufgesprungen, hatte Thiele kurz umarmt, Kellert zugewunken und fort war sie.

„Klasse Frau irgendwie!“, dachte Kellert mit einem leichten Stich im Herz. „Ich hoffe, du weißt das, Dominik. Aber: Puh, was für eine Power! Das wäre mir zumindest auf die Dauer dann doch etwas zu anstrengend, glaube ich.“

21

Kriminalhauptmann Thiele nahm den Dienstwagen und fuhr mit wenig Enthusiasmus ins Präsidium, wo liegengebliebene Schreibtischarbeit auf ihn wartete. Kellert spannte seinen

Schirm auf und ging, erneut alle Pfützen und von Ecken und Kanten herunterplätschernde Wasserbäche vermeidend, wieder hinüber in ‚das katholische Viertel‘, wie er es für sich nannte.

„Priestermord – noch keine Spur!“, sprang ihm die rot-schwarze Schlagzeile des Friedensberger Anzeigers, der hiesigen Lokalzeitung, entgegen, als er an einem Zeitschriftenkiosk vorbeiging. „Polizei tappt völlig im Dunkeln“. „Stimmt leider“, musste er sich eingestehen. „Ich geh noch einmal ins Priesterseminar“, nahm er sich vor, „der Weg ist ja nicht weit. Dreckswetter hin oder her.“

„Schwester Luitgard, schön, Sie zu sehen“, grüßte er die Schwester, die gerade an der Pforte des Priesterseminars Dienst hatte. „Ja grüß Gott, Herr Kommissar“, rief diese freudig zurück, kam aus ihrem kleinen Kabuff, von dem aus man den ganzen Eingang überblicken und kontrollieren konnte, heraus und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Und, sind Sie schon weiter vorangekommen mit Ihren Ermittlungen?“, fragte sie. „Leider nicht so recht“, gab er etwas zerknirscht zurück, während er den Schirm ausschüttelte und dann aufgespannt zum Trocknen in dem Gang neben dem Kabuff abstellte. „Ich würde gern mit einem der Studierenden reden. Meinen Sie, dass das geht?“ – „Sie haben Glück. Nächste Woche fängt ja der Vorlesungsbetrieb wieder an. Dann sind die jungen Herren tagsüber doch meistens an der Universität. In dieser Woche laufen aber noch die Vorbereitungen. Da werden Sie jemanden antreffen. Vielleicht sprechen Sie am besten mit dem Senior.“

Kellert blickte sie verständnislos an. „Entschuldigung, mit wem?“ „Ach so“, lachte sie leichthin, „wieder so ein Begriff, den wir hier im Seminar ganz selbstverständlich ge-

brauchen und der draußen nicht so leicht verständlich ist. ‚Senior‘, so nennen wir den Sprecher unserer Alumnien.“ „Moment, ich versuche mal, ob er da ist“, ergänzte Schwester Luitgard. Sie ging zurück hinter die Glasscheibe, holte ein altes taubengraues Telefon mit Drehscheibe hervor und wählte. Sie sprach eine Weile, lauschte in den Hörer hinein, sprach wieder und hängte dann ein. „Er kommt. Julian, Julian Eggenstein, guter Junge. Neuntes Semester.“

Als Julian Eggenstein vom Anliegen des Kommissars gehört hatte, stand er sofort für ein Gespräch zur Verfügung. Aber nicht im Priesterseminar. „Da hören alle mit, egal wo!“, hatte er nur augenzwinkernd gemeint. Nun saßen sie in einem Studentencafé unweit der Theologischen Fakultät. Da das Semester noch nicht wieder begonnen hatte, herrschte nicht viel Betrieb. Normalerweise konnte man hier kaum sein eigenes Wort verstehen. Heute vernahm man nur einen murmelnden Klangteppich, der bald auf, bald ab wogte, aber ein Gespräch nicht behinderte.

‚Ein bisschen viel Kaffee heute‘, dachte Kellert und bestellte zwei Cappuccini. Für den Studenten auf dessen ausdrücklichen Wunsch auch noch einen Apfelstrudel mit Sahne. Man zahlte sofort, nachdem die Bestellungen zum Tisch gebracht wurden. Kellert übernahm das, klar. Tische und Stühle schienen wie bunt zusammengewürfelt, vielleicht vom Sperrmüll. ‚Glück gehabt, ich habe einen Stuhl mit Polster und stabiler Lehne erwischt‘, dachte Kellert. ‚In so einem Schuppen war ich auch schon lange nicht mehr.‘

Er musterte sein Gegenüber. Ungefähr so groß wie er selbst, schlank, unauffällig gekleidet mit Jeans und Pulli, halblange braune Haare, jugendlich. ‚Normal‘, dachte er, ‚nett. Den könnte ich mir gut als Schwiegersohn vorstellen.

Warum hängt sich Jenny eigentlich immer an so seltsame Typen? Warum nicht mal so einen wie den hier?‘

Dann rief er sich innerlich zur Ordnung. Nicht um seine Tochter und ihre meistens eher unglücklichen Männergeschichten ging es hier, sondern um die Aufklärung seines Mordfalls. „Also, viel wichtiger: Warum will so jemand Priester werden?“ „Darf ich Sie etwas fragen?“, eröffnete er das Gespräch. „Klar, darum sind wir doch hier!“, entgegnete sein Gegenüber. „Ich würde aber gern etwas Privates fragen, wenn ich darf.“ „Nur zu!“, ermunterte ihn Julian Eggenstein.

„Warum wollen Sie Priester werden?“, fragte Kellert nunmehr unverblümt, nahm seine Tasse und verrührte den Schaum seines Getränks. „Ach, das werde ich oft gefragt“, entgegnete der junge Mann auflachend. „Kurz gesagt: Weil ich glaube, dass ich damit Gott am besten dienen kann. Und den Menschen. Nun ja: Und mir selbst auch. Sie müssen wissen: Ich komme aus einem kleinen Dorf, der Name wird Ihnen nichts sagen. Da gibt es drei Straßen, mehr nicht. Eine enge Welt, aber irgendwie intakt. Ich bin immer noch gern dort zu Besuch. Klar, da ist man katholisch. Alle. Das hinterfragt auch keiner. Warum auch? Ich bin da ganz selbstverständlich hingewachsen. Und meine beiden Geschwister auch.“

Der junge Mann trank einen Schluck seines Cappuccinos, eine kleine Spur des Schaums blieb an seiner Oberlippe kleben. „Zur Kirche geht’s ins Nachbardorf. Hohenschwendi, kennen Sie vielleicht. Fährt man eine Viertelstunde mit dem Fahrrad, bis man da ist. Da war ich natürlich Messdiener. Und später in der Jugendarbeit. Und irgendwann spürte ich: Das willst du ein Leben lang machen. Priester werden. Den Menschen den Segen Gottes bringen. Mit seiner Hilfe.“

Ein zweiter Schluck, ein zweiter Milchschaumstrich auf der Oberlippe. „Ach Gott, das klingt jetzt so einfach, so

simpel. Ich lass das jetzt einfach mal so stehen, okay? Jedenfalls habe ich mir dann schon auch die Welt angesehen. Ich habe mein Studium erst einmal in München begonnen. Ich wollte bewusst raus aus der kleinen Welt. Großstadt, klingt toll. Aber das war mir zu unpersönlich, zu groß, zu anonym. Im dritten Semester bin ich dann hierher, nach Friedensberg, und bin dann auch ins Seminar eingetreten.“

Mit dem dritten Schluck leerte er seine Tasse. „Kann ich noch einen?“, fragte er, ohne Verb, wie es in seiner Generation so üblich war, und hatte der studentischen Bedienung schon wortlos seinen Wunsch durch Gesten übermittelt. Kellert hatte genug mit seiner Ration. „Ja, und im Freijahr war ich dann ein Jahr in Brasilien“, erzählte der junge Mann unbekümmert weiter.

„Freijahr?“ „Das sagt Ihnen nichts?“, wunderte sich Eggenstein. „Bei uns ist das so: Im dritten Studienjahr muss man aus dem Seminar raus. In eine andere Stadt, an eine andere Uni. Auf eigenen Füßen stehen. Damit man sich nicht zu stark einigelt. Auch noch mal überprüft, ob das wirklich der richtige Weg ist. Im Prinzip darfst du da studieren, wo du willst. Na ja, der Regens muss natürlich zustimmen. Einige blieben in der Nähe: Augsburg, Würzburg, Eichstätt oder so. Auch kleine Städte. Das war mir aber zu wenig herausfordernd. Und da bin ich dann nach Curitiba gegangen.“

„Ehrlich gesagt“, er zwinkerte Kellert verschwörerisch zu: „Viel an der Uni war ich da nicht. Dafür aber für drei Monate am Amazonas in einer Indianersiedlung. Tausende Kilometer entfernt. In einer alten Missionsstation der Jesuiten. Da betreibt die Universität eine Art Seelsorgezentrum. Ganz anders als wir uns Kirche vorstellen, das sage ich Ihnen.“

Kellert blickte so, dass Eggenstein das als Ermunterung auffasste, weiterzureden. „Was ich dort erlebt habe? Da

könnte ich lange erzählen. Aber das gehört nicht hierher. Das werde ich jedenfalls nie vergessen. Ja, und jetzt bin ich wieder hier, schon seit über einem Jahr. Und nun haben die mich auch noch zum Senior gewählt! Okay, einer muss es ja machen, warum also nicht ich? An meinem Plan hat sich durch all das jedenfalls nichts geändert, im Gegenteil. Priester: Das will ich werden, das ist mein Weg.“

„Eine bewundernswerte Klarheit hat der“, dachte Kellert. „Und ein Leben so ganz ohne Frauen?“, traute er sich zu fragen. „Ach, die leidige Frage nach dem Zölibat“, erwiderte der junge Mann grinsend und schüttelte zaghaft den Kopf. „Ich glaube, der Frage wird viel zu viel Raum gegeben. Im Gymnasium hatte ich für ein paar Monate eine Freundin, so ist das nicht. Ich weiß also, wovon die Rede ist.“ Er grinste. „Klar, das ist schon eine schwere Entscheidung. Aber manchmal muss man sich eben für das eine oder das andere entscheiden. Und mein Weg steht fest.“

„Sehen Sie.“ Er blickte auf den schmalen goldenen Ehe- ring an Kellerts rechtem Ringfinger und grinste. „Sie werden jetzt auch nicht unbedingt jeden Tag mit Ihrer Frau schlafen, oder?“ – „Upps!“, dachte Kellert, ohne sich zu äußern – „Sehen Sie, Sex wird völlig überschätzt! Als ob das den Alltag der meisten Leute bestimmen würde. Ob ältere Ehepaare, Singles oder sonst was: Die meisten leben doch de facto in einer Art Zölibat, ohne sich das einzugestehen. Ist doch so, oder? Na, da entscheide ich mich dann doch lieber direkt dazu!“

Kellert hatte überrascht zugehört. Einerseits imponierte ihm die Offenheit des jungen Mannes. Er hatte mit viel mehr Verklemmtheit und Herumgedruckse gerechnet. Aber wiederholte der vielleicht nur Vorgetragenes aus seiner Ausbildung? War ihm das ernst? Und würde ihn das für die kommenden Jahr-

zehnte seines Lebens tragen? ,Du solltest mal mit Thiele reden, Jungchen‘, dachte er, ,ich glaube, der sieht da einiges grundlegend anders.‘ Ihm kam noch ein anderer Gedanke in den Sinn. ,Oder mit den Kollegen von der Sitte. Was die da alles erzählen könnten. Egal, das gehört nicht hierher!‘

22

Sie schwiegen eine Weile und lauschten auf das sanfte Stimmengewirr um sie herum. Allmählich füllten sich die Tische. Kriminalkommissar Kellert blickte wohlwollend zu Julian Eggenstein hinüber. „Eigentlich wollte ich mit Ihnen ja über Regens Görtler reden. Wie war der denn so als Mensch? Und als Regens? Sie waren von dem ja letztlich ganz schön abhängig, oder?“

„Nein, ‚abhängig‘ ist zu stark. Und ich persönlich bin gut mit ihm ausgekommen, sehr gut. Bei dem wusste man immer genau, woran man war. So oder so. Er hat meine Wahl zum Senior ja auch stark unterstützt. Dass der jetzt tot ist! Irgendwie glaube ich das immer noch nicht! ... Aber klar, für manch andere ist das nicht so einfach gewesen mit dem Regens.“

„Wieso?“ „Ja, sehen Sie: Ich komme aus einem religiösen Umfeld, das habe ich ja schon erwähnt. Ich bin katholisch, und das gern. Das ist aber nicht bei allen so. Manche haben gar keine christliche Erziehung gehabt, kaum einen religiösen Hintergrund. Einige kommen aus Familien, in denen Religion nur eine geringe oder auch gar keine Rolle gespielt hat. Die suchen jetzt irgendwie eine Heimat. Eine Überzeugung, die ihnen Halt gibt. Unbedingt. Kann man ja auch verstehen. Aber ...“

Er suchte nach Worten. „Die krallen sich dann manchmal umso fester an äußere Formen, ohne danach zu fragen, was eigentlich deren Sinn ist. Sagte Görtler. Das war ihm zu eng, zu wenig an das alltägliche Leben angebunden. ‚Bauen Sie sich kein Kartenhaus aus äußeren Formen‘, sagte er immer: ‚Glauben Sie mir, das stürzt über kurz oder lang ein. Sie müssen die Gottesbeziehung im Herzen spüren, darauf kommt es an.‘ Nur: Was macht man, wenn man das eben nicht spürt?“

„Und dann hat er einige aus dem Haus verwiesen?“ „So kann man das nicht sagen. Wir sind hier ständig im Gespräch, auch mit dem Subregens oder dem Spiritual. Und wenn man dann merkt, dass es nicht passt, ist es doch besser zu gehen, oder? Das ist normal. Mein Jahrgang hier war am Anfang ein großer: Wir waren zu neun, als wir eingetreten sind. Also ich kam ja eigentlich erst ein Jahr später dazu. Jedenfalls sind wir jetzt noch vier, nicht mal mehr die Hälfte. Und ob wir alle am Ende geweiht werden, weiß Gott allein. Aber so ist das nun mal.“

„Was machen denn diejenigen, die aus dem Haus ausscheiden?“, fragte Kellert nach. „Das ist total unterschiedlich“, entgegnete der junge Mann. „Micha und Thomas studieren weiter, die wollen – glaube ich – dann als Laientheologen arbeiten. Also als Pastoralreferenten. Thomas macht noch zusätzlich ein Lehramtsstudium, geht dann vielleicht an die Schule.“

Er dachte nach. „Moment. Richtig: Von Ulrich weiß ich nichts, der ist ganz von der Bildfläche verschwunden. Und André ging zu den Petrusbrüdern. Also der war schon krass. So was von traditionell, das glauben Sie nicht. Das muss man schon ultrakonservativ nennen. Und bei dieser Bruderschaft, da ist der vielleicht ganz richtig aufgehoben. Also das wären

mal die fünf aus meinem Jahrgang. Aber so ähnlich ist das immer, denke ich.“

„Haben Sie etwas bemerkt von Konflikten im Haus, also so richtig starken Auseinandersetzungen? Bitte, denken Sie nach. Das ist wichtig“, insistierte Kellert. – „Ach, Zoff ist irgendwie immer. Aber davon gab es zuletzt nicht mehr als üblich. Zwischen dem Regens und dem Subregens hat es irgendeine Auseinandersetzung gegeben, das ist mir aufgefallen. Aber mehr weiß ich darüber nicht. Nee, sorry, da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.“ Er dachte noch einmal nach. „Der ist ja heute zum vorübergehenden Regens ernannt worden.“

„Wie, wer?“, fragte Kellert nach. „Na, Subregens Arenhövel. Das ist ja auch die beste Lösung. Zumindest bis feststeht, wer denn dann auf Dauer Regens werden soll. Vielleicht wird es Herr Arenhövel ja ganz offiziell.“ „Sind Sie mit dem auch so gut ausgekommen wie mit dem Regens, also Herrn Görtler?“

Julian Eggenstein dachte nach. Mit der Gabel kratzte er die letzten Reste seines Apfelstrudels zusammen und schob sich die Bröckchen in den Mund. „Das ist ein ganz anderer Mensch, der Subregens. Der tickt völlig anders. Görtler war klar strukturiert, absolut gerecht, immer berechenbar. Das habe ich ja schon gesagt. Und Arenhövel ...“ – er suchte nach Worten – „der ist viel umständlicher. Launischer. Du musst irgendwie immer auf der Hut sein, wie es ihm gerade geht. Da denkst du manchmal, dass er dir eigentlich nicht traut.“

Noch einmal quietschte er mit der Gabel über die nun fast rückstandslos saubere Telleroberfläche. „Das klingt jetzt blöd, wenn ich das mit meinen dreiundzwanzig Jahren so sage, aber: Der hat sich irgendwie noch nicht so richtig gefunden, finde ich. Der ist eher wie wir, also zumindest wie viele von uns. Der sucht noch seinen Weg. Nicht dass Sie mich falsch ver-

stehen: Ich komme wirklich ganz gut mit ihm aus. Aber ich traue ihm nicht, nicht ganz. Bei ihm weißt du nie, was er wem und wo über dich weitererzählt. So ein Typ, verstehen Sie?“

Kellert nickte. „Und Dietz, der Spiritual?“ Er blickte auf Eggenstein, der sich nicht mehr ganz wohl in seiner Haut zu fühlen schien. Die anfängliche Unbefangenheit während des Gesprächs hatte sich verflüchtigt. Deswegen fügte der Kommissar hinzu: „Bitte! Ich frage ja nicht einfach aus Neugier. Ich muss einen Mord aufklären. Und Sie brauchen in Ihrem Haus auch unbedingt Ruhe und Ordnung, so viel habe ich inzwischen schon verstanden. Also ...?“

„Ja, der Günni“, begann Julian Eggenstein nach kurzem Überlegen und grinste schief. „Der ist eine eigene Marke. Ganz anders. Das sehen Sie ja schon an der Art, wie er sich kleidet und rumläuft. Und er will, dass wir ihn duzen. Nur er. Beim Regens wäre das völlig undenkbar gewesen, beim Subregens eher unpassend. Aber beim Günni, da ist das irgendwie ganz normal. Nicht dass Sie mich falsch verstehen: Der hat eine totale Autorität. Die ist einfach da. Den schätzen wir sehr. Doch, wir alle, das darf ich – glaube ich – wirklich im Namen von allen Seminaristen sagen.“

Er blickte den Kommissar nun wieder direkt an: „Der ist irgendwie unabhängig. Steht über den Dingen. Der will keine Karriere mehr machen. Der drängt sich keinem auf. Der biedert sich nicht an. Der will uns wirklich helfen. Der nimmt uns ernst.“ Er staunte wohl selbst etwas über diese Lobrede auf den Spiritual, hielt kurz inne und ergänzte dann: „Alldings ist er auch knallhart. Wenn du dich da verstecken willst, mit irgendetwas hinter dem Busch hältst oder so. Der merkt das. Und sagt es dir. Nee, meistens läuft das anders. Er sorgt dafür, dass du das *selber* merkst. Und ihm irgendwann sagst. Das kann ganz schön unangenehm werden. Da

sind schon einige aus dem Seminar ausgetreten, weil ihnen im Gespräch mit dem Spiritual deutlich geworden ist, dass das nicht ihr Weg ist.“

„Und Ihr Repetent, also dieser Marcus Rühle?“, fragte Kellert nach einem kurzen beiderseitigen Schweigen. Eggenstein verzog das Gesicht zu einer nur schwer deutbaren Grimasse. „Da bin ich keine gute Adresse, Herr Kommissar“, antwortete er. „Ich habe mit dem nicht viel zu tun, und das ist mir auch ganz recht so. Für mein Studium brauche ich keinen Repetenten, da komme ich auch so klar, und menschlich ...“, er zog wieder diese Grimasse, „liegt der mir einfach nicht. Aber das ist nicht bei allen so. Manche im Seminar finden den toll. Der schwärmt immer so vom Priesteramt als höchster Stufe, die ein Mann erreichen kann. Wie man da von Gott besonders herausgehoben wird aus der Menge.“

Ich sage das einfach mal so, bitte, das soll jetzt aber nicht arrogant klingen: Gerade diejenigen meiner Mitseminaristen, die persönlich eher unsicher sind, die sich im Kontakt mit Menschen schwertun, denen imponiert das. Die fühlen sich durch Rühle in ihrer Berufung bestärkt. Die hören auf das, was er sagt. Manche“ – Eggenstein wurde nachdenklich – „manche hören mehr auf ihn als auf den Regens.“

„Da wollte ich gerade nachfragen“, hakte Kellert nach. „Die werden sich dann wohl kaum gut verstanden haben, der Regens und der Repetent, oder?“ „Da werden Sie schon Recht haben“, entgegnete der Student. „Aber offen vor uns gestritten haben sie nie. Zumindest nicht, wenn ich dabei war.“ Julian Eggenstein blickte sich in dem Studentencafé um. „Hey!“, rief er plötzlich und winkte zwei jungen Männern zu, die gerade zur Tür hereinkamen. Sie blickten sich zunächst unsicher an, kamen dann aber an dem Tisch heran.

„Zwei Kumpels aus dem Seminar“, raunte Eggenstein dem Kommissar zu.

„Darf ich vorstellen?“, fragte er wenig später rein rhetorisch, eine Spur zu förmlich: „Dieter Prachtel, viertes Semester; Wolfgang Hellmich, neuntes, so wie ich. Und das“ – er wies zu dem Kommissar – „ist Kommissar Kellert, aber den kennt ihr ja schon. Wir unterhalten uns gerade darüber, wie er so war, unser Regens. Der Kommissar muss sich ja ein Bild machen.“

Während die beiden Neuankömmlinge sich je einen Espresso bestellten und Julian Eggenstein einen dritten Cappuccino – ‚wohl bekomm’s‘, dachte Kellert –, betrachtete der Kommissar die beiden, an deren Gesichter er sich von seinem Auftritt vor der Hausgemeinschaft her vage erinnerte. Prachtel wirkte schmal, fast zerbrechlich, blass, nachdenklich. Sein hellblonder Kinnbart wuchs noch etwas flaumig und lückenhaft. Hellmich trat jovial auf, selbstsicher – oder schon großspurig? –, handfest, eher ein Redner als ein Zuhörer. Beide waren unauffällig gekleidet. Nichts, was auf ein zukünftiges Leben als Priester hinweisen würde. Wenn es denn so kommen sollte.

„Hast du ihm denn auch die Reh-Witze erzählt?“, fragte Hellmich nach einer Weile des unverbindlichen Redegeplänkels. „Wie, Reh-Witze?“, fragte Kellert, um nicht unhöflich zu wirken. Er hatte sich vorgenommen, nur noch eine kurze Weile zu bleiben, gerade genug, um einen Eindruck von den beiden anderen Seminaristen zu bekommen, dann aber zu gehen. Spät genug war es geworden!

„Na, wir haben doch außerhalb von Friedensberg diesen Garten, der zum Priesterseminar gehört“, begann Hellmich, ganz offensichtlich als Anekdotenerzähler ganz in seinem Element. „Also das ist eher ein Park. Draußen, wenn Sie von

Friedensberg die Landstraße nach Wibbersfeld fahren, zwei Kilometer hinterm Ortsausgang.“ Kellert kannte den Ort von einer seiner Fahrradrunden, auch wenn er diese Strecke nur selten wählte. Eine elend lange Mauer neben der Straße, die keinerlei Einblick in das Dahinter gewährte.

„Da ziehen die Schwestern doch alles Mögliche an Gemüse und Obst. Und da gibt es eben die Rehe. Vermehren sich wie wild. Immerhin, doch etwas Fruchtbares in diesem Verein!“ Hellmich wieherte vor Lachen. Prachtel lachte leise mit, eher aus Höflichkeit. Eggenstein war es offensichtlich peinlich. Er schielte mit entschuldigendem Blick zu Kellert hinüber. Der ließ sich aber nichts anmerken und Hellmich war sowieso völlig unsensibel für Reaktionen in seinem Umfeld. Er erzählte um des Erzählens willen.

„Okay, was bleibt der Hausleitung also übrig? Kann ja nicht ewig so weitergehen. Jedes Jahr werden einige Tiere erlegt und zu besonderen Anlässen gebraten und serviert. Hm! Wirklich gut, Reh, da kann man nichts sagen. Na, und Weihnachten letztes Jahr kriegt der Regens also sein Gericht serviert. Alle Augen auf ihn gerichtet. Fragt der Winni vom Erstsemestertisch hinüber: ‚Schmeckt’s, Herr Regens?‘ Der, ein bisschen verwundert, zurück: ‚Danke der Nachfrage. Ausgezeichnet!‘ Alles brüllt vor Lachen. ‚Selbstzerfleischung!‘, fügt Winni auch noch hinzu. Noch mehr Brüllen. Und soll ich Ihnen erklären, wieso?“

„Aber sicher!“, machte Kellert gute Miene zum blöden Spiel. „Längst nicht mehr da, der Winni“, flüsterte Eggenstein in seine Richtung. Hellmich hatte es überhört und näherte sich der Pointe seiner Geschichte: „Wir Seminaristen sind oft da draußen, müssen Sie wissen. Schönes Fleckchen Erde. Helfen ein bisschen mit oder relaxen einfach. Jeder wie er mag. Und kennen natürlich jedes einzelne Reh. Und geben

ihnen Namen. Halt was uns so einfällt und eigentlich mit ‚Re‘ beginnt, verstehen Sie: ‚Re‘ wie ‚Reh‘. Also ‚Ligion‘, ‚Lativ‘, ‚Bell‘, ‚Serve‘ und so. Na, und was glauben Sie: Wie hieß das Reh, auf dem der gestrenge Herr Görtler da so fröhlich herumkaute? ‚Gens!‘“, brüllte er und stieß wieder sein lautes Lachen aus, ‚Gens!‘“

Den beiden anderen Seminaristen war die Selbstinszenierung ihres Kollegen sichtlich peinlich. Hellmich schien es keinen Deut zu stören, dass der, über den er nun seine Witze machte, vor Kurzem brutal ermordet worden war. Er konnte sich kaum einkriegen vor Lachen. ‚Komischer Humor!‘, dachte der Kommissar und fühlte sich mal wieder ziemlich alt.

23

Am nächsten Morgen kam Kellert mit zwei mächtigen Kratzern im Gesicht ins Büro. Thiele tippte bereits einen Bericht in seinen Computer und sah kurz auf. „Morgen, Chef“, murmelte er, ohne hinzusehen, schaute dann aber doch noch auf, deutete auf die roten Striemen und fragte: „Holla! ... Beate?“

„Quatsch!“, zischte Kellert zurück, offenbar alles andere als gut gelaunt. „Das war Barry, das blöde Vieh. Ich wollte ihn füttern, und er muss da irgendetwas missverstanden haben. Als wollte ich ihm sein Futter klauen. Wirklich nicht! Dann doch lieber vegan.“ Er grinste matt. „Okay, also doch nicht rettungslos schlecht drauf“, dachte Thiele erleichtert.

„Also, Chef“, begann er, nachdem Kellert auf dem ihm zugeordneten Stuhl Platz genommen hatte. „Ich sollte ja die Adresse von diesem Hubertus Stockhausen auftreiben.“ Kel-

lert blickte ihn verständnislos an. „Na, von diesem Priester, den sie wegen Missbrauchs aus seinem Amt entfernt haben.“ Sein Chef nickte, zog eine Grimasse, weil ihm der Name kurzfristig nichts mehr gesagt hatte. Natürlich, Stockhausen!

„War nicht einfach, Chef. Hat mich den ganzen Nachmittag und Abend gekostet, aber ich habe ihn aufgetrieben. Internet und Telefonbuch brachten da natürlich nichts, hatte ich auch nicht erwartet. Also habe ich ein bisschen recherchiert.“ Er klopfte auf den Bildschirm seines Computers. „Nun mach es mal nicht so spannend. Was hast du herausgefunden?“, drängte ihn Kellert ungeduldig.

„Also: Der ist wirklich verurteilt worden damals. Hat viereinhalb Jahre im Knast gesessen. Ist dann wegen guter Führung frühzeitig raus. Als Priester konnte er natürlich nicht mehr arbeiten. Aber die Kirche hat ihm trotzdem einen Job besorgt. Nicht hier bei uns, da war er zu bekannt. Arbeitet im Nachbarbistum drüben als Hausmeister in einem Frauenkloster. Unter anderem Namen. Und ist nie wieder auffällig geworden. Zumindest gibt es da nichts, was bekannt wäre. Ich musste ein paar Mal telefonieren, hier schmeicheln, da auf Autorität machen, bis ich das raus hatte. Kannst du dir ja denken. Und es war zehn, als ich zu Hause war. Ena war nicht gerade begeistert.“

„Na, Hauptsache, es hat sich gelohnt“, meinte Kellert leichthin, spürte dann, dass Thiele doch irgendwie mehr erwartete, und fügte hinzu: „Gut gemacht, Dominik! Dann fahren wir da jetzt mal hin, oder?“ „Ohne uns anzumelden? Vielleicht ist er ja gerade nicht da.“ „Das Risiko müssen wir eingehen. Ich will nicht, dass er sich auf unseren Besuch vorbereitet. Ich will sehen, wie er spontan reagiert.“

Dominik Thiele fuhr gern. Schön, mal aus Friedensberg herauszukommen. Der Weg war nicht allzu weit, fünfund-

achtzig Kilometer. Landstraße und dann Autobahn. An einem frühherbstlichen Donnerstagnachmittag wie diesem war hier nicht viel los auf den Straßen. Der nicht als Polizeifahrzeug kenntliche Dienst-BMW ließ sich gut bei hundertachtzig Stundenkilometern fahren. Oder schneller. „Hast du es eilig?“, fragte Kellert, überließ seinem Mitarbeiter aber den Fahrstil. Dieser Tag war etwas wärmer, der Wind hatte sich gelegt, der Regen aufgehört. Wie gut die feuchte Frühherbsterde roch, konnte man selbst im Wageninneren noch wahrnehmen. Und schon der Blick aus den Fenstern auf die vorbeiziehende Landschaft hatte etwas Beruhigendes.

„So, da haben sie ihm also einen Job besorgt“, sinnierte Kellert während der Fahrt vor sich hin. „Ist ja irgendwie auch nett von der Kirche, dass sie ihn nicht total hängen lässt. Der hat eine Chance verdient, wie jeder andere auch, der aus dem Knast kommt. Das finde ich richtig. Hauptsache, er wird nicht wieder rückfällig. Aber die Gefahr ist in einem Frauenkloster ja wohl eher gering.“ Thiele hörte kaum zu. „Jetzt die nächste Abfahrt raus, dann noch zwölf Kilometer rein in die Pampa“, sprach er vor sich hin. Er hatte sich den Weg im Autoatlas angeschaut, auch wenn der BMW über ein Navigationsgerät verfügte und ihnen immer wieder Richtungsanweisungen gab. „Kontrolle ist besser!“, sagte er sich.

Wald. Vor allem lichter, hoher gelbgrüner Buchenwald. Die schmale, kurvige Straße folgte einem Flusstal bergauf, ließ dann die letzte Siedlung hinter sich. Wald. Hügel. Nichts. „Weg endet in drei Kilometern“, warnte ein Schild rechts am Straßenrand: „Einfahrt nur für Anlieger“. Kellert blickte fragend zur Seite. „Ist schon richtig, Chef! Abwarten!“, knurrte Thiele. „Ein Anliegen haben wir ja wohl, oder?“

Ihm war der Weg allerdings selbst nicht ganz geheuer. Aber laut Autoatlas waren sie schon richtig. Zudem vertraute

Thiele letztlich doch dem eingebauten Navigationsgerät, das immer wieder die Richtung wies. Sie hatten es von der weiblichen Standardstimme umgestellt auf eine neutrale, ruhige Männerstimme. „Ich lass mir halt nicht so gern etwas von Frauen vorschreiben“, hatte Thiele erklärt. „Wie bei dir zu Hause, hm?“, wollte Kellert ergänzen, ließ es dann aber besser.

Thiele strich sich mit der linken Hand nervös über den wie immer akkurat gestutzten Dreitagebart. Plötzlich lichtete sich der Wald und sie sahen wenige hundert Meter vor sich eine burgartige Anlage: Rechts eine kleine Kirche, daneben wenige Gebäude hinter einer hohen Mauer. „Hänsel und Gretel verirrt sich im Wald ...“, sang Thiele mit künstlich verstellter Stimme. Kellert verzog das Gesicht und winkte ab. Humor war grundsätzlich nicht seine Stärke, das wusste er. Und in letzter Zeit schon gar nicht.

Die Straße mündete in einen Parkplatz vor der Mauer. Von hier ging nur eine einzige Fahrspur zu einer großen Holzpforte, die jedoch verschlossen war. Und so aussah, als ob sie in den letzten fünfzig Jahren nicht mehr geöffnet worden wäre. Kein Auto zu sehen. Kein Laut zu hören, außer dem Wind, der sanft durch die sich schwach wiegenden Buchenwipfel wehte. Ab und zu segelte ein gelb gefärbtes Blatt herab. Die beiden Polizeibeamten stiegen aus dem Wagen und warfen die sich automatisch verriegelnden Türen ins Schloss. Der Doppelknall wirkte fast wie ein unerlaubtes Zerstören der Ruhe. Sie sahen sich fragend an, gingen dann langsam auf das Tor zu.

Plötzlich öffnete sich innerhalb der großen, oben halbrund gewölbten Holzpforte eine kleine, gerade mannshohe Tür, die sie vorher nicht bemerkt hatten. Ein Mann undefinierbaren Alters in zerschlissenem blauem Arbeitskittel trat

ihnen mit fragendem Gesichtsausdruck entgegen. Sein struppiger Bart stand ihm an allen Seiten vom Gesicht ab. Thiele blickte kurz auf sein Smartphone, verglich das dort abgespeicherte Bild mit dem Gesicht des ihnen entgegenkommenen Mannes und nickte Kellert zu. Auch wenn man sich den Bart wegdenken und im Geist einige Lebensjahre abziehen musste: Es bestand kein Zweifel. Das war der Mann, deswegen sie hergekommen waren.

„Herr Stockhausen, Hubertus Stockhausen?“, fragte er. „Jaja, das bin ich“, entgegnete der Mann mit fast flüsternder Stimme, „aber bitte nicht so laut. Das muss ja nicht jeder wissen. Hier kennt man mich als Werner Krumme. Bitte, bitte: nennen Sie mich auch so.“ Er blickte sie mit forschendem und gleichzeitig flehentlichem Blick an. „Die ganzen Jahre habe ich befürchtet, dass Sie irgendwann vorbeikommen. Natürlich sind Sie von der Polizei, das sehe ich doch sofort. Dafür hat man einen Riecher, wenn man so ist wie ich. Bitte! Ich bitte Sie: Machen Sie mir nicht alles kaputt!“

„Ja, also gut, Herr ... Krumme!“, gab Kellert zurück. „Und keine Sorge: Wir wollen Ihnen gar nichts kaputt machen, wie Sie das nennen. Wir haben nur ein paar Fragen, wirklich. Können wir irgendwo ungestört reden?“ Misstrauisch beäugte der Mann die beiden Polizisten und die ihm sicherheitshalber entgegengestreckten Dienstaussweise. „Aber gewiss doch! Folgen Sie mir!“ Er führte die beiden links um die Mauer herum. Vom Parkplatz aus nicht sichtbar befanden sich dort, im Schatten der Mauer, drei niedrige einstöckige Gebäude, halb Baracke, halb Wohnhaus.

Stockhausen – oder besser: Krumme – schloss die Tür des ersten Gebäudes auf. „Hier wohne ich. Kommen Sie ruhig herein!“ Er wies in eine kleine, düstere, muffig riechende Wohnstube, räumte das alte, durchgesessene Sofa frei von

Büchern und ungeordnet herumliegenden Kleidungsstücken, holte sich einen Stuhl von dem kleinen Esstisch und ließ ihnen keine andere Wahl, als auf dem Sofa und einem dazu passenden Couchsessel Platz zu nehmen.

„Sie können sich sicher denken, warum wir hier sind“, eröffnete Kellert das Gespräch so offen, dass der Befragte vielleicht mit etwas herausrückte, an das die beiden Kriminalbeamten selbst gar nicht gedacht hatten. Ein alter Verhörtrick, den Kellert bei passenden Gelegenheiten immer wieder erfolgreich einsetzte. Ihr Gegenüber sah sie jedoch mit leeren Augen an. „Da stehe ich jetzt wirklich auf dem Schlauch. Außer wenn es immer noch die alten Geschichten sind. Aber das ist jetzt schon so lange her. Und da ist doch alles gesagt, oder? Was wollen Sie da noch? Ich habe doch alles getan, um das wieder gutzumachen. Dass das nicht geht, weiß ich ja auch. Aber ich habe mich bei den Buben entschuldigt. Und Schmerzensgeld bezahlt. Nicht wenig. Sie sehen ja, was mir hier geblieben ist.“

„Deswegen sind wir auch nicht hier“, beruhigte ihn Kellert. „Nicht? – Aber wieso denn dann?“ Stockhausen blickte seine beiden Besucher völlig verständnislos an. Er schien wirklich keine Ahnung zu haben. Die rechte Hand zitterte leicht. Immer wieder deckte er sie wie automatisch mit der Linken ab. Thiele setzte an, etwas zu sagen, aber Kellert hielt ihn zurück und kam ihm zuvor. Er wollte selbst die Regiefäden in der Hand behalten. „Sie haben doch bestimmt gehört, dass Regens Görtler in Friedensberg ermordet wurde. Das war doch in allen Zeitungen und auf allen Fernsehsendern *die* Titelstory.“

Stockhausen holte scharf Luft, sprang auf, riss die Augen auf und ließ sich wieder auf den Stuhl fallen. „Was, Norbert ermordet? Wie denn das? Das kann doch gar nicht

sein! Doch nicht Norbert!?“ „Entweder der hat das wirklich gerade jetzt erst erfahren, oder er ist ein guter Schauspieler. Ein verdammt guter!“, dachte Kellert. Stockhausen rieb sich die Augen, hielt seine nun stark zitternde rechte Hand und erklärte dann: „Ich habe doch keinen Fernseher und kein Radio. Internet schon gar nicht. Und Zeitungen lese ich auch nur, wenn irgendwo zufällig welche herumliegen.“

Thiele blickte sich in der engen und muffigen Stube um. Stimmt, kein Fernseher. Überhaupt keine Elektrogeräte. Stattdessen große Unordnung. Ein rostfarbenes Metallkreuz mit einem schief daranhängenden Corpus hing zwischen den zwei von staubigen Vorhängen gesäumten Fenstern. Der Raum lag im Dämmerlicht. So stellte er sich ein Wohnzimmer im 19. Jahrhundert vor. „Ich habe mit der Welt da draußen abgeschlossen, wissen Sie?“, erklärte Stockhausen, der dabei jedoch irgendwie eher zu sich selber sprach. „Ist besser so. Hier habe ich meine Ruhe. Hier stört mich niemand und ich störe auch niemanden. Die Nonnen sind zufrieden mit mir. Und Beowulf leistet mir Gesellschaft, nicht wahr, Beo?“

Jetzt erst bemerkten Kellert und Thiele, dass in der hinteren Raumecke zwischen Schrank und Regal ein mittelgroßer Hund zusammengerollt lag. Der hob nun kurz seinen struppigen Kopf – ‚Herrchen und Hund ähneln sich wieder einmal, fast schon idealtypisch‘, sinnierte Kellert. Das Tier klopfte kurz mit dem Schwanz auf den Boden, als es seinen Namen hörte, schnaufte einmal auf, schob den Kopf dann wieder unter die Pfoten und schlief weiter. ‚Das erklärt auch den sumpfigen, felligen Geruch hier‘, dachte Kellert, der Hunde ja generell nicht besonders mochte. Sie waren ihm zu leicht dressierbar. Zu liebedienerisch. Zu beherrschbar.

„Ich muss Ihnen leider einige Fragen stellen, auch wenn ich verstehe, dass Sie mit der ganzen Sache nichts zu tun haben wollen. Bitte seien Sie kooperativ“, bat der Kommissar. „Ungewöhnlich, dass der so sanft zur Sache geht“, wunderte sich Thiele. Stockhausen blickte sich resignierend um, nickte dann und sagte: „Natürlich bin ich kooperativ. Ich weiß nur beim besten Willen nicht, wobei und wie ich Ihnen helfen könnte.“

„Das überlassen Sie ruhig uns“, meinte Kellert und lächelte vertrauenerweckend. „Wann haben Sie Regens Görtler denn das letzte Mal gesehen?“ „Ach Gott, wann mag das gewesen sein?“, überlegte Stockhausen. „Das ist Jahrzehnte her. Ewigkeiten. In der anderen Zeit, vor meinem Gefängnisaufenthalt, von dem Sie ja sicherlich wissen.“ Beide Polizisten nickten.

„Er war, soviel wir wissen, im gleichen Weihejahrgang – so sagt man doch – wie Sie, oder? Und hat trotzdem damals gegen Sie ausgesagt“, sprach Kellert weiter. „„Ausgesagt“, das ist zu wenig“, antwortete der Mann im blauen Arbeitskittel nach einiger Zeit, in der er völlig ruhig vor sich hingestarrt hatte. „Der hat das schon eigentlich vorangetrieben, der Norbert. So war das. ... Und das hätte ich nie gedacht, dass ausgerechnet einer aus meinem Jahrgang so mit mir umgeht. Aber ...“ Er verstummte, blickte wieder starr vor sich hin. „Aber?“, wiederholte Kellert auffordernd.

„Aber irgendwie war der schon immer so. Gerecht. Genau. Penibel genau. Der Norbert. Da musste immer alles bis auf das i-Tüpfelchen stimmen. Fünfe gerade sein lassen, das hätte der nie gekonnt. Insofern war das schon stimmig, dass er meinen Fall damals aufgedeckt hat. Und zur Anzeige gebracht hat. Ohne mich zu warnen. Ohne mir eine Chance zu geben ...“ Er versank wieder in seine Gedankenwelt.

Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper. „Tot, haben Sie gesagt?“ Er sah zu Kellert, dann zu Thiele. „Ermordet?“ „Jawohl, im Priesterseminar“, erwiderte Kellert, der Thiele erneut mit einer kurzen Geste signalisiert hatte, dass er ihm die Gesprächsführung überlassen sollte.

Stockhausen legte den Kopf in die Hände, wiegte sich hin und her. Aufgestört durch diese Bewegung regte sich der Hund, streckte sich, stand auf, schnupperte kurz in Richtung Kellert – ‚Barry!‘, dachte der. ‚Der wittert den Kater‘ –, schlurfte altmännerhaft die drei Meter zu seinem Herrchen hinüber und legte sich ihm mit einem urtiefen Seufzen zu Füßen. Mechanisch streichelte Stockhausen über den Kopf des Tieres. Dann blickte er wieder auf. „Sie dürfen mich nicht missverstehen. Ich habe furchtbare Dinge getan. Furchtbare ... Ich weiß das. Das ist unverzeihlich. Vielleicht kann mir der Herrgott vergeben, ich weiß es nicht. Ich mir nicht. Niemals.“

Er kniff die Lippen zusammen und wischte sich durch den struppigen Bart. „Also hören Sie: Das ist mir wichtig! Es ist gut, dass die Sache damals bekannt wurde. Dass mir Einhalt geboten wurde. Ich selbst war dazu zu schwach. Das musste jemand von außen tun. Das sehe ich jetzt ein. Sie ahnen nicht, was man alles verdrängen kann. Und wie man es schafft, sein Tun vor sich selbst zu rechtfertigen. Selbst so etwas ...“

Wieder verstummte er. Gerade, als die Pause zu lang zu werden drohte und Kellert wieder das Wort ergreifen wollte, sprach Stockhausen weiter. „Ich schäme mich. Sie können nicht wissen, was das heißt. Das kann niemand. Und auch nicht, wie man damit lebt. Weiterlebt. Mit der Scham. Und der Schuld.“ Er beugte sich zu seinem Hund hinab und klopfte ihm sanft auf den Rücken. Der hechelte freudig und schaute zu ihm hoch.

Nun fragte Kellert doch nach: „Sie waren wütend auf Ihren Kollegen Norbert Görtler, richtig?“ Dieses Mal antwortete der Angesprochene sofort: „Natürlich war ich das, was glauben denn Sie?“ Er dachte nach und fuhr dann fort: „Aber heute bin ich ihm, ja, fast ... dankbar. Doch, das kann ich heute so sagen. Aber er hätte mich warnen können. Vielleicht hätten wir das anders klären können, intern. Ich hätte versetzt werden können, was weiß ich.“ Er überlegte wieder. „Aber wahrscheinlich hätte das mein Verhalten letztlich doch nicht verändert. Es war also schon richtig so, letztlich.“

„Aber damals haben Sie das anders gesehen, oder?“ „Ja, sicher!“, ereiferte sich Stockhausen. „Ich hatte eine Mordswut auf den. Wissen Sie, man war doch befreundet. Man hatte doch so viel gemeinsam erlebt. Man hatte eine gemeinsame Berufung. Das kam mir damals vor wie Verrat.“ „Mordswut?“, warf Thiele ein, der sich dieses Stichwort einfach nicht entgehen lassen konnte. Kellert reagierte nicht.

Stockhausen riss die Augen auf. „Ach Gott, Sie denken doch nicht ...! Mordswut, das sagt man halt so. Das meine ich doch nicht wirklich. Obwohl ...“ – er horchte wieder nachdenklich in sich hinein – „vielleicht hätte das damals sogar gestimmt. Als mir zum ersten Mal klar wurde, dass *er* das Ganze ins Rollen gebracht hat. Weiß man, wozu man in solchen Momenten in der Lage ist? Aber das ist eben ewig lang her. Heute sehe ich das anders, ich habe es Ihnen ja schon erklärt. Ich habe meine Strafe abgesessen. Und die habe ich zu Recht erhalten. Völlig zu Recht. Hier bin ich zufrieden. Beo und ich, dieses kleine Haus, meine Arbeit bei den schweigsamen Schwestern, die ich meistens gar nicht direkt zu Gesicht bekomme. Mehr brauche ich nicht. Die

Leute von früher wollen sowieso nichts mehr mit mir zu tun haben. Das verstehe ich ja auch. Und Versuchungen“ – er grinste bitter – „gibt es hier auch nicht. Genau so habe ich das gewollt. Und ich bin meiner Kirche dankbar, dass sie mir dieses Leben hier ermöglicht. Sehr dankbar. Und ich habe gebeichtet! Mehr als einmal.“

Thiele blickte Kellert fragend an. Er war sich unsicher: Was sollte das heißen? Der schaute nur kurz zurück, zuckte mit den Augenbrauen. „Später“, hieß das. Thiele verstand und Kellert wusste, dass er das verstanden hatte. So ging Teamarbeit. Stockhausen hatte ohne Unterbrechung weitergeredet. „So kann ich eines Tages vor meinen Herrn treten. Auf sein letztes Urteil vertraue ich. Und werde es hinnehmen, wie auch immer es ausfällt.“

Sie schwiegen. „Ach Gott, jetzt habe ich Ihnen gar nichts zu trinken angeboten“, fiel Stockhausen plötzlich auf. „Tut mir leid, aber ich bin Besuch überhaupt nicht mehr gewohnt. Möchten Sie ...“ „Nein, vielen Dank, nur keinen Aufwand bitte!“, unterbrach ihn Kellert rasch, einerseits, weil er wirklich keinen besonders großen Durst verspürte, andererseits weil er die Trinkgefäße dieses Haushaltes nicht unbedingt einer Reinlichkeitsprüfung unterziehen wollte.

„Es wird nur wenig Sinn haben, wenn ich Sie frage, wo Sie am letzten Sonntagabend waren und ob das jemand bezeugen kann“, meinte der Kommissar. „Ist er da ermordet worden, der Norbert?“, fragte Stockhausen zurück. Kellert nickte wortlos. „Da war ich natürlich hier. Wie jeden Abend. Ich schwöre es. Und, tatsächlich: Ich habe dafür einen Zeugen! Einen absolut untrüglichen! Oder, Beowulf?“ Der Hund hob erneut seinen Kopf, ließ sich kraulen und war zufrieden. „Ja, die Herren, ob Sie es glauben oder nicht. Jetzt lebe ich den perfekten Zölibat. Jetzt, wo ich es nicht mehr

müsste. So ist das Leben. Absurd, oder? Hat er sich dabei etwas gedacht, der Herrgott?“

Stockhausen begleitete die beiden Polizisten zu ihrem Dienstwagen, wahrscheinlich, um sicherzustellen, dass sie auch tatsächlich wegfuhr, möglichst ohne den Versuch, mit einer der Benediktinerinnen des Klosters zu sprechen. „Eine letzte Frage habe ich noch“, fiel Kellert ein, als er sich fast schon in den BMW gesetzt hatte. „Da gab es doch noch einen weiteren Missbrauchsfall in Friedensberg. Weit vor Ihrer Zeit. Wissen Sie, um wen es sich dabei handelte?“ Er versuchte einfach einmal eine Frage ins Blaue.

„Das habe ich damals auch gehört“, erwiderte Stockhausen, dessen Blick über den Wald ziellos in den Herbsthimmel wies. „Sie können sich vielleicht vorstellen, was damals in der Gerüchteküche so alles geredet wurde. Und verleumdet. Ich weiß aber nur noch, dass ein weiterer Mitbruder ziemlich sicher genauso schuldig geworden war wie ich. Aber bei *dem* hat die Geheimhaltung funktioniert. Man wusste nicht, um wen es sich dabei handelte. Und an die Öffentlichkeit ist die Sache nie gekommen. Man hat wohl für das Schweigen der Opfer bezahlt. So könnte ich mir das zumindest vorstellen. Alles deutet darauf hin, dass das irgendein hohes Tier war. Irgendein Würdenträger, was weiß ich. Nicht so ein einfacher Stadtpfarrer wie ich.“

„Arme Sau!“, meinte Kellert, als sie den Weg durch den Wald zurückfuhr. „Ja, aber ich konnte nicht einen Moment lang vergessen, was der gemacht hat. Das war mir fast körperlich unangenehm“, brach es aus Thiele heraus, der sich mit merklicher Verkrampfung an das Steuer des Dienstwagens klammerte. „Ich hab es dir angemerkt“, kommentierte Kellert, „deshalb wollte ich ja auch die Gesprächsführung übernehmen. Das war besser so.“

Plötzlich hörte man kaum vernehmbar die Melodie von „Yellow Submarine“. Die guten alten Beatles. Kellerts Handy, das er so selten benutzte. Er hatte es während des Gesprächs wie immer abgeschaltet. Nun meldete es sich. „Ja“, sprach er kurz hinein und legte das Gerät ans linke Ohr. „Gut. Nein, ich komme einigermaßen pünktlich. ... Ja! Bis später!“ Thiele sah zu ihm hinüber. Kellert antwortete mit einem Wort, das war genug: „Beate.“

24

„Lass mich mal bei der Theologischen Fakultät raus. Du weißt ja, wo: Guardini-Allee“, bat Kellert, als sie die Stadtgrenze von Friedensberg erreicht hatten. Thiele blickte überrascht zu ihm hinüber. „Was willst du denn da? Alte Kontakte auffrischen?“ „Nun lass mich mal machen. Ich habe da so eine Idee“, gab sein Chef zurück.

Wenig später stand er vor dem alten dreistöckigen Vierungsbau, der früher mal als Jesuiteninternat gedient hatte. Der Vorlesungsbetrieb hatte noch nicht begonnen, das war deutlich. Nur zu gut erinnerte Kellert sich an den Fall, der ihn vor zwei Jahren eine Woche lang in Atem gehalten hatte. Da war hier viel mehr los gewesen. Ein ständiges Kommen und Gehen von Studierenden, Lehrenden oder Beschäftigten. Der Vorteil seiner damaligen Tätigkeit hier: Nun kannte er die Wege.

Im zweiten Stock klopfte er an die Tür des Zimmers, hinter der er das Dekanatsbüro wusste. Mit schnellem Blick hatte er sich vergewissert, dass das Personal noch immer dasselbe war wie vor zwei Jahren. „Herein“, erklang eine geschäftsmäßig klingende Frauenstimme. Er trat ein. Die

hinter ihrem Schreibtisch sitzende Dekanats-Sekretärin blickte flüchtig auf, erkannte ihn nicht und fragte routiniert: „Ja bitte: Was kann ich für Sie tun?“

„Tja, was können Sie für mich tun, Frau Hoberg?“, gab er schmunzelnd zurück. Erstaunt über den Tonfall schaute Sie genauer hin. Plötzlich blitzte es hinter ihrer Brille auf, sie sprang auf und rief: „Ja so was! Der Herr Kommissar Kellert höchstpersönlich! Ich hätte Sie fast nicht erkannt nach all der Zeit. Das ist aber schön, dass Sie der Weg einmal wieder hierherführt!“ Die Sechsfünfzigjährige erinnerte sich zwar wahrlich nicht gern an den furchtbaren Mord, der damals hier in ihrem Haus passiert war, wusste aber noch genau, wie kompetent und menschlich Kellert als zuständiger Kommissar den Fall behandelt hatte.

„Wie geht es Ihnen denn in der Fakultät?“, wollte Kellert wissen, nachdem sie sich ausgiebig die Hände geschüttelt und einige unverbindliche Nettigkeiten gewechselt hatten. „Ach, bei uns geht alles wieder den gewohnten Gang“, antwortete die Sekretärin, von der Kellert wusste, dass sie so etwas wie die heimliche Chefin der Fakultät war. Bei ihr liefen alle zentralen Fäden zusammen.

„Das ist irgendwie auch furchtbar, wie schnell so ein Betrieb vergisst und wieder auf normal umschaltet. Ein Kollege tot, ein anderer als Täter im Gefängnis. Die eine Professur ist längst wieder besetzt, die andere wird vertreten. Namensschilder werden ausgewechselt. Die neuen Studierenden kennen die alten Namen schon gar nicht mehr. Jeder ist ersetzbar. So ist das.“ Sie zuckte resigniert mit den Schultern und blickte dem Kommissar in die Augen. „Ja, und Dekan Kösters macht seine Sache gut. Sehr gut. Das hätten ihm ja viele damals nicht zugetraut, ist aber so. Ich komme mit ihm glänzend aus. Und er mit mir auch – denke ich mal.“

Sie blickte ihn an, lächelte und überlegte. Dann blitzte es in ihren Augen auf. „Ach so, ich glaube, ich weiß, warum Sie hier sind. Das hat bestimmt etwas mit diesem Verbrechen am Regens zu tun. Armer Norbert Görtler. Das hat er nun wirklich nicht verdient.“ „Kannten Sie ihn denn?“, fragte Kellert. „Ach Gott, was heißt schon ‚kennen‘? Ich war damals noch ziemlich neu hier als Sekretärin, als der zu studieren anfang. Aber ich kann mich schon noch an ihn erinnern. Klein, schmal, immer sehr korrekt gekleidet. Nie zu spät. Immer orientiert an dem, was man von ihm erwartete. So ein Typ war das. Zumindest habe ich ihn so in Erinnerung.“

Wieder dachte Frau Hoberg nach. „Na ja, später haben wir dann natürlich auch wieder mit ihm zu tun gehabt. Erst war er ja Subregens, dann wurde er Regens. Und immer mal wieder musste man sich abstimmen zwischen der Fakultät und dem Priesterseminar. Mit ihm gab es da nie Komplikationen. Immer offen, kooperativ, verlässlich. Nach dem Unfall wurde das eher noch einfacher.“

„Wie, nach welchem Unfall?“, unterbrach der Kommissar. „Ach, das wissen Sie gar nicht? Na der Görtler, der liebte doch die Berge. Extremkletterer war der. So die ganz schwierigen Routen. Jeden Sommer war der in den Alpen. So habe ich das zumindest gehört, ich kenne mich da ja nicht so aus. Für mich wäre das nichts. Aber zu dem hat das gepasst. Durchtrainiert und sehnig, wie der war. Kein Gramm Fett am Körper. Ja, und vor ... – warten Sie – vier Jahren muss das gewesen sein, genau! Da ist er abgestürzt. Irgendein Felsstück hat sich gelöst, mehr weiß ich nicht. Görtler hat sich mehrere Knochen gebrochen und lag fast zwei Monate im Krankenhaus.“

Er hat sich dann aber wieder richtig gut erholt. Man sah auch keinerlei Spuren, bis auf die Narbe an seiner linken

Hand.“ – „Richtig!“, erinnerte sich Bernd Kellert, dem die rote Spur auf der Handaußenfläche des Getöteten aufgefallen war, als er die Leiche inspiziert hatte. – „Er musste nur diese orthopädischen Schuhe tragen und hatte speziell für ihn gefertigte Stühle. Und bekam wahrscheinlich auch immer wieder periodisch auftretende Schmerzen. Da redete er aber nie darüber, sagt man. Nein: Der war hart, der Norbert Görtler. Zu sich selbst, manchmal auch zu anderen. Vor allem, dass der andere gestorben ist, das hat er allerdings, glaube ich, nie ganz überwunden.“

Kellert blickte sie fragend an. „Ach, habe ich das ganz vergessen?“, wunderte sich Frau Hoberg. „Die waren zu zweit unterwegs, Görtler und einer seiner Bergkameraden. Das ist wohl so üblich, dass man immer mindestens zu zweit in die Berge einsteigt. Ja, und der andere, der kam bei dem Unfall um. Hart!“ „An dessen Namen können Sie sich wahrscheinlich nicht erinnern, oder?“ „Nein, den kannte ich auch nicht, woher denn?“, entgegnete die Sekretärin.

Kellert notierte sich etwas in sein Notizbuch. „Eigentlich wollte ich ja Professor Brandtstätter sprechen. Aber es wäre natürlich ein reiner Zufall, wenn der gerade da wäre“, erklärte er dann. „Ach, warten Sie, vielleicht haben Sie sogar Glück“, entgegnete die Sekretärin. „Der ist ja Studiendekan, also zuständig für alles, was mit der Lehre hier an der Fakultät zu tun hat. Und da nächste Woche die Vorlesungen anfangen, hat er eigentlich alles Mögliche zu erledigen, um die letzten Vorbereitungen und Klärungen zu treffen. Moment, ich rufe einfach mal durch.“

„Mit allem habe ich heute gerechnet, aber nicht damit, ausgerechnet Sie wiederzusehen!“ Professor Dr. Elmar Maria Brandtstätter ließ seine volltönende Bass-Stimme erklingen, die sehr gut zu seinem ehrfurchteinflößenden Körper passte. Mindestens eins neunzig groß, breitschultrig, mit deutlich gerundetem Bauch und langem, aber durchaus gepflegtem Vollbart war der Österreicher eine mächtige Erscheinung. Er hatte Kellert mit Schulterschlag begrüßt und sofort in sein Büro gebeten. „Ich habe zwar durchaus einiges zu tun“, hatte er erklärt, „aber die Erfüllung meiner Staatsbürgerpflicht geht natürlich vor.“

Brandtstätter hatte den Lehrstuhl für Pastoraltheologie inne, war also zuständig für alle Fragen des praktischen Vollzugs des kirchlichen Lebens. Und genau deshalb wollte Kellert ihn sprechen. „Ich will gleich zur Sache kommen“, erklärte er, tief eingesunken in einen viel zu weichen Sessel, der ihm als Besucherplatz zugewiesen worden war. Der Professor thronte gleich doppelt aufragend über ihm: Einerseits durch seine Körperlänge, andererseits durch den deutlich höher eingestellten Schreibtischrollenstuhl, den er zu der kleinen Sitzecke seines Dienstzimmers herübergeschoben hatte.

„Ich muss mehr darüber wissen, was das mit der Beichte und diesem ‚Beichtgeheimnis‘ auf sich hat. Das ist mir nun mehrfach begegnet, aber ich weiß darüber einfach zu wenig. Ich hatte gehofft, dass Sie mich da ein bisschen ins Bild setzen können.“ „Und die Hoffnung trägt Sie nicht, werter Herr Kommissar. Da sind Sie bei mir genau an der richtigen Adresse“, gab Brandtstätter in seiner Tiroler Höflichkeit zurück. „Aber Sie sind doch selber Katholik, wenn ich mich da recht

erinnere. Da müssten Sie sich doch eigentlich selbst auskennen.“

Unangenehm berührt rutschte Kellert in seinem Sessel hin und her, soweit das die tiefe Polsterung zuließ. „Ach, wissen Sie ...“, begann er, selbst verwundert, dass ihm das peinlich war und er fast ins Stottern geriet. Das passierte ihm eigentlich nie. „Ich bin schon katholisch. Da haben Sie schon recht. Aber eben ganz normal. Also nicht besonders aktiv. Und Beichte war noch nie so mein Ding. Sie kennen das vielleicht: Erstbeichte war gleichzeitig Letztbeichte. Und das ist schon ewig her. Damals, vor der Erstkommunion. Meine Güte: Vor fast vierzig Jahren muss das gewesen sein!“

Er fühlte sich fast so unangenehm, wie er sich damals als Kind bei der Beichte gefühlt hatte oder wie er das zumindest in Erinnerung hatte. Aber Brandtstätter nahm ihm die Beklemmung: „Kein Grund, sich zu schämen, Herr Kommissar! Da sind Sie in bester Gesellschaft. Wir haben das erforscht, wir Pastoraltheologen. So ist das bei fast allen Katholiken. Erstbeichte, vielleicht dann noch zwei, drei Mal als Kind, das war's. Irgendwie gelingt es unserer Kirche nicht, die Beichte als etwas Wohltuendes und Lebensbegleitendes zu gestalten. Wir haben das empirisch überprüft: Weniger als sieben Prozent aller Katholiken gehen überhaupt noch zur Beichte, nicht einmal ein Prozent regelmäßig. Aber wir sollen die Zahlen nicht veröffentlichen, sagen die Bischöfe. Das ist den hohen Herren zu peinlich. Sie sehen: Sie sind alles andere als ein Einzelfall.“

„Ich habe das damals als Zwang empfunden. Und total künstlich. Man musste krampfhaft überlegen, was man beichten sollte. Aber mir fiel einfach nichts ein. Und dieser Beichtstuhl: dunkel, muffig, eng. Ich sehe das noch ganz genau vor mir. Nein, das war nichts für mich. Und ich habe

nie auch nur das geringste Bedürfnis gehabt, diese Erfahrung zu wiederholen“, erinnerte sich Kellert, der sich selbst wunderte, was ihm in den Sinn kam – und dass er es jetzt erzählte. Aber Brandstätter strahlte eine solche Vertrauenswürdigkeit aus, dass man fast gar nicht anders konnte, als ihm Persönliches anzuvertrauen.

„Leider haben sehr viele Menschen Ihrer, äh: also unserer Generation ähnliche Erinnerungen wie Sie. Wenn überhaupt. Dabei ist das sehr schade. Was kann es Schöneres geben, als sich vor Gott zu öffnen? Sich seine ganzen Untiefen einzugestehen? Und dann, wenn man wirklich bereut und sich vornimmt, sein Leben zu bessern, die Absolution zu bekommen. Also die Zusage, dass man neu anfangen darf. Immer wieder! Das ist die eigentliche Idee, wissen Sie? Unser Papst Franziskus betont das ja auch immer wieder: Es geht um Barmherzigkeit, nicht um Erniedrigung vor anderen. Gerade nicht! Ziel ist es, die Menschen zu ermutigen, aufzubauen, zu stärken!“

Brandstatters Bass tönte durch sein Arbeitszimmer. Er war offensichtlich und offenhörbar ganz in seinem Element. „Bitte keine Vorlesung!“, dachte Kellert. „Dafür bin ich nicht hergekommen.“ Der Redefluss des Professors war aber kaum zu stoppen. „Was wir brauchen, sind neue Formen“, teile ich den Herren Bischöfen immer wieder mit. Das persönliche Gespräch, die gemeinsame Bußandacht, neue Rituale im Umgang mit Schuld und Schuldüberwindung.“ Er steigerte sich wild gestikulierend in eine leidenschaftliche Suada hinein: „Das wollen sie aber nicht hören, die hohen Herren. Das ist alles ‚nicht gültig‘, meinen sie. ‚Gültig‘! ‚Nicht-gültig‘! Erbsenzählerei ist das! Welcher himmlische Buchhalter soll das denn bitte entscheiden? Sind wir hier in einer moralischen Steuerkanzlei oder was?“

Wir reden von Jesus. Vom Gott der Barmherzigkeit, Herrgottsakranoch einmal!“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche“, nutzte Kellert eine Atempause seines Gegenübers. „Was mich besonders interessiert, ist das ‚Beichtgeheimnis‘. Wie funktioniert das ganz genau?“ Brandtstätter blickte ihn an, als käme er aus einer eigenen Welt zurück und beruhigte sich augenblicklich. „Ach je, entschuldigen Sie vielmals. Ich weiß, ich rege mich da immer so immens auf. Na, Sie kennen mich ja, Sie wissen, wie ich’s meine. Aber die hohen Herren in meiner Kirche sind nun mal so unglaublich stur. Bewegen sich keinen Zentimeter. Und verschließen die Augen vor der Wirklichkeit!“ – die du so ganz genau zu kennen glaubst, mein Lieber“, dachte Kellert zweifelnd.

Brandtstätter war jetzt aber wieder ganz sachlich. „Ja, das Beichtgeheimnis. Das ist schon etwas sehr Spezielles. Das ist so: Wir Geistlichen sind im Blick auf alles, wirklich alles, was uns in der Beichte anvertraut wird, auf strengstes Stillschweigen verpflichtet. Mag es noch so abartig oder monstros sein. Wir dürfen es nicht weitersagen. Niemandem.“ Er blickte auf Kellert. „Vor allem nicht der Polizei, mein Guter!“

„Ob ich nun ausgerechnet dein Guter bin, das lassen wir mal dahingestellt“, dachte Kellert, fragte aber nach: „Aber wenn Sie etwas verschweigen, und dadurch geschieht großes Unrecht? Also: Sie sagen nichts, und der – oder von mir aus: die – Beichtende begeht weiterhin größtes Unrecht! Werden Sie dann nicht mitschuldig? Da müssen Sie doch eingreifen. Das müssen Sie doch verhindern! Oder nicht?“

Der Pastoraltheologe schüttelte den Kopf. „Wir dürfen anderen nichts weitergeben, das steht als Einziges fest. Warten Sie ...“ – er ging zu seinem Schreibtisch, schob eine Schublade auf, suchte eine Weile herum, nickte dann zufried-

den und kam mit einem Blatt dicht handschriftlich beschriebenen Papiers zurück. „Da ist es ja. Ich wusste doch, dass ich es finde. Das ist nämlich zufällig Teil meiner Vorlesung jetzt im Wintersemester. Keine Sorge“, er sah Kellerts skeptischen Blick, „ich beschränke mich auf das Wesentliche. Ah, hier haben wir es. Sehen Sie: Wenn ein Priester das Beichtgeheimnis verletzt, kann er mit der Exkommunikation belegt werden. Also dem Ausschluss von allen Sakramenten. Das ist so ungefähr die härteste Strafe, die das Kirchenrecht kennt.“

Kellert konnte es kaum glauben. „So stark ist das Beichtgeheimnis geschützt!?“ Brandtstätter nickte. „Lesen Sie es nach. Paragraph 983 und 1388 im CIC!“ – „Im ... wo?“ – „Im CIC. Dem Gesetzbuch der Kirche. Codex Iuris Canonici.“ „Also, wenn ich eines in meinem Leben ganz sicher *nicht* lesen will, dann das“, dachte der Kommissar und schaute skeptisch. „Ja, klingt nicht unbedingt nach spannender Lektüre“, gab Brandtstätter sofort zu. „Ich lese da auch nur einzelne Ausführungen nach, wenn es gar nicht anders geht. Aber sehen Sie es doch mal so: Dieses Recht gilt schon seit dem Mittelalter. Wenn Sie so wollen, dann ist es die älteste Rechtsvorschrift zum Datenschutz, die es gibt. Datenschutz – topaktuell, würde ich sagen. Und da sehen Sie“ – er blickte Beifall heischend auf sein Gegenüber –, „dass die katholische Kirche wieder einmal ihrer Zeit voraus ist. Auch wenn man sie oft für rückständig hält. Na ja“, gab er nach kurzem Nachdenken zu, „das ist sie andererseits natürlich auch in vielerlei Hinsicht. Aber ich sage immer: ‚Lieber Reibefläche als Wattebausch‘. Lieber ein bisschen widerständig als gar kein Profil bieten.“

„Gibt es so etwas in der evangelischen Kirche eigentlich auch?“, hakte Kellert nach, ohne zu wissen, wieso er gerade

jetzt darauf kam. „Irgendwie schon, denke ich“, meinte der Professor, als interessiere ihn das nicht so besonders. „Das weiß ich aber nicht so genau. Da kenne ich mich nicht aus. *Not my cup of tea*, wie der gute alte Engländer zu sagen pflegt.“

Kellert nickte und fragte dann: „Gilt dieses Schweigegebot eigentlich auch für Frauen?“ Brandtstätter blickte kurz überrascht zu ihm hinüber und lachte dann laut auf, dass sein mächtiger Bauch bebte. „Ja, das wäre es doch: ein Schweigegebot für Frauen!“, röhnte er, mühsam nach Luft schnappend. „Das hätten manche Ehemänner gern, was?“ Dann beruhigte er sich wieder. „Nein, ernsthaft: Auch in der Kirche würde das manchen Herren ganz gut passen, wenn es das gäbe. So ganz generell. Nein, das gibt es nicht. Denken Sie daran: Maria Magdalena war die erste Zeugin der Auferweckung Jesu. Also wenn die geschwiegen hätte ...“

„So meinte ich das ja auch gar nicht“, unterbrach ihn Kellert. „Ich dachte an das Schweigegebot im Blick auf die Beichte.“ Brandtstätter schaute einen Moment lang irritiert, schlug sich dann die rechte Hand an den Kopf, lachte wieder auf und sagte: „Ach, klar! Bin ich blöd. Aber das war so klar für mich, dass das nur für Männer gilt! Die Beichte dürfen ja nur Priester abnehmen, das wissen Sie ja. Und das sind natürlich alles Männer!“ Kellert unterbrach ihn: „Ordensfrauen?“ „Nein, nein“, fiel Brandtstätter ein. „Die Beichte abzunehmen ist ein Privileg der Priester.“

Der Kommissar überlegte, strich sich mit der linken Hand über Wange und Mundwinkel. „Gut, also mir ist jetzt klar, wie die Kirche das sieht. Aber der Staat: Akzeptiert der das so einfach?“ „Gute Frage!“, erwiderte Brandtstätter, als würde er einen Studenten für einen klugen Einwand loben. „Sie können sich denken, dass das immer wieder neu aus-

gehandelt wurde quer durch all die Jahrhunderte und Kulturen. In Deutschland ist das jetzt ganz eindeutig geregelt. Klar, ihr Deutschen lasst da nichts ungeklärt“, grinste der Österreicher.

„Verweigerung des Zeugnisses‘, heißt das in der Amtssprache. Und das wird uns Geistlichen tatsächlich qua Gesetz zugestanden. Ganz offiziell. Meine Kirche verbietet mir, Ihnen etwas aus der Beichte zu erzählen. Der Staat erlaubt es mir, meine diesbezügliche Aussage zu verweigern. So sieht das aus.“

Kellert war mit dieser Auskunft immer noch nicht ganz zufrieden. „Gut, gut: So ist also die offizielle Sicht. Aber wie sieht das praktisch aus, also ich meine: ganz konkret? Ich nehme mal ein Beispiel. Da beichtet Ihnen jemand, dass er Kinder missbraucht.“ Brandtstätter fuhr hoch, hellhörig geworden. Dass der Kommissar gerade dieses in letzter Zeit so skandalträchtige Thema wählte, war natürlich gewiss alles andere als ein Zufall. „Vorsicht! Worauf will der hinaus? Pass auf, was du sagst!“, gab er sich mahnend mit auf den Weg.

Kellert sprach aber weiter, als habe er von der Reaktion seines Gesprächspartners nichts gemerkt. „Sie wissen also: Der da, dieses konkrete Gegenüber, hat Kinder missbraucht. Vielleicht so, dass es bislang nur er als Täter und einige Opfer wissen. Und jetzt Sie als sein Beichtvater. Da können Sie doch nicht einfach *nichts* tun und alles so laufen lassen, oder? Da muss man doch alles, wirklich alles dafür tun, dass die Taten aufgedeckt werden. Und vor allem: Dafür, dass das nie wieder passiert!“

Bedächtig maß Brandtstätter seine Antwort ab, öffnete die Hände so, dass die Handflächen offen auf seinen Knien lagen. „Natürlich! Keine Frage! Aber sehen Sie: Warum kommt denn so jemand zu mir? Er will doch seine Last loswerden. Er will

ja, dass man ihm hilft. Sonst käme der – oder die, wie Sie vorhin mal sagten – doch gar nicht. Er will mein Ohr als Priester und das unendlich erbarmende Ohr Gottes. Bitte, ich weiß: Das ist natürlich Bildsprache, schon klar. Hin oder her: Er lässt sich auch ins Gewissen reden. Die Absolution, den Freispruch von den Sünden im Namen Gottes, darf ich als Priester ja nur unter besonderen Bedingungen erteilen.“

„Als da wären ...?“ „Unabdingbare Voraussetzung ist zunächst die offene und ehrliche Darlegung der Schuld. Sie glauben nicht, wie wichtig das ist. Vor sich selbst in gesprochener Sprache zu sagen, was schiefgelaufen ist. Gerade bei Missbrauch, um Ihr Beispiel aufzugreifen. Sie haben es ja gewiss nicht zufällig eingebracht. Wenn ein Täter hier klar sein Vergehen benennt, ist ein erster Schritt getan. Zuvor haben es sich die meisten irgendwie anders zurechtgelegt. Dass es ja gar nichts Schlimmes ist. Dass es ein gemeinsames, von allen Beteiligten gewolltes Vorgehen war. Dass es die anderen Beteiligten darauf angelegt haben, provoziert haben. Und andere Ausreden. Ich weiß, wovon ich spreche!“ Kellert blickte überrascht auf. „Eh, hallo! Als Beichtvater, mein Guter, als Beichtvater!“, schnaubte Brandtstätter kopfschüttelnd.

Er sprach weiter: „Also, die erste Hürde ist das Benennen. Schwer genug. Die zweite ist die Reue. Die muss ehrlich sein. Die darf ich als Beichtvater kritisch anfragen und nötigenfalls überprüfen. Muss ich sogar. Und die dritte ist der feste Vorsatz, die fraglichen Taten künftig zu unterlassen. Nur wenn all diese Bedingungen erfüllt werden, erteile ich die Absolution. So sieht das aus.“

„Und wenn Sie Zweifel haben, ob jemand nicht doch rückfällig wird?“, bohrte Kellert weiter. Ihn schien das ganze Konzept nur wenig zu überzeugen. „Oder wenn Sie den Ein-

druck haben, jemand will sich ändern, wird es aber wohl kaum schaffen?“

Der Priester nickte zögerlich, gab dann zu: „Ja, dann wird es schwierig, da haben Sie Recht. Und das habe ich auch schon so erlebt. Mehr als einmal. Dann versuche ich in der Beichte Wege aufzuzeigen. Ich habe schon Vermittlungen zu Psychologen und Therapeuten bewirkt. Freiwillig natürlich, von den Beichtenden selbst ausgehend. Und ich habe schon gedroht, die Absolution zu verweigern. Ganz selten mache ich das sogar. Aber wirklich nur ganz selten. Und ich bin sogar schon einmal einem Beichtenden gefolgt, fast wie ein Stalker, wissen Sie. Ich habe tatsächlich gefürchtet, dass er etwas Schlimmes tun könnte. Das hat mir keine Ruhe gelassen. Und ich habe ihn im letzten Moment davon abgehalten. Das hat ihn geheilt. Hoffe ich.“

Kellert konnte sich diese Grenze der Beichte immer noch nicht so recht vorstellen: „Aber so jemanden anzuzeigen, sei es zur Not anonym, das geht gar nicht? Oder es anderen weiterzuerzählen, dass die etwas tun, um Schlimmes zu verhindern, das ist unmöglich?“

„Genau!“ Brandstätter überlegte kurz, fügte dann nachdenklich, jedes Wort betonend hinzu: „Das geht eben nicht. Das macht eben das Beichtgeheimnis aus. Ein Schutz, der seit mindestens acht Jahrhunderten gilt. Der hat seine eigene Würde, verstehen Sie? Ich weiß allerdings, dass es nicht alle Beichtväter aushalten. Sie wenden sich ihrerseits in Extremsituationen an eine Person ihres Vertrauens. Das sollte eigentlich nicht so sein. Aber als allerletzte Möglichkeit zur Rettung der eigenen seelischen Gesundheit kann ich es zumindest billigen.“

Der Kommissar schüttelte skeptisch den Kopf. „Ich weiß schon, warum ich Polizist geworden bin“, dachte er, „und kein

Priester.' Bei dem Gedanken musste er innerlich grinsen. Und er sah das Bild seiner Frau vor sich. 'Wofür es natürlich vielerlei Gründe gibt', ergänzte er im Stillen. 'Also diese Geheimhaltung, wenn ich weiß, etwas Schlimmes wird passieren. Das könnte ich nicht', stellte er fest. 'Und ob ich das so sinnvoll finde, weiß ich nicht genau.' Brandtstätter sah ihn schweigend an, nickte dann langsam.

Sie verabschiedeten sich. 'Grüßen Sie Schwester Luitgard, wenn Sie sie sehen', gab ihm Professor Elmar Maria Brandtstätter mit auf den Weg. 'Denn natürlich waren Sie wegen Görtlers Tod hier. Das war mir gleich klar. Guter Mann übrigens. Ein echter Verlust für die Kirche in Friedensberg. Und die Luitgard – wir gehen regelmäßig gemeinsam auf Exerzitien bei den Dominikanerinnen in Augsburg. Schon seit Jahren. Klasse Frau! Die wäre eine gute Priesterin geworden. Besser als viele, viele männliche Ehr- und Hochwürden.' 'In der Einschätzung stimmen wir mal überein', dachte Kellert beim Verlassen der Theologischen Fakultät. 'Und dass ihr euch gut versteht, die Luitgard und du, das glaube ich sofort.'

26

'Gehe ich da jetzt noch vorbei?', überlegte Kellert, schaute in den trüben, aber nicht regenschweren Himmel und blickte dann auf seine Armbanduhr. Viertel nach vier. Die Versuchung war groß, Feierabend zu machen. Aber von allein würde sich der Fall nicht lösen. 'Also auf! Das schaffe ich noch! Mal sehen, wen ich da antreffe', dachte er.

Die Altstadt von Friedensberg war doch sehr überschaubar. Vor allem 'das katholische Viertel' ließ sich in wenigen

Minuten durchschreiten. Von der Guardini-Allee bis in die Von-Balthasar-Straße waren es nur hundert Meter. Der Feierabend-Verkehr sorgte jedoch nicht nur für Chaos, sondern auch für beträchtlichen Lärm. Viele, die in Friedensberg arbeiteten, wohnten in den Dörfern ringsum. Und jetzt wollten sie alle nach Hause. „Du selbst ja auch, Bernd“, machte er sich klar, als er gerade innerlich auf diese Leute schimpfen wollte. „Bist ja selbst ein Pendler geworden.“

Schwester Luitgard war nicht an der Pforte des Priesterseminars, seinem Ziel. Dort tat eine Kellert nicht bekannte, ebenfalls bereits betagte Schwester ihren Dienst. Sie war etwas schwerhörig. Man musste laut, langsam und deutlich zu ihr reden, dann konnte man sich mit ihr gut verständigen. Ob zufällig der Repetent im Hause sei, fragte Kellert. Er hatte schon mehrfach versucht, mit diesem Marcus Rühle einen Termin auszumachen, war aber nie bis zu ihm vorge drungen. Er hatte ihm ausrichten lassen, dass er sich bei der Polizei melden solle, aber bislang ohne Ergebnis.

„Da haben Sie aber Glück, Herr Kommissar!“, bestätigte die Schwester. – „Na also, scheint ja insgesamt mein Glückstag zu sein“, schoss es Kellert durch den Sinn. – „Den erwischt man sonst ja nie. Aber eben, vor vielleicht zehn Minuten, ist er auf sein Zimmer gegangen. Warten Sie, ich rufe ihn herunter.“

Der junge Mann, der Kellert wenig später in einem der wenig heimeligen Sprechzimmer neben der Pforte gegenüber saß, war perfekt gestylt. „Um die dreißig“, schätzte der Kommissar sein Alter, ein schwarzer, tadelloser Anzug, ein weißes, frisch gestärktes Hemd, Priesterkragen, glatt rasiert, frisch frisiert, schlank, smart, höflich. „Marcus mit ‚c‘“, so hatte er sich vorgestellt. „Ich hätte mich schon noch bei Ihnen gemeldet, Herr Kommissar“, meinte er mit redegewandter

Stimme und entgegenkommender Miene. „Ich bin gerade viel unterwegs. Alle Hände voll zu tun.“ Er lächelte verständnisheischend.

„Nun sind wir ja zusammengekommen“, erwiderte Kellert sachlich. „Beginnen wir mit den Pflichtfragen: Wo waren Sie denn am letzten Sonntagabend?“ „Die Alibi-Frage, schon klar“, erwiderte sein Gegenüber, immer noch mit einem einnehmenden Lächeln. „Sie haben ja schon gemerkt, dass ich häufig unterwegs bin. Ich bin hier Repetent, aber die hohen Herren des Bistums haben eben doch immer noch weitere Ideen, was ich für sie tun könnte. Und da sagt man nicht nein. In Bonn war ich, bei einer Kommission der Bischofskonferenz. Es ging um Fragen zur neuen Liturgie-Ordnung, aber damit werde ich Sie nicht langweilen.“

„Nein, das ist auch nicht mein Anliegen. Nur: Wieso waren Sie dort Sonntagabend?“, hakte Kellert nach. Rühle verzog keine Miene, blieb völlig sachlich, nüchtern und distanziert: „Die Sitzung dort begann am Montag um neun, wie sollte ich da sonst rechtzeitig vor Ort sein? Es ist so üblich, dass wir Delegierten am Vorabend anreisen. Man trifft sich dann abends in geselliger Runde und kann ganz inoffiziell schon einmal viele anstehende Tagesordnungspunkte im Vorhinein ventilieren.“ „Mauscheln, nennt man das“, dachte Kellert, „aber das läuft bei uns in der Polizei ähnlich.“ „Und natürlich: Da gibt es jede Menge Zeugen. Bischöfe, Ordinariatsräte, Referenten und was weiß ich noch. Das können Sie gern überprüfen“, fügte Rühle weiterhin lächelnd hinzu.

„Das werde ich, mein Junge, das werde ich. Und dein Lächeln ist so penetrant, dass es einem auf den Geist geht“, dachte Kellert. Fügte aber ganz etwas anderes hinzu: „Ihr Verhältnis zu Regens Görtler war nicht so besonders, oder?“ Für einen kurzen Moment erzitterte das Lächeln seines

Gegenübers, um nur wenig später schon wieder in perfekter Vollkommenheit zu strahlen.

„Das zu bestreiten wäre sinnlos“, gab Rühle zu. „Er mochte es nicht, dass ihm jemand in seine Zuständigkeiten hineinredete. Was ich ja gar nicht tat. Ich konnte seine Reserviertheit mir gegenüber auch durchaus verstehen. Aber es ging hier ja nicht um persönliche Eitelkeiten. Bei einem Priesterseminar geht es um die Zukunft des Bistums, ja: der Kirche. Da müssen Einzelinteressen zurückstehen. Und ich bin hier nun einmal als Repetent eingesetzt. Das war nicht meine Idee. Aber eines der Grundprinzipien, das unsere Kirche seit zweitausend Jahren trägt und erhält, ist Gehorsam. Das gilt für mich. Aber das galt auch für Regens Görtler!“

„Sie haben häufig Streit gehabt ...“, öffnete Kellert den Weg. „Gar nicht!“, entgegnete Rühle sofort. „Das wäre erstens völlig unprofessionell und zweitens für zwei Priester der katholischen Kirche unpassend.“ „Was ich aber schon ganz anders erlebt habe“, fuhr es Kellert durch den Sinn, der sich dabei vor allem an den von ihm gelösten Fall an der Theologischen Fakultät vor zwei Jahren erinnerte. „Wir haben uns gegenseitig respektiert, und jeder hat den von ihm für richtig gehaltenen Weg beschritten. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.“

„Das wird sich zeigen“, dachte Kellert. Sein Gegenüber sah aber bereits auf die – teure – Armbanduhr. „Entschuldigung, ich muss los. Mein nächster Termin. Dringend. Aber wir haben doch auch alles geklärt, oder?“ „Nur eine letzte Frage noch“, entgegnete Kellert, während er sich erhob. „Kennen Sie Dr. Breskamp vom Ordinariat?“ „Ja, aber sicher“, bestätigte Rühle. „Was für ein Zufall: Zu dem gehe ich gerade. Wenn Sie mich fragen: Einer von denen im Bistum, die eine starke Vision davon haben, wie die Zukunft unserer Kirche

aussehen kann und soll. Warum fragen Sie?“ „Nur so“, antwortete Kellert beim abschließenden Händeschütteln und verkniff sich die eigentlich übliche Floskel, dass Rühle Grüße ausrichten könne. Warum sollte er?

27

Das Treffen mit Marcus Rühle hatte sich eher nebenbei ergeben. Der eigentliche Grund seines Kommens war ja ein ganz anderer gewesen. An der Pforte tat immer noch dieselbe alte Schwester Dienst, deren Namen Kellert nicht kannte. „Die Luitgard ist im Schwesternhaus“, gab sie ihm auf seine diesbezügliche Frage Auskunft, „ich kann sie aber rufen lassen.“

Wenig später spazierten Kommissar und Ordensfrau in Richtung Wallanlagen. „Ich muss mir unbedingt die Füße vertreten“, hatte sie nach der Begrüßung und der Übermittlung des professoralen Grußes zu ihm gesagt. „Ich habe den ganzen Tag nur herumgesessen. Da wird man richtig lahm!“ Und er hatte nur zu gern zugestimmt, ein paar Schritte gemeinsam zu gehen. Ein lustiges Paar gaben sie ab: Er, der drahtige, bequem, aber offiziell gekleidete Endvierziger, sie, die alte Frau in Ordenstracht. Kellert musste seinen üblichen Schritt verlangsamen. „Nun mal nicht so eilig, junger Mann“, hatte Schwester Luitgard nach wenigen Metern gebremst. „Ganz so schnell geht es bei mir heuer auch nicht mehr. Alte Frau ist kein D-Zug. Da hilft auch kein Heiliger Geist! Aber nun mal raus mit der Sprache! Was wollen Sie denn noch von mir wissen?“, ermunterte sie den Kommissar, während sie über die ersten Blätterschichten auf den Wegen hinwegschritten. Kellert wollte noch nicht gleich auf sein wirkliches

Anliegen zu sprechen kommen. Er überlegte kurz, dann fiel ihm etwas ein. „Wissen Sie, was ich mich die ganze Zeit frage?“, begann er. „Das ist eigentlich völlig belanglos, aber es fällt mir immer wieder ein: Im Dienstzimmer von Regens Görtler passt etwas nicht. Das hat mich von Anfang an gestört, ohne dass ich es benennen konnte.“

Schwester Luitgard unterbrach ihn: „Wetten, dass ich weiß, was Sie meinen? Das Aquarium!“ „Ja, genau!“, entfuhr es Kellert vor Verblüffung. „Woher wussten Sie das? Und natürlich: Sie haben Recht. Das passt da doch nicht rein in diesen Raum voller Ordnung und Strenge!“

„Und genau so ist es auch“, bestätigte die Ordensfrau. „Es passt tatsächlich nicht. Görtler hat es geerbt. Von seiner Mutter. Die ist vorletztes Jahr gestorben. Und hat noch auf dem Totenbett ihren Sohn beschworen, dass er sich um ihre Fische kümmert. Die Fische und ihr Aquarium, das war ihr Ein und Alles. An so etwas denken die Menschen am Ende! Und er, Einzelkind, hat es natürlich versprochen. Und sich eben daran gehalten. Die Fische waren ihm völlig egal. Das Andenken an die Mutter nicht. So einfach ist die Erklärung!“

„Das leuchtet mir ein“, bestätigte Kellert nickend. „Kommen Sie, setzen wir uns einen Moment.“ Er wies auf eine freie Bank am Wegrand, von der aus man in die Wallanlagen hineinschauen konnte. Er hatte natürlich bemerkt, dass die Ordensfrau etwas kurzatmig geworden war. Reden und gehen gleichzeitig war sie wohl nicht gewohnt. Lange sitzen bleiben würden sie schon angesichts der Temperaturen allerdings nicht. Gern ließ sich Schwester Luitgard seufzend nieder.

„Kannten Sie eigentlich den Bergkumpan vom Regens, der bei diesem Unfall ums Leben gekommen ist?“, schnitt er nach einiger Zeit ein ganz neues Thema an. „Den Hansi? Ja, freilich! Das war doch sein bester Freund. Die kannten sich

schon seit Kindertagen. Furchtbar, die Sache damals. Vier Kinder hat er, der Hansi. Die jüngsten waren damals erst vier und sieben. Und so eine nette Frau. So jung Witwe! Manchmal prüft uns der Herrgott schon arg!“

„Und das war auch eindeutig ein Unfall, oder?“, fragte Kellert vorsichtig nach. „Ja gewiss, was denken Sie denn? Der Herr Regens hat ja dann noch Hilfe geholt, schwer verletzt, wie er war. Aber da war nichts mehr zu machen. Ein dummer Zufall, ein lockerer Fels, dem man das nicht ansah. So kann es gehen.“ Sie schlug ein Kreuzzeichen, dann noch eines. Etwas mühsam stand sie auf. „Kommen Sie, Herr Kommissar, gehen wir zurück. Mir wird kalt und ich habe auch noch genug zu tun.“

„Äh, Schwester Luitgard“, begann Kellert nach einigen Metern des Rückwegs. „Aha, jetzt rückt er endlich damit raus, was er eigentlich will“, dachte Luitgard bei sich. Sie war mit allen Wassern der Gesprächsführung gewaschen und kannte die Tricks, ließ sich aber nichts anmerken. „Dieser zweite Missbrauchsfall. Ich sage es ganz offen, wie es ist: Das lässt mich einfach nicht los.“ „Aha, daher weht also der Wind“, nickte die Ordensfrau, einerseits zufrieden mit ihrer Wahrnehmung der Situation, andererseits besorgt angesichts des Gesprächsthemas.

„Ich war bei Professor Brandtstätter, das wissen Sie ja. Und habe ihn über die Beichte befragt. Wie die Kirche das sieht. Und wenn ich das richtig verstehe, ist das so: Ein Beichtvater hat Ihnen – wahrscheinlich selbst aus großer seelischer Not – ein Beichtgeständnis anvertraut. Was er eigentlich gar nicht hätte tun dürfen. Sie selbst haben die Informationen aber nun gar nicht in einer Beichte erhalten. Das können Sie als Frau ja gar nicht. Sie selbst stehen also keineswegs unter den Pflichten des Beichtgeheimnisses.“

Kellert nahm die Hand der alten Ordensfrau und blickte ihr in die Augen. „Streng genommen dürften Sie sich deshalb gar nicht auf das Beichtgeheimnis berufen. Sie sind nicht von der Aussagepflicht entbunden, unter der jeder Staatsbürger steht.“ Er zögerte: „Ich bitte Sie eindringlich: Verraten Sie mir den Namen des Mannes, um den es da geht. Ich werde so diskret wie irgend möglich mit der Information umgehen, das verspreche ich Ihnen.“

Schwester Luitgards Augen verengten sich. Ihre Miene versteinerte. „Sie wissen nicht, was Sie da von mir verlangen, Herr Kommissar“, murmelte sie mit leiser Stimme. „Oh doch, das weiß ich genau“, erwiderte dieser. „Deswegen verlange ich es ja auch nicht. Ich *bitte* Sie. Es geht um die Aufklärung der Tötung des Regens, Ihres Chefs.“

„Und wenn das überhaupt nichts damit zu tun hat? Wenn die beiden Dinge völlig voneinander unabhängig sind?“, warf Schwester Luitgard ein. „Das halte ich sogar für sehr wahrscheinlich. Aber ich brauche da Sicherheit, das werden Sie doch verstehen! Ich *muss* Sie das fragen. So sind die Regeln unserer Polizeiarbeit. Helfen Sie mir, bitte!“, setzte Kellert nach.

Langsam ging die Ordensfrau weiter. Sie blickte zu den Baumwipfeln, schaute auffliegenden kleinen, braungrünen Vögeln hinterher. Eine junge Mutter schob einen Doppelkinderwagen vorbei. Sie telefonierte munter mit ihrem Handy. Die beiden Kinder schliefen. „Das weiß ich schon, dass ich streng genommen nicht dem Beichtgeheimnis unterstehe“, räumte Luitgard dann nachdenklich ein. Sie seufzte. „Aber ich habe es versprochen, verstehen Sie? Versprochen. Von Mensch zu Mensch. Von Freund zu Freund. Das zählt für mich genauso wie ein Beichtgeheimnis.“

„Plötzlich wirkt sie wie eine alte Frau“, dachte Kellert und ergänzte für sich selbst: „Das ist sie natürlich auch. Aber bis-

lang kam es mir noch nie so vor. Leider kann ich sie jetzt aber nicht schonen. Es geht einfach nicht.“ Sie hatte gestockt, nahm nun aber ihre Rede wieder auf. „Aber ich verstehe auch Ihre Lage, Herr Kommissar. Und ich sehe ja, worum es geht.“

Sie seufzte. „Manchmal muss man sich schuldig machen. Das ist so. Dann kannst du so oder so nur etwas Falsches tun und musst abwägen, was das weniger Schlimme ist.“ Sie bekreuzigte sich und murmelte: „Der Herrgott möge mir verzeihen. Bitte, bitte, Herr Kommissar! Sie müssen mir aber wirklich versprechen, dass das unter uns bleibt.“ Sie lächelte matt und fügte nach kurzem Nachdenken hinzu: „Dass zumindest nur so viele davon erfahren wie es eben unvermeidbar ist. Bitte!“

Kellert nickte, wusste aber auch, dass er sich nicht sicher sein konnte, ob er seinerseits dieses Versprechen würde halten können. „Du hast dein Dilemma, ich meins!“, dachte er. „Prälat Niedermayer, Caritas-Direktor Dr. Joseph Alois Niedermayer“, flüsterte Schwester Luitgard. „Aber Sie werden schon sehen, dass er mit dem Mord nichts zu tun hat. Nichts zu tun haben kann. Aus mehreren Gründen. Er ist ein Großonkel unseres Herrn Regens, also von Görtler. Das sollten Sie wissen.“ Wieder grübelte sie nach, wandte sich schließlich direkt zu ihm und ergänzte: „Ich glaube, ich kenne Sie jetzt schon ein wenig, Herr Kommissar. Ich weiß schon, Sie müssen sich Ihr eigenes Bild machen, gut. Seniorenstift St. Joseph, da finden Sie ihn.“

Von Dank wollte Schwester Luitgard nichts hören. Sie verabschiedete sich sofort von Kommissar Kellert und wollte das letzte Wegstück lieber allein gehen. Er konnte sie verstehen. Sie hatte über ihren Schatten springen müssen. Und würde damit nicht gut leben können, das war ihm bewusst.

Nachdenklich und in sich gekehrt schlenderte auch er die kurze Strecke zurück zum Kommissariat.

28

„Ach, Chef: gut, dass Sie kommen!“, begrüßte ihn die Sekretärin des Kommissariats, Lena Winter-Drexler, die kurz vor Dienstschluss allein die Stellung im Büro hielt. „Da ist eine Frau Hübner, die will Sie unbedingt sprechen. Und Thiele hat gemeint, dass Sie hier noch einmal auftauchen würden. Die Gute wartet schon seit einer Viertelstunde!“ „Hübner, Hübner? Kenne ich nicht. Nie gehört“, dachte er, als er zu seinem Dienstzimmer ging. Eigentlich hatte er keine Lust mehr auf noch ein weiteres Gespräch an diesem Tag, aber er konnte die Frau nun ja schlecht ignorieren.

Die dort auf ihn wartende, im Landhausstil adrett gekleidete Mittvierzigjährige mit rötlich gefärbtem Kurzhaarschnitt kam ihm auch optisch nicht bekannt vor. Diese Frau hatte er noch nie zuvor gesehen, da war er sich sicher. „Kommen Sie doch herein!“, bat er die Frau, nachdem er die Bürotür vor ihr geöffnet hatte.

„Was kann ich denn für Sie tun?“, fragte er, nachdem sie sich beide an das kleine Tischchen auf die zwei Stühle gesetzt hatten, die für solche Anlässe an der linken Seite unter den Fenstern bereitstanden. „Maria Hübner, also die Frau vom Hansi, bin ich“, stellte sie sich vor. Kellert musste wohl immer noch ziemlich ratlos geschaut haben, denn sie fügte hinzu: „Aber Sie haben doch bestimmt schon von dem Unfall gehört. Damals in den Bergen. Der Hansi ist ja dabei umgekommen, obwohl der Norbert, also der Herr Görtler, noch versucht hat, ihn zu retten.“

Jetzt war Kellert klar, wen er hier vor sich hatte. Die Witwe des verstorbenen Bergkameraden des Regens. Aber was wollte sie? Er schaute sie freundlich an. Tatsächlich, sein Lächeln schien sein Gegenüber zu ermuntern. „Sie sind doch der Kommissar, der diesen furchtbaren Tod vom Norbert untersucht, oder nicht?“

Kellert nickte wortlos. „Die kannten sich ja schon seit ihrer Kindheit, der Norbert und der Hansi!“, fuhr sie fort. „Seit dem Kindergarten, genauer gesagt. Das waren wirklich gute Freunde, auch wenn sie sich gar nicht oft gesehen haben. Aber in die Berge sind sie immer gegangen, jedes Jahr. Ohne mich. Da hätte ich nur gestört. Das spürt eine Frau. Das musste nie auch nur mit einem Wort ausgesprochen werden.“

Kellert ließ sie reden. Auch wenn es anstrengend war, ihr zuzuhören. Wie ein Wasserfall sprudelte der – offensichtlich lang angestaute – Redefluss. Ermunterungen benötigte sie jedenfalls nicht. „Der Norbert hat dann ja auch alle unsere Kinder getauft. Bis auf den Urban, den Ältesten, da war er noch nicht geweiht, der Norbert.“ „Ja, und ...?“, warf Kellert nun doch mit fragendem Blick ein. „Ach so, was ich jetzt von Ihnen will, wollen Sie wissen, natürlich, entschuldigen Sie. Da komme ich immer so leicht ins Reden. Na ja, mein Schwiegervater, davon haben Sie ja bestimmt schon gehört.“ Wieder hatte Kellert nicht die leiseste Ahnung, worauf die Frau vor ihm hinauswollte.

„Der Gustl hatte nur diesen einen Sohn, das müssen Sie verstehen“, quoll es aus ihr heraus. „Nur diesen einen. Der war sein Ein und Alles. Nichts ging über den, nichts. Und als der tot war, der Hansi, da wollte er das erst gar nicht glauben. Erst nachdem er ihn in der Leichenhalle gesehen hatte, konnte er akzeptieren, dass er wirklich tot war, sein Hansi. Und der Gustl, der ist eben impulsiv, wissen Sie. Aber

der meint das doch nicht so. Der hat das auch damals nicht so gemeint!“

„Was genau?“, warf der Kommissar in einer kurzen Sprechpause ein. „Das haben Sie doch bestimmt gehört. Dass er dem Norbert gedroht hat. Dass er seinem Sohn hätte helfen können. Dass er ihn im Stich gelassen hätte. Dass er an allem schuld sei.“

„Und, war er das?“ „Ach woher denn! Der hätte alles für den Hansi getan, alles! Er war ja selbst schwer verletzt, der Norbert. Und hat doch auch noch Hilfe geholt. Leider war es aber schon zu spät. Sein Verhalten war genau richtig, so, wie es die Bergsteigerregeln vorschreiben.“ „Aber Ihr Schwiegervater hat das anders gesehen.“

„Ja, genau: Umbringen werde er den Norbert, hat er gebrüllt. Und das haben eben viele gehört! Und deswegen bin ich jetzt hier. Weil das natürlich Unsinn ist. Weil das der Gustl nie getan hätte. Damals, so unmittelbar nach der Beerdigung, damals vielleicht. Weiß man, wozu wir Menschen fähig sind? Aber doch nicht jetzt, so lange Zeit danach.“

Sie holte Atem, unterbrach ihren Redeschwall. „Und wir waren ja zusammen am letzten Wochenende. Der Gustl wohnt ja bei uns im Haus, seit dreißig Jahren schon, seit seine Frau gestorben ist, damals. Und am Wochenende war bei uns Familienfest. Die Gundi ist sechzehn geworden. Da war das Haus voll. Und der Opa natürlich immer dabei. Der ist ja auch nicht mehr so gut zu Fuß. Also, ich wollte einfach, dass Sie das wissen.“

Kellert blickte begütigend zu ihr hinüber, fest entschlossen, dem Gespräch ein Ende zu setzen. Was sie sagen wollte, war ja offensichtlich gesagt. „Gut, dass Sie gekommen sind, Frau Hübner. Aber Ihren Schwiegervater haben wir gar nicht als Täter in Betracht gezogen, da kann ich Sie beruhigen.“

Dass er von all dem noch nichts gehört hatte, deutete er gar nicht erst an. Niemand hatte diesen Vorfall damals wohl so ernst genommen, dass er ihn auch nur erwähnt hätte. „Aber wenn Sie nun schon einmal da sind: Wussten Sie von Feindschaften von Regens Görtler, von Konflikten, ernsthaften Streitigkeiten?“

Frau Hübner überlegte kurz, entgegnete dann: „Ach, wissen Sie, so war der nicht, der Norbert. Der hatte keinen Streit. Der sagte geradeheraus, wenn ihm etwas nicht passte. Und hielt immer Distanz. Zu allen. Außer zum Hansi vielleicht. Ja, auch zu mir, obwohl ich ihn ja nun seit mehr als fünfundzwanzig Jahren kenne. Streit? Der wurde nicht laut. Ich habe ihn kein einziges Mal brüllen hören! In all der Zeit nicht. Und viel erzählt hat er nicht. Das war eher so ein Stiller, in sich Versunkener. Also mit so jemandem möchte man als Frau nicht verheiratet sein. Fesch war er schon, doch: Sah schon gut aus, der Norbert. Aber eben ruhig. Warten Sie ...“

Sie setzte sich auf ihrem Stuhl zurecht, dachte nach und fuhr dann fort: „Der Hansi hat da mal was erwähnt. Nicht dass der über seinen Freund geredet hätte, verstehen Sie mich nicht falsch. Aber da gab es wohl irgendein Problem in deren Familie. Also Großfamilie natürlich, eigene Familie hatte der ja nicht, der Norbert, als Priester. Aber was das war, da bin ich nun wirklich überfragt.“

Sie setzte zu einer weiteren Rede an, aber Kellert hatte genug gehört. Er blickte auf die Uhr, dankte Frau Hübner noch einmal für ihre Auskünfte und dafür, dass sie sich extra zu ihm in das Kommissariat bemüht hatte. Dann komplimentierte er sie freundlich, aber bestimmt hinaus. Auch Höflichkeit hatte Grenzen.

Das Gespräch mit Schwester Luitgard hing ihm jedoch noch nach. Er hatte ein ungutes Gefühl. So ging er nicht gern

mit Menschen um, besonders, wenn er sie mochte. Aber was hätte er anderes tun können? Er schaute gar nicht mehr hinein in das wahrscheinlich sowieso schon unbesetzte Sekretariat, schwang sich stattdessen sofort auf sein Fahrrad, setzte den Helm auf und fuhr heim. Langsam dieses Mal. Er war in einer äußerst seltsamen, bedrückten Stimmung. Gedankenverloren. Er bemerkte nicht einmal, dass ihn ein Rentnerehepaar mit E-Bikes überholte und weit abhing.

„Na, Dicker, wie geht's?“, knurrte er Barry zu, der ihn wie immer begrüßte, dieses Mal schon unten an der Abzweigung von der Bundesstraße. Barry begleitete ihn auch auf dem Restweg, zog aber eine Abkürzung über ein aufgelassenes Gartengrundstück vor. Während Kellert in weitem Bogen um die Parzelle herumfuhr, blieb Barry vor einem Zaun stehen, der mitten durch das Grundstück hindurchführte.

„Auf: hopp!“, ermunterte ihn Kellert, der Augen- und Ohrenkontakt zu seinem Kater gehalten hatte, von Weitem. Barry zögerte. Bislang war er immer locker über den Zaun hinübergesprungen. Auf einmal schien er sich nicht mehr zu trauen. „Los, altes Vieh!“, rief Kellert. Barry spannte die Muskeln, schnellte hoch, eigentlich wie immer, aber einfach nicht mehr ganz so elastisch wie früher.

Der Kater setzte oben auf dem dünnen Drahtzaun auf, jaulte kurz auf, sprang dann aber sogleich auf der anderen Seite wieder herunter und lief schnell zu Kellert. „Ja, so geht es uns, mein Alter“, sinnierte Kellert, während er dem schmutzbedürftigen Kater das Fell kraulte. „Wir werden alt, du und ich. Auf einmal geht's nicht mehr wie früher. Aber noch schaffen wir's, hm?“

„St.-Josephs-Stift, Seniorenresidenz für Priester“, verkündete das Schild am Mauerpfosten rechts vor der breiten Einfahrt, die zu einem hellen, freundlichen, langgestreckten zweigeschossigen Gebäudekomplex führte. Gleich zu Dienstbeginn hatte Kellert Dominik Thiele in aller Kürze über seine gestrigen Einsichten informiert und sie waren dann gemeinsam aufgebrochen. „Da sollten wir uns zusammen ein Bild machen“, hatte er seinem Assistenten mitgeteilt. „Ich wollte sowieso immer schon wissen, wie alte Priester so wohnen, nachdem sie aus dem Dienst ausgeschieden sind“, hatte Thiele gemeint. Kellert hatte ihn wohl sehr verwundert angestarrt. „Ironie, Bernd. Ironie!“, hatte dieser daraufhin lachend erwidert.

Der Weg hatte sie heraus aus Friedensberg geführt, vorbei an jenem parkartigen Gelände, das zum Priesterseminar gehörte und hinter dessen hohen Umgrenzungsmauern Kellert das Rehgehege vermutete. Er wiederholte die Anekdote, die dieser Priesteramtskandidat namens Hellmich zum Besten gegeben hatte. Thiele fand sie lustig. Dann wies ihnen die angenehme Männerstimme der automatischen Navigation den Weg in einen unscheinbaren Vorort von Friedensberg. Ein verschlafenes Dorf. Weiter ging es über mehrere Nebenstraßen, bis sie dieses abgelegene, völlig ruhig daliegende Gebäude erreicht hatten. „Also hier war ich noch nie“, dachten Kellert wie Thiele unabhängig voneinander, aber fast gleichzeitig.

Eine Nonne in blau-weißem Habit öffnete ihnen auf ihr Klingeln, besser gesagt: auf das sanfte Summen, das der Knopfdruck an der Pforte auslöste. „Zum Prälat Niedermayer wollen Sie?“, fragte sie ungläubig, nachdem sie die

Dienstausweise der beiden Polizisten ausgiebig studiert hatte. „Wirklich? Na, da rufe ich besser den Stationspfleger, der wird Sie begleiten. Schauen wir mal, wer hat denn freitags Dienst ...?“ Sie tippte in die Telefonanlage in ihrem Büro neben der Pforte. „Herr Conrady? Hier sind zwei Herren von der Polizei, die wollen zum Prälat Niedermayer.“ Sie lauschte auf eine Antwort. „Doch, ganz sicher. ... Wären Sie so nett? Könnten Sie das bitte übernehmen?“

Wenig später öffnete sich eine Seitentür und ein unter-setzter, Mitte fünfzigjähriger Mann mit Halbglatze und in weißer Pflegermontur mit wehendem Kittel trat auf sie zu. „Conrady, Matthias Conrady“, stellte er sich vor. „Zum alten Niedermayer wollen Sie? Wirklich? Also gut, folgen Sie mir. Aber erwarten Sie sich nicht zu viel.“ Fragend blickten sich die Kriminalbeamten an, Thiele zuckte mit den Schultern, schweigend folgten sie ihrem Weg-Weiser.

Die weiß gekalkten Wände, die anonymen, bilderlosen Türen rechts und links – all das rief zwar die Atmosphäre von Sauberkeit und Ruhe hervor, wirkte aber auch äußerst leblos und steril. Automatisch senkte man die Stimme. „Hier verbringen die Priester der Diözese Friedensberg ihren Lebensabend“, erklärte ihr Führer mit leiser Stimme, als würden sie belauscht. „Also nur die, die das wollen, natürlich. Der Trakt, durch den wir hier gehen, ist für die, die noch ganz rüstig sind und noch weitgehend allein ihre kleinen Wohnungen führen können. Wir gehen aber jetzt hinüber in den Pflegebereich. Dort wohnen die, die intensive Betreuung brauchen. Und genau da arbeite ich hauptsächlich. Und dort lebt auch Prälat Niedermayer. Aber das wissen Sie ja sicherlich.“

„Nein, wir sind die, die das nicht wussten“, dachte Thiele, den die vielen Sätze mit ‚die, die‘ störten. Er ließ sich aber

nichts anmerken. Die beiden Kriminalbeamten waren ziemlich spontan und nur wenig vorbereitet hierher aufgebrochen. Aber das behielten sie für sich. Dumpf hallten die Schritte durch das Gewirr der langen Gänge. „Wie viele Bewohner haben Sie denn zurzeit hier?“, fragte Kellert nach einer Weile. „Warten Sie ... sieben hier auf der Station und fünfzehn drüben. Also zweiundzwanzig. Nein, stimmt ja gar nicht: einundzwanzig! Pfarrer Nisolowski ist ja letzte Woche gestorben! – Da wären wir!“, stellte Conrady fest. Eine Tür wie alle anderen, daneben ein kleines, schmuckloses Schild: „Joseph Alois Niedermayer“. Kein Titel, keine weiteren Angaben. „Am Ende bleibt der Name, sonst nichts“, dachte Thiele, der sich in dieser Umgebung sichtlich unwohl fühlte. „Nichts mehr von wegen Doktor, Monsignore oder Prälat, nichts mehr von wegen Caritas-Direktor.“

„So, guten Morgen, Herr Niedermayer“, grüßte Conrady mit künstlicher, übertrieben lauter und langsamer Stimme, als er nach kurzem Klopfen übergangslos in das Zimmer eingetreten war. Er winkte den beiden Kriminalbeamten, ihm zu folgen. „Schauen Sie mal: Heute habe ich Ihnen Besuch mitgebracht. Die beiden Herren sind von der Polizei.“

Das Zimmer war überraschend geräumig, sicherlich fünf mal sieben Meter. Zwei große Fenster ließen reichlich Tageshelligkeit hinein und eröffneten einen schönen Blick auf eine weitläufige gepflegte Gartenanlage, die direkt in ein Waldgrundstück überging. Ein Tisch mit zwei Stühlen, ein breites Krankenhausbett und eine Regalwand gehörten offenbar zur Standardausstattung des Hauses. Aber einige weitere Möbel waren wohl aus dem Privatbesitz des Bewohners übernommen worden. Sie passten überhaupt nicht zum Rest: Eine alte Schrankwand voller voluminöser Folianten, Bücher und

Lexika. Ein breiter dunkler Ledersessel. Ein geschwungener Eichenschreibtisch ohne zugehörigen Stuhl. Ein Fernseher, bestehend eigentlich nur aus einem großen, modernen Flachbildschirm.

Die Eintretenden hatten all das eher am Rande wahrgenommen. Die Aufmerksamkeit konzentrierte sich sofort auf den Bewohner dieses Zimmers, Prälat Dr. Joseph Alois Niedermayer. Er saß zusammengesunken in seinem Rollstuhl vor einem der Fenster. Die rechte Schulter hing herab. Die rechte Hälfte des schiefen Gesichts war gelähmt. Wenige dünne, farblose Haarsträhnen umstanden den Kopf. Er hatte eine Art Trainings- oder Hausanzug an. Auffallend an der erbarmungswürdigen Gestalt waren auf Anhieb zwei Dinge: der angelegte Kollar und der stechende Blick, der die Eintretenden fixierte. Durch die Lähmung des einen Auges erhielt dieser Blick etwas Befremdliches, Bedrohliches.

„Schlaganfall. Vor vier Jahren“, raunte Conrady den beiden Polizisten zu, setzte jedoch ein professionelles Lächeln auf und fuhr in seiner künstlichen Betreuerstimme fort: „Die Herren Kommissare wollten Sie sehen, Herr Niedermayer.“ „Kommissar – schön wär’s“, dachte Thiele. „Die Beförderung steht bei mir leider noch aus.“ Immer noch fixierte sie der Alte, gab dabei irgendwelche knurrenden Geräusche von sich. Hatte er kurz genickt als Zeichen einer Begrüßung? Kellert war sich unsicher.

„Guten Morgen, Herr Prälat Niedermayer“, begann er und suchte fieberhaft nach einem Gesprächseinstieg. War hier ein Gespräch überhaupt möglich? „Wir untersuchen den Tod Ihres Großneffen, den Tod von Regens Görtler. Davon haben Sie ja sicherlich gehört.“ Wieder gab der alte Mann ein kaum verständliches Knurren von sich.

„Aber sicher haben wir dem Herrn Niedermayer davon erzählt, das mussten wir doch, nicht wahr?“, übernahm Conrady das Gespräch für den Alten. „Leider kann der Joseph Alois nicht mehr sprechen, gell“, wandte er sich in seiner professionellen Sprechweise an die Gäste und den Zimmerbewohner zugleich. „Auch nicht lesen oder schreiben“, zischte er zur Seite, so dass der alte Mann im Rollstuhl es nicht hören konnte. Oder vielleicht doch? „Aber wir verstehen alles noch sehr gut, oder, Joseph Alois?“

Pfleger Conrady wechselte zwischen der Anrede mit Nachnamen und ‚Sie‘ und der mit dem Vornamen und ‚Du‘. Die Kriminalbeamten fanden das seltsam, so wie sie überhaupt die ganze Situation als unangenehm empfanden. Andererseits waren sie froh, dass der Pfleger als eine Art Dolmetscher fungierte. Allein mit dem Alten hätten sie gar nicht gewusst, wie sie sich hätten verhalten sollen. Kellert wandte sich direkt an den alten Priester: „Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht etwas mitbekommen haben über Ihren Großneffen. Ob es da irgendeinen Streit gab?“

Niedermayer starrte ihn an. „Keine Ahnung, ob der mich überhaupt verstanden hat“, war sich Kellert unsicher. Dann schüttelte der Alte kaum merklich, aber doch deutlich den Kopf, drehte sich zur Seite und blickte wieder aus dem Fenster. Sie waren entlassen, das war deutlich. Für ihn war das ‚Gespräch‘ beendet. Auch Conrady schüttelte kaum merklich den Kopf und wies mit der Andeutung eines Nickens zur Tür. „Ja dann: alles Gute Ihnen!“, wünschte Kellert, nun selbst unwillkürlich langsamer, deutlicher und lauter als sonstprechend.

Sie waren froh, als Conrady die Zimmertür hinter ihnen schloss. „Könnten wir uns noch ein wenig unterhalten?“, fragte der Kommissar den Pfleger. „Ja, gewiss, kommen Sie!“

Erneut führte der Pfleger sie durch immer ähnliche Gänge, nun aber durch einen anderen Trakt in einen weiteren Teil der erstaunlich weit verzweigten Anlage. Thiele hatte seit Eintritt in das Pflegeheim, abgesehen von den kurzen Begrüßungen, kein einziges Wort gesagt.

Kellert war verwirrt. Völlig verschiedene Gedanken und Gefühle gingen ihm durch den Sinn. Da war der Eindruck von diesem Wrack eines Menschen. Entstellt, vereinsamt, wesentlicher menschlicher Basisfähigkeiten beraubt. Ein Mann, der versuchte, sich seine letzte Würde zu bewahren. Der Wert darauf legte, weiterhin ein Priester seiner Kirche zu bleiben.

Was machte man in so einem Zustand den ganzen Tag? Wie verging die Zeit? Was blieb an kleinen Freuden und Perspektiven? Kellert konnte sich beim besten Willen nicht in eine solche Situation hineindenken. „Dann lieber tot!“, dachte er. Aber ob man das in der Situation als Betroffener genauso sehen würde?

Noch etwas anderes ließ seine Gedanken nicht los. Dieser Mann vor ihnen, einst als Caritas-Direktor der Diözese Friedensberg Chef von mehr als viertausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, hatte sich des Missbrauchs an Kindern schuldig gemacht. Er zweifelte keine Sekunde an der Auskunft, die Schwester Luitgard ihm so widerwillig gegeben hatte. An Messdienern hatte er sich vergriffen, die ihm anvertraut waren. Gewiss, das war viele, viele Jahre her.

Aber – wenn er das richtig verstanden hatte – Niedermayer war nie dafür zur Rechenschaft gezogen worden. Hatte sich nie zu seinen Taten bekannt. Außer in der Beichte. Hatte er seinen Frieden mit Gott gemacht? Sah er sein jetziges, völlig reduziertes Leben als Strafe an? Erneut war Kellert klar, dass er nicht den Hauch einer Ahnung hatte, wie es in

diesem alten Mann aussah. Auch seine eigenen Gefühle wirbelten durcheinander: Mitleid? Verachtung? Abscheu?

30

Conrady führte sie aus dem Pflegeheim hinaus. Über einen kleinen Fußweg quer durch ausgiebige Rasenflächen und bunt blühende Blumenbeete voller Herbstastern gelangte man nach wenigen Schritten zu einem unauffälligen zweistöckigen Wohnhaus mit flachem Dach. „Sechs Klingeln“, erkannte Thiele mit raschem Blick, während ihnen der Pfleger die Haustür aufschloss. „Hier wohnen einige der Pflegekräfte“, erklärte er. „Ich auch.“ Er korrigierte sich: „Also: Meine Hauptwohnung ist in München, aber hier bin ich meistens unter der Woche oder an den Dienstwochenenden. Die Entfernung ist einfach zu weit.“

Er bat sie in einen ebenerdig gelegenen Raum, der offensichtlich als gemeinsamer Aufenthaltsraum für alle Wohnparteien diente. Ein großer, an der Wand festgedübelter Flachbildfernseher, ein Kicker, zwei Tischgruppen, ein leise vor sich hin summender Kühlschrank. Vor den Fenstern getöpferte Halter mit blassgelben Kerzen, deren Dochte noch unversehrt waren. Man hatte sich Mühe gegeben, den Raum wohnlich erscheinen zu lassen. Letztlich war es aber nicht ganz geglückt. Heimisch konnte man sich hier nicht fühlen.

„Kaffee?“, fragte Conrady, und auf ein zweifaches bestätigendes Nicken hin holte er aus einer kleinen, durch eine Regalwand abgegrenzten Raumecke eine bereitstehende Thermoskanne und drei weiße Porzellantassen. Sie hatten an einer der Tischgruppen Platz genommen. Er goss ihnen

ein. „Ganz schön hart, nicht wahr?“, kommentierte er. „Da weiß man nicht, ob man das selbst erleben möchte. Und“ – er blickte zu den Polizisten – „man muss sich das vorstellen: Der war der Chef von mehr als viertausend Angestellten. Geachtet und gefürchtet. Lange Jahre einer der wichtigsten Männer im Bistum.“

Er nahm einen Schluck aus seiner Tasse und wunderte sich ein wenig, warum die Polizisten nicht von sich aus das Gespräch eröffneten. Wahrscheinlich standen sie noch ganz unter dem Eindruck der Begegnung, die für ihn selbst ja Alltag war. Also sprach er weiter. „Dreiundachtzig ist der jetzt. Und seit vier Jahren sitzt er mehr oder weniger so da. War gerade ein Jahr vorher hierhergekommen, fast zeitgleich mit mir. Deswegen kann ich mir das gut merken. Und dann dieser heftige Schlaganfall. Vorher war der noch ganz rüstig. Hat hier noch die Hausgottesdienste gehalten.“

Immer noch sagten seine Gesprächspartner nichts. Conrady hingegen hatte noch Gesprächsstoff. „Der kann nicht mehr sprechen. Aus und vorbei. Wir haben alles versucht. Und eben auch nichts lesen oder schreiben. Oder auf Gelesenes zeigen. Da kann man sich halt kaum verständigen. Aber ich bin mir absolut sicher, dass der noch sehr gut hört. Und das Gehörte auch versteht. Weiß man natürlich nicht genau. Aber eines geht noch, ganz erstaunlich: Singen. Ab und zu singe ich mit ihm. ‚Großer Gott, wir loben Dich‘ und so. Unglaublich: Das geht noch. Er trifft die Töne. Und kann die einzelnen Strophen voneinander unterscheiden. Und manchmal kann man fast einzelne Silben verstehen. Beim Singen! Das aktiviert die andere Hirnhälfte, nicht das Sprachzentrum. Wirklich erstaunlich!“

Endlich ergriff Kellert das Wort: „Und Sie sind ganz für seine Pflege abgestellt?“ „Nein, das geht leider nicht. Ich

muss auch noch andere Patienten hier betreuen. Und wir Pfleger teilen uns natürlich die Arbeit. Wir haben ja auch Schichtdienst. Aber wenn Sie so wollen: Wenn es einen Pfleger gibt, der für Joseph Alois Niedermayer – sagen wir mal – ‚hauptverantwortlich‘ ist, dann bin das schon ich. Ja, das kann man so sagen.“

„Dann kennen Sie sicher auch seinen Großneffen, Norbert Görtler, den Regens des Priesterseminars?“, setzte Kellert nach. „Das war mir natürlich klar, dass Sie deswegen hier sind“, entgegnete Conrady. „Natürlich kannte ich den Norbert. Der war oft hier. Mindestens einmal in der Woche. Kümmerte sich rührend um seinen Großonkel. Da mussten wir Pfleger nie dabei sein, die beiden kamen miteinander gut zurecht. Nur heben konnte Görtler den Alten nicht mehr, aus dem Rollstuhl oder in den Rollstuhl hinein, nach seinem Unfall, wissen Sie.“

„Ja, das weiß ich“, bestätigte Kellert. „Kannten Sie den denn auch persönlich, den Regens, meine ich? ‚Norbert‘, beim Vornamen, haben Sie ihn eben genannt.“ – „Ach, ab wann kennt man jemanden persönlich? Ich tue mich da ein bisschen schwer, so etwas ‚persönlich kennen‘ zu nennen. Aber wir sind ... wir waren so etwas wie Weggefährten.“

Kellert blickte ihn fragend an. Conrady verzog das Gesicht und überlegte. „Na ja, warum soll ich Ihnen das nicht erzählen? Ich war auch mal bei dem Verein hier.“ Er schlug mit der linken Hand einen großen Bogen. „Einige Jahre sogar.“

Kellert blickte verdutzt: „Ich verstehe Sie nicht so ganz. Was heißt das: bei diesem Verein?“ „Na, bei der Kirche“, antwortete Conrady. „Bei Mutter Kirche. Ich war Priester, daher kannte ich den Norbert. Priester – das hätten Sie nicht gedacht, was? Na ja, man sieht es mir ja auch nicht gerade

an.“ Er wies auf seinen weißen Pflegekittel. „Und da arbeiten Sie jetzt als Pfleger?“, fragte Kellert entgeistert. „Ja, warum denn nicht. Das verbindet die Seelsorge mit der Leibsorge, wie ich immer sage. Ich bin's ganz zufrieden, glauben Sie mir.“

„Stimmt, so wirkst du durchaus“, dachte Kellert. „Und stimmt doppelt: Für einen ehemaligen Priester hätte ich dich nicht gehalten. Das liegt aber wirklich einfach an der äußeren Erscheinung. Kleider machen Leute. Das ist halt so.“ Inzwischen hatte sich Thiele in das Gespräch eingemischt. „Entschuldigen Sie, Herr Conrady, wenn ich da nachfrage. Aber ich habe es nicht so mit der Kirche. Ich kenne mich da kaum aus. Das ist für mich eine fremde Welt. Wie geht das denn, wenn man als Priester – wie sagt man – ‚aussteigen‘ will? Da kündigt man einfach und ‚tschüss‘, oder wie?“

„Oh, da schneiden Sie ein wundes Thema bei mir an, junger Mann“, antwortete Conrady und verzog sein Gesicht. Er nahm noch einen Schluck Kaffee und fuhr dann fort: „Da könnte ich ganze Vorträge drüber halten. Aber das lassen wir lieber. Ich will gar nicht viel erzählen, und glauben Sie mir: Sie wollten es auch nicht hören. Also in Kürze: Nein, da muss man ‚laisiert‘ werden, so nennt man das. Das ist mühsam. Da muss man einen Antrag an den Bischof stellen. Der wendet sich dann an Rom. Das dauert. Zehrt an den Nerven. Geht mal hin, mal her. Zieht sich in die Länge. Und du bist natürlich immer der kleine, dumme Bittsteller, der keine Auskunft erhält. All das ist ziemlich unwürdig für alle Beteiligten, wenn Sie mich fragen.“

„Und warum macht man's dann? Man könnte doch einfach kündigen, Schluss vorbei?“, wollte Thiele wissen. „Ja, sicher. Das geht natürlich. Aber dann wird man unter Umständen exkommuniziert. Also aus der Kirche und von den

Sakramenten ausgeschlossen. Und das wollte ich nicht. Ich bin ja ein gläubiger Mensch geblieben. Und liebe meine Kirche nach wie vor.“

Jetzt erst fiel Kellert auf, dass Conrady ein kleines dunkles Tau-Holzkreuz an einer Halskette trug, das über der weißen Pflegetracht baumelte. In Conradys Stimme hatte sich ein bitterer Tonfall gemischt. „Und Sie sehen ja: Ich bin im Schoß der großen Mutter geblieben. Jetzt arbeite ich eben auf einer anderen Baustelle, aber immer noch beim gleichen Bauherrn. Und ich bin dankbar, dass die Kirche mir das ermöglicht hat.“

„Ich bin wohl etwas schwer von Kape, ich weiß“, blieb Thiele am Ball, „und wenn Ihnen das zu persönlich ist, kein Problem. Dann ignorieren Sie die folgende Frage einfach. Aber wieso wollten Sie denn nicht mehr als Priester weiterarbeiten? Eine Glaubenskrise hatten Sie nicht, haben Sie ja gerade gesagt.“

„Ach, fragen Sie ruhig. Das sind alles keine Geheimnisse. Nein, nein, eine Glaubenskrise hatte ich nicht. Und mit den praktischen Formen meiner Kirche als Institution hatte ich nicht mehr und nicht weniger Probleme als andere meiner Kollegen auch.“ Er grinste schief. „Also jede Menge ... Aber mit all dem kann man sich arrangieren.“

Er blickte auf seine beiden Gesprächspartner. An Kellerts rechter Hand entdeckte er den Ehering. Thieles Hände waren ring- und schmucklos. „Sie sind verheiratet, nehme ich an“, wandte er sich an Kellert. Der nickte, überrascht über diese Wendung des Gesprächs.

„Glücklich?“, wollte Conrady wissen. „Holla!“, dachte der Kommissar, der sofort das Bild von Beate vor sich sah. Ihr Zusammenleben hatte sich in vielem zu einem vertrauten Nebeneinander-Leben entwickelt. Sie gaben sich gegenseitig

Geborgenheit, wie in einem Hafen, so hatte er das ja einmal benannt. Was nicht die schlechteste Form von Ehe war. Er antwortete nach kurzem Nachdenken: „Glücklich? Hoher Anspruch! Aber: Doch, ich denke schon. Und hoffe, dass meine Frau das auch so beantworten würde.“ Er grinste, wenn auch ein bisschen schief.

Conrady schien mit der Antwort zufrieden zu sein und wandte sich an Thiele: „Und Sie, junger Mann. Leben Sie in einer Beziehung?“ Thiele grinste breit: „Kann man so sagen: ja! Und bevor Sie nachfragen: ja, glücklich. Ja! Und die andere Seite sieht das auch so, behaupte ich jetzt einfach mal so.“ Kellert erinnerte sich mit ein bisschen Wehmut daran, wie sich die beiden jungen Leute vor dem Imbiss umarmt und geküsst hatten.

„Na, meine Herren: Dann werden Sie mich verstehen“, fuhr Conrady fort. „Das ist ganz einfach. Ich habe mich verliebt. Ganz einfach so. Da hätte ich nie damit gerechnet. Ich war mit dem Zölibat ganz gut zurechtgekommen. Hatte einige gute Freunde. Und ich war gern Priester, mit all dem, was dazugehört. Ich dachte, dass mir nichts fehlt. Und dann das! Eine junge Frau aus meiner Gemeinde. Und sie hat die Gefühle erwidert. Ich wollte es eine Zeit lang nicht wahrhaben. Wollte dagegen ankämpfen – ach, vielleicht auch nicht. Weiß ich nicht mehr so genau.“

Er überlegte eine Weile, sprach dann weiter. „Irgendwann wollten wir es dann nicht mehr geheim halten. Und es war uns beiden klar, dass wir heiraten wollten. Und Kinder haben. Ich war vierunddreißig. Da ist man noch jung genug für einen Neuanfang. Einige meiner Amtsbrüder versuchen ja beides: Priester sein und irgendwie nebenbei noch eine Liebesbeziehung laufen lassen. Ständig in so einer Art Halbwelt. Das wollte ich nie. Und hätte das auch nicht gekonnt.“ Er

dachte nach. Atmete einmal tief aus. Und schloss dann: „Ja, so war das.“ Er lächelte matt und blickte zu Thiele: „Zufrieden, junger Mann?“

Thiele wurde ein bisschen rot. „Das passiert dir auch nicht oft im Dienst, mein Freund!“, musste Kellert innerlich schmunzeln. „Kommt davon, wenn man so persönlich wird!“ Thiele stotterte: „Äh, ja, natürlich. Bitte entschuldigen Sie noch einmal, ich konnte ja nicht wissen, dass Sie da so persönlich drinhängen.“

„Zurück zum Fall“, dachte Kellert: „Und Niedermayer war also der Großonkel von Görtler“, stellte er ziemlich unvermittelt fest. Froh um den Themenwechsel stimmte Conrady gleich ein. „Genau. Und Niedermayer hat sich persönlich dafür eingesetzt, dass ich hier anfangen konnte. Ich bin ihm dafür bis heute dankbar. Das verbindet uns sozusagen, auch über die jetzige Sprachlosigkeit hinweg.“

Conrady versank in seine Gedanken, strich sich mit der linken Hand über die Wange. Er überlegte, sprach dann weiter: „Ja, das ist so etwas wie eine Kirchendynastie, diese Familie. Da gibt es schon seit Ewigkeiten in jeder Generation mindestens einen Priester. Generalvikare, Bischöfe, Äbte, jedenfalls: einflussreiche Männer. Ohne die wäre die Kirche in Friedensberg nicht die, die sie jetzt ist. Haben Sie schon einmal von ‚Leontius von Niedermayer-Hochstein‘ gehört?“

Thiele blickte ahnungslos, aber Kellert nickte. „War das nicht dieser Fürstbischof irgendwann im 17. Jahrhundert? Der, der die Seitenkapelle an den Dom anbauen ließ? Frühbarock, wird in jedem Reiseführer von Friedensberg erwähnt ...“

„Genau der! Sehen Sie: ein Niedermayer! Ich bin mal gespannt, ob aus der jetzigen jungen Generation auch wieder einer nachrückt. Aber bis jetzt tut sich da noch nichts, soweit

ich weiß. Es wäre nicht die erste Tradition, die im 21. Jahrhundert abbricht oder ausstirbt.“ „Da hätte der Görtler ja ganz gut hineingepasst, in diese Linie“, überlegte Kellert laut. „Er sollte ja wohl Weihbischof werden.“

„Das wissen Sie?“, wunderte sich Conrady. „Na ja, war ja zuletzt ein halb offenes Geheimnis. Man munkelt übrigens, dass das Familienargument am Ende mit entscheidend dafür war, dass man Görtler gewählt hat. Er sollte die große Tradition der Familie weiterführen. War ja selbst Einzelkind. Aber es gibt natürlich eine ganze Reihe von Cousins und Cousinen. Das ganze Bistum wäre in den Glanz der Erblinie Niedermayer gerückt. So hatte man sich das wohl vorgestellt. Da wird nun nichts draus.“

„Haben Sie etwas von Konflikten gehört, die uns weiterhelfen können? Wir suchen immer noch nach einem Motiv, das so stark ist, dass man jemanden deswegen tötet“, fragte Kellert nach. „Ach, da braucht es oft nicht viel, scheint mir“, entgegnete der Pfleger, nickte einmal bitter und fuhr dann fort. „Und: Nein, da kann ich Ihnen wirklich nicht helfen, so gern ich das würde. Ich bin hier draußen einfach viel zu weit weg von all dem. Das ist mir auch ganz recht so. Nach Friedensberg-City komme ich nur noch, wenn es sich gar nicht vermeiden lässt ...“

Wieder hielt er kurz inne, dachte nach. „Das ist für mich irgendwie vermintes Gelände, wenn Sie verstehen. Viele alte Bekannte. Viele schöne, aber auch schmerzhaftes Erinnerungen. Eine andere Zeit meines Lebens. Wenn ich eine Katze wäre, würde man sagen: Das ist jetzt mein zweites Leben. Mindestens. Mal sehen, was noch kommt.“

Sie verabschiedeten sich. Beim Hinausgehen fügte Conrady hinzu: „Es tut mir leid, wenn Sie umsonst hier herausgekommen sind. Wie es um Niedermayer steht, das hätte ich

Ihnen auch am Telefon schildern können. Na ja, nichts für ungut!“ „So sehe ich das auch“, dachte Kellert, als sie sich wieder auf den Rückweg nach Friedensberg machten. „Nichts für ungut.“

31

„Am Sonntag wird Görtler beerdigt“, vermeldete Dominik Thiele, der sein Handy in die Hosentasche schob, bevor er in den Dienst-BMW stieg. „Schreibt Lena gerade“, fügte er mit Verweis auf die Kommissariats-Sekretärin hinzu. „Hm“, knurrte Bernd Kellert, der wie immer auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte. „Ungewöhnlich“, kommentierte er dann. „Sonntags finden normalerweise keine Beerdigungen statt. Na, da werden sie bei dem Herrn Regens eben einmal eine Ausnahme gemacht haben.“

Sie fuhren schweigend zurück. „Sag bloß, das heißt, dass wir da auch hinmüssen!“, entfuhr es Thiele plötzlich. Sein Chef zuckte mit den Schultern. „Da führt wohl kein Weg daran vorbei, Sonntag hin oder her. Wann ist es denn?“ „Acht Uhr dreißig. Das heißt: früh aufstehen. Und: Stress zuhause. Na, vielen Dank!“

„Darf ein Priester eigentlich Privatbesitz haben?“, fragte Thiele, während er an einer roten Ampel hielt. „Na klar, wieso denn nicht?“, fragte Kellert irritiert zurück. „Na, wenn der von dieser bekannten Familie abstammt, diesen ‚Niedermayer-Hochsteins‘, dann muss der ja tatsächlich richtig reich gewesen sein. Passt das zu einem Priester eurer Kirche?“

Kellert war sich offensichtlich nicht sicher, ob er diese Vereinnahmung so stehen lassen sollte, erklärte dann aber: „Privateigentum ist im Christentum nicht verboten. Nur

für bestimmte Ordensleute, glaube ich. Da gibt es so eine Art Armutsgebot. Aber du bringst mich auf eine Frage, an die wir noch gar nicht gedacht haben, Dominik. Wer erbt eigentlich in so einem Falle? Kannst du das für mich herausbekommen?“ Thiele nickte mit säuerlicher Miene und ärgerte sich. Hätte er bloß den Mund gehalten. Schon hatte er wieder eine dieser komplizierten Recherche-Aufgaben an der Backe.

„Du kannst mich mal wieder absetzen“, meinte Kellert, als sie einige Zeit später am Parkgelände des Priesterseminars vorbeifuhren. „Wo? Wieder in der Nähe der Von-Balthasar-Straße?“, fragte Thiele, der zügig und kontrolliert wie immer den Dienst-BMW steuerte. „Nee, gleich beim REWE. Ich muss zum Friseur.“ „Wenn du meinst, Chef. Wie ein Zottelbär wirkst du allerdings nicht!“, kommentierte Thiele grinsend.

Einmal in der Woche ließ sich Kellert die Haare schneiden. Am liebsten freitagnachmittags, warum auch immer. Er trug seine Haare gern kurz; und nur einer wusste, wie man sie perfekt stutzte: Christos, der Grieche, der seinen Salon in Friedensberg schon länger führte, als Bernd Kellert denken konnte. Inzwischen hatte sein Sohn Theo den Laden übernommen, aber sein Vater war eigentlich immer vor Ort. Er bediente vor allem die alte Stammkundschaft. Man kannte sich seit Jahren, und die Gespräche waren Teil des Geschäfts. Vielleicht sogar der Hauptteil.

„Ah, Kommissario“, begrüßte Christos Bernd Kellert wie stets. Er führte ihn zu jenem Spiegelplatz, an dem Kellert immer saß. Ohne dass es eines Auftrags bedurfte, band Christos dem Kommissar den Umhang um, holte den Rasierapparat und stutzte die ohnehin kurzen Haare auf die gewünschte Länge.

„Schlechte Zeiten, Kommissario?“, fragte er in seiner gespielten Sprachrolle, denn natürlich sprach er längst völlig akzentfreies Deutsch im Friedensberger Zungenschlag. Und ‚Kommissario‘ sagte man auf Griechisch schon gar nicht. All das störte Christos wenig. Das gehörte eben zu der Rolle, die er sich selbst im Laufe der Jahrzehnte auf den Leib geschneidert hatte. „Immer noch nichts vom Priester-Mörder?“, setzte er nach. Selbstverständlich wusste er, an welchem Fall Kellert arbeitete. Das war und blieb Tagesgesprächsthema Nummer eins in der Bischofsstadt.

Kellert bewegte den Kopf nicht, um das Regellaß der Frisur nicht zu gefährden. „Nichts Spruchreifes, Christos“, antwortete er. „Sonst würdest du es schon von mir erfahren. Aber kommt Zeit ...“ Die Glocke des Friseursalons bimmelte. Christos hatte tatsächlich noch eine gute alte Glocke, die über einen kurzen Seilzug mit der Tür verbunden war.

„Grüß Gott! Könnte ich vielleicht einen Haarschnitt bekommen, so ganz ohne Termin?“, fragte eine hohe Männerstimme. Theo wies den zugehörigen Mann auf den Stuhl rechts neben Kellert. „Die Stimme kennst du doch!“, war es diesem sofort durch den Sinn gegangen. Da Christos ihm gerade mit einem Rasiermesser die Randstoppeln stutzte, hatte er aber nicht gewagt, den Kopf zu drehen, um zu sehen, wer da hereingekommen war. Keiner der Stammkunden, das war gewiss.

Nun blickte Kellert vorsichtig nach rechts. Der dort Sitzende drehte sich gleichzeitig nach links. „Ja, der Herr Kommissar Kellert. Das trifft sich gut! Mit Ihnen wollte ich eh reden“, brach es aus ihm heraus. Es war Maximilian Arenhövel, der Subregens. „Gern, aber vielleicht lieber doch nicht hier“, gab Kellert zurück und ließ den Blick einmal durch den Raum kreisen. Dass hier nur wenige Gespräche geheim

bleiben konnten, war offensichtlich und offen hörbar. „Sagen wir in einer halben Stunde bei Ihnen, im Priesterseminar?“ Arenhövel nickte: „Dann müsste ich hier fertig sein. Also: Einverstanden!“

Im dritten Stock des weitverzweigten Komplexes des Priesterseminars befanden sich drei geräumige Wohnungen, jede um die einhundert Quadratmeter groß. Hier wohnten Regens, Subregens und Spiritual, so war es üblich. Zwar Tür an Tür, gleichwohl aber völlig voneinander getrennt. Subregens Arenhövel hatte seine Wohnung zweckmäßig eingerichtet. Arbeitszimmer und Wohnzimmer gingen ineinander über. Reichlich Platz für bis zur Decke reichende, über und über mit Büchern gefüllte Regale. Ein Computer mit zwei Bildschirmen an einem halbrund geschwungenen, langen Arbeitstisch. Eine gemütliche Sitzgruppe mit Sitzelementen aus weißem Wildleder. Mehrere Ikonen speisten geistliche Motive ein.

Hierher hatte Arenhövel Kommissar Kellert gebeten. Das Besprechungszimmer, in dem sie sich sonst immer getroffen hatten, war wohl auch ihm zu schäbig und trist vorgekommen. Sie saßen sich nicht gegenüber, sondern schräg übers Eck. Mit seiner neuen Frisur wirkte Arenhövel weniger chaotisch als zuvor. Selbstsicherer. Eher in sich ruhend. Er trug legere Hauskleidung, den Priesterkragen hatte er abgelegt. „Kleider machen Leute“, dachte Kellert ein zweites Mal an diesem Tag.

Aber nicht nur Kleider: Der Subregens hatte sich eine Zigarette angezündet, hielt sie in der linken Hand, zog gierig daran, inhalierte tief, stieß den Rauch heftig zur Seite aus, streifte gelegentlich die Asche in einem steinernen Aschenbecher ab. „Ich sollte nicht rauchen, ich weiß“, gestand er entschuldigend ein. „Wir haben eigentlich auch ein Rauch-

verbot hier im Haus. Und ausgerechnet ich bin auch noch derjenige, der das zu überwachen hat! Aber wenigstens in meiner Wohnung lasse ich mir nicht auch noch in das bisschen Privatleben hineinreden, das einem hier bleibt!“

Er blickte zu Kellert hinüber, schien das Gefühl zu haben, sich rechtfertigen zu müssen. „Lass ihn reden“, dachte der Kommissar, der nur zu gut wusste, wie wichtig es war, dass sich seine Gesprächspartner freiredeten von allen Zwängen und selbstgesteckten Grenzen. Oft genug führte das zu Aussagen, manchmal zu Geständnissen, die sonst nie gemacht worden wären.

„Ich hatte es ja eigentlich lange schon aufgegeben“, schob Arenhövel nach, nachdem er wieder einen tiefen, inzwischen ruhigeren Zug genommen hatte, eher zu sich selbst als zu seinem Gegenüber. „Aber ab und zu gönne ich mir dann doch eine. Und das beruhigt. In dieser Woche habe ich schon mehr geraucht als im ganzen letzten Jahr. Gut, dann brauche ich es jetzt eben.“

Erneut schaute er zu Kellert hinüber, verzog das Gesicht, fasste sich mit der rechten Hand an den Kopf und fragte: „Sorry, wie unhöflich. Wollen Sie auch eine?“ Kellert schüttelte den Kopf und lehnte die ihm angebotene halbvolle Schachtel ab. „Nein, danke! Das hat mich nie gereizt, das Rauchen. Meine Frau sagt immer: ‚Man kann ja schließlich nicht alle Laster haben.‘“ Er grinste müde, wunderte sich dann über die plötzlich private Färbung des Gesprächs. Dazu war er eigentlich nicht hergekommen. Die private Umgebung hinterließ ihre Spuren. Nichts für ungut.

„Gratuliere zur Übernahme der Hausleitung“, bemerkte er deswegen in einem etwas förmlicheren Ton. „Ich habe das doch richtig gehört: Sie sind der neue Regens?“, setzte er nach. Arenhövel verdrehte die Augen und hob die Arme, wie

zur Abwehr. Ein Aschehäubchen fiel unbeachtet zu Boden. „Eben nicht, und deshalb muss ich ja auch mit Ihnen sprechen. *Auch* deswegen. Es ist schon richtig“, räumte er dann ein, „ich führe jetzt die Hausgeschäfte. Der Bischof hat mich darum gebeten. Da konnte und wollte ich nicht ablehnen. Wer sonst sollte das jetzt auch so schnell übernehmen. Aber: Regens, das werde ich eben nicht. Weil ich es nicht will!“

Überrascht blickte Kellert auf den Subregens. Hatten ihm nicht alle Gesprächspartner bestätigt, dass Arenhövel nichts lieber würde als der Nachfolger von Görtler? Dass er das Amt anstrebe? „Oh, das müssen Sie mir aber wirklich erklären. Das hat man mir anders erzählt“, warf er ein. „Genau das hatte ich ja vor. Vielleicht haben Sie auch gehört, dass es Streit gab zwischen Görtler und mir.“ ‚Richtig‘, dachte Kellert, ‚irgendjemand hatte tatsächlich etwas in diese Richtung Gehendes gesagt. Wer war das noch?‘

„Hören Sie“, hob Arenhövel an. Er hatte sich nun zurückgelehnt, blickte abwechselnd zur Decke und zu seinem Gegenüber, drückte den abgerauchten Filter in den Aschenbecher, zog tief an einer zweiten, frisch entzündeten Zigarette und versuchte offensichtlich, seine Gedanken zu ordnen. ‚Seltsam‘, ging es Kellert durch den Kopf. ‚Heutzutage rauchen viel weniger Leute als früher. Früher galt das als chic und cool, heute eher als Laster und Schwäche. Da fällt es schon richtiggehend auf, wenn jemand raucht. Und ja doch, es stört mich! Aber als Gast sagt man natürlich nichts ...‘

Mitten in diese Gedanken hinein sprach Arenhövel, der seine Gedanken nun offensichtlich geordnet hatte. „Wir arbeiten hier im Haus eng zusammen. Anders geht es nicht. Da musst du als Team funktionieren, sonst bist du verloren. Wenn die Alumnien spüren, dass nicht alle am gleichen Strang ziehen, nutzen sie das aus. Spielen dich gegeneinander aus.“

Und wir“ – hier blickte er sehr genau zu Kellert – „wir waren ein gutes Team. Wirklich.“

„Aber“ – er suchte nach Worten – „keine Freunde. Das musst du auch nicht sein. Das ist manchmal sogar für die reibungslose Zusammenarbeit hinderlich. Kollegen sollten sich gut kennen, aber nicht zu gut.“ Kellert nickte zustimmend. So hielt er es auch. Arenhövel fuhr fort: „Du musst dich aufeinander verlassen können. Dir gegenseitig vertrauen. Die Stärken des anderen kennen – und seine Schwächen. Beidem Raum geben. Das zeichnet ein gutes Team aus. Und das waren wir. Theologisch oder kirchenpolitisch nicht unbedingt in allem einer Meinung. Und menschlich sehr verschieden. Norbert, also Regens Görtler, war ein Mann, der nicht unbedingt dadurch auffiel, dass er Wärme ausstrahlte. Er hat sich dir nie geöffnet. Erzählte wenig von sich. Hat immer Distanz gewahrt. Das war auch okay so. Ich sage das auch nur, damit Sie sich ein stimmiges Bild machen können. Also: gute Kollegen, das ja. Freunde – ganz sicher nicht. Verstehen Sie: Wir hätten keinerlei Kommunikation und privaten Kontakt mehr gehabt, wenn er denn wirklich Weihbischof geworden wäre. Da bin ich mir sicher. Keine Mails, nichts.“

Er sprach nicht weiter. Kellert ließ ihn gewähren. Nach vielleicht einer Minute warf er aufmunternd ein: „Und?“ – Arenhövel überlegte, zog zweimal an der Zigarette, sprach dann langsam und bedächtig, fast vorsichtig weiter. „Mir ist da schon etwas aufgefallen. Aber ich weiß eben nicht genau, was. Seit drei, vielleicht vier Monaten war der Regens angespannt, angespannter als sonst, meine ich. Und das hatte nichts mit unserem normalen Geschäft hier zu tun. Diese Grundspannung hier ist ja immer da. Das geht in einem solchen Haus nicht anders. Doch es war anders als sonst. Aber

da ich ihn eben letztlich nicht wirklich persönlich kannte, kann ich Ihnen nicht sagen, worum es da ging. Er hätte mit uns, also Spiritual Dietz und mir, auch niemals darüber geredet.“

„Hatte er andere Vertraute? Freunde? Er muss doch auch einen Beichtvater gehabt haben, oder?“, fragte Kellert. „Jetzt, wo Sie es sagen: Seltsam! Natürlich hatte er einen Beichtvater. Aber ich weiß nicht, wer das war. Wir redeten über so etwas nicht. Vielleicht brauchen wir da jeder für sich einen letzten Raum von Privatsphäre. Das ist in diesem Haus ganz schön schwer, das kann ich Ihnen sagen. Und Freunde? Weiß ich nicht. Natürlich, den Hansi, den kannten wir. Aber der ist dann ja gestorben, damals in den Bergen.“

„Hm“, brummte Kellert. „Nun, vielleicht hilft mir der Hinweis trotzdem weiter. Seit wann, sagten Sie, ist Ihnen das aufgefallen?“ „Ich kann das gar nicht mehr genau terminieren. So etwas merkt man ja einfach irgendwann. Auf einmal fällt einem auf, dass da schon länger etwas vor sich hin köchelt. Seit dem späten Frühjahr vielleicht.“ Er überlegte kurz, drückte nun auch den zweiten Zigarettenrest in den Aschenbecher und wechselte dann das Thema: „Aber noch etwas anderes. Dieser Streit. Das war so: Görtler wollte, dass ich sein Nachfolger würde. Er hat mich sogar beim Bischof ins Gespräch gebracht. Ohne dass ich davon wusste.“

Kellert wollte gerade verwundert dazwischenreden, aber Arenhövel ließ ihm keine Zeit. „Jaja, das haben andere von außen anders gesehen, ich weiß. Weil ich nun wirklich ein anderer Typ bin als Görtler, dachten die, dass wir nicht so gut miteinander auskämen. Und natürlich treten hier im Priesterseminar Spannungen auf, das ist doch klar. Wahrscheinlich hat man Ihnen auch erzählt, ich wollte unbedingt sein Nachfolger werden.“ Kellert nickte bedächtig.

„Sehen Sie“, triumphtierte Arenhövel, „so sehr können äußere Wahrnehmungen und Gerüchte sich täuschen. Es war völlig anders. Eigentlich war ich ganz gern hier. Doch! Und unser Zusammenleben war zwar distanziert, aber getragen von Respekt. Nein, es geht um etwas anderes: Ich habe Norbert, also den Regens, vor vier Wochen gebeten, sich einen anderen Subregens zu suchen. Und gegebenenfalls einen anderen Nachfolger für das Regentenamt. Und darüber haben wir gestritten. Ja, ziemlich heftig! Geradezu bekniert hat er mich: ‚Du musst das machen, Maximilian‘, hat er insistiert. ‚Sonst wird das noch einer von denen.‘ Von Breskamps Leuten, meinte er damit. ‚Dann ist alles, was wir hier aufgebaut haben, umsonst gewesen. Das kannst du nicht wollen.‘

So ungefähr ging das. Er war richtiggehend außer sich. Das hatte ich bei ihm noch nie erlebt. Er ist – war – sonst immer so kontrolliert. *Detached*, sagt man, glaube ich. Na ja, und er warf mir Undankbarkeit vor, fühlte sich getäuscht, war enttäuscht, was immer da zusammenkam. Und wollte natürlich auch nicht, dass der Geist von Prälat Breskamp hier Einzug halten könnte. Das will ich ja nun wirklich auch nicht. Wir waren uns in dieser grundlegenden Linie einig. Auch wenn wir den ein oder anderen Alumnus unterschiedlich eingeschätzt haben. Ein paar Tage später haben wir uns dann ja auch ausgesprochen. Da war er viel ruhiger. Wieder so wie sonst. Und hat dann meine Beweggründe letztlich verstanden. Und auch akzeptiert.“

„Und die wären? Also, die Beweggründe?“, setzte Kellert nach. „Ach, Herr Kommissar, da kommt vieles zusammen“, wick Arenhövel der Frage zunächst aus. Er griff erneut nach der Zigarettenschachtel, schüttelte dann den Kopf und warf sie wieder auf den Tisch. Stand auf, ging zu einem der Bücherregale, griff zu einem Bündel kopierter, mit zahlreichen

Lesespuren versehener DIN-A4-Blätter, legte sie neben den Aschenbecher, setzte sich wieder und nickte resignierend: „Schauen Sie hier: im Dezember 2016 von Rom herausgegeben: eine neue ‚Ratio Fundamentalis‘.“

Kellert blickte erst auf den Papierstapel, dann sein Gegenüber aus leeren Augen an. „So nennen wir die Grundordnung für die Priesterausbildung“, erklärte der Subregens, der sich im Klaren war, dass die Binnensprache der Kirche eigenen Regeln folgte. Er fuhr fort: „Schöner Titel auf Deutsch: ‚Das Geschenk der Berufung zum Priestertum‘. ‚Geschenk‘, wenn ich das schön höre! Andererseits: Was sollen die Römer schon tun? Haben halt die ganze Weltkirche im Blick. Darauf beziehen sie sich. Aber bei uns in Deutschland funktioniert das alles anders.“

Da sind Vorbereitung, Studium und Seminar getrennt, das gibt es anderswo in dieser Form nicht so oft! Bei uns treten die meisten jungen Männer erst spät ein, nicht gleich nach dem Abitur. Das einige nur durch intensive kirchliche Stütz-kurse überhaupt schaffen. Manche haben eine Berufsausbildung. Andere ein anderes Studium absolviert. Wieder andere finden den Weg zu uns erst am Ende ihres Theologiestudiums. Aber all das ist hier“ – er wies auf den Blätterstapel – „nicht als Normalfall vorgesehen. Es gibt keinen Normalfall mehr. Nur noch Einzelfälle. Nur noch Ausnahmen. Und das versuchen Sie mal zu organisieren! Wir behandeln Dreißigjährige, als wären sie ständig zu beaufsichtigende Jugendliche. Das kann nicht funktionieren. Das geht einfach nicht.“

Er hatte sich in eine Rage hineingeredet, immer schneller und immer lauter gesprochen. Nun brach es plötzlich aus ihm heraus: „Ich will einfach hier raus. Die Welt ist mir zu eng hier drin. Die Luft zu stickig. Ich will atmen und mit Menschen zu tun haben, mit normalen Menschen. Ich bin

jetzt seit fünf Jahren Subregens. Fünf Jahre nur mit komplizierten jungen oder nicht mehr ganz so jungen Männern, die sich für den Nabel der Welt halten. Die ihre eigenen Sorgen über alles andere stellen. Die immer nur über eines reden: sich, sich, sich. Ihre Berufung. Oder Nichtberufung. Ihren Weg. Ihre Zukunft.“

Er war aufgestanden und lief durch den Raum. Hier hatte sich etwas angestaut, das herausmusste, so viel war klar. „Ich weiß, ich bin unfair. Natürlich tue ich den Alumnern unrecht. Natürlich gibt es da wunderbare junge Männer, die bestimmt gute Priester werden. Und andere, die einen anderen guten Weg vor sich haben. Jaja! Aber ebendarum geht es. Ich werde ihnen nicht mehr gerecht! Genau das habe ich irgendwann gemerkt.“

Er setzte sich wieder, seine fahrigen Handbewegungen verrieten aber, dass es in ihm immer noch brodelte. „Stellen Sie sich Folgendes vor“, bat er sein Gegenüber: „Ich wache morgens auf und denke: ‚Ich habe auf die Arbeit mit diesen jungen Männern keine Lust mehr.‘ Nachdem das mehr als einmal passiert ist, war mir klar, dass ich eine Veränderung brauche. In meinem und deren Interesse. Ich mag sie einfach nicht mehr, die Alumnern.“

Er pustete durch und stellte erleichtert fest: „So, jetzt ist mir besser. Und jetzt wissen Sie, woran Sie mit mir sind, falls Sie sich das gefragt haben sollten.“ Kellert kommentierte diese Vermutung nicht, fragte aber: „Und wie geht es nun weiter mit Ihnen?“

„Nun, ich werde das Seminar jetzt durch diese Krise leiten. Das muss ich wohl. Dann werde ich eine kleine Auszeit bekommen und mich anschließend in irgendein Kloster zurückziehen. Es wäre schön, wenn es mit der Dormitio-Abtei in Jerusalem klappen würde. Da war ich als Student für ein

Jahr. Die schönste Zeit meines Lebens, im Rückblick. Das wäre mein Traum. Und dann übernehme ich irgendwo im Bistum die Leitung einer dieser neuen Pfarreiengemeinschaften. Das wird nicht leicht. Aber das soll es ja auch gar nicht. Ich will wieder unter normale Menschen.“

Subregens Arenhövel hatte offensichtlich das gesagt, was er sich vorgenommen hatte. Wirkte befreit, entlastet von einer Sorge. Und hätte das Gespräch jetzt gern beendet. Kellert hatte jedoch noch eine Frage: „Könnte denn nicht der Spiritual das Priesterseminar leiten? Der Herr Dietz scheint doch überall ziemlich beliebt zu sein, oder täusche ich mich da?“ Arenhövel zögerte mit einer Antwort. Er suchte eine bequeme Sitzposition, fand aber offensichtlich keine, druckste ein wenig vor sich hin. „Ja, der ist schon gewinnend, der Günther, nicht wahr? Ein Lebenskünstler irgendwie. Doch, ja: viele bewundern den. Und der ist ja auch in Ordnung. Aber ...“ – „Aber?“

Wieder suchte Arenhövel nach den richtigen Worten. „Der sucht sich eben heraus, was ihm passt, der Günther. Genießt seine Freiheiten. Wohnt nicht richtig hier, nicht richtig draußen in Mönchshofen. Ist ein guter Ansprechpartner für unsere Alumnen, überlässt aber die unangenehmen Aufgaben uns. Alles, was mit Verwaltung zu tun hat, ist nicht sein Ding. Ganz ehrlich: So wäre ich auch gern. So unabhängig. So eigenständig. Bin ich aber nicht. Meine Bestimmung, mein Weg ist anders. Auf dem steht ein neuer Abschnitt bevor. Und darauf freue ich mich.“

Dominik Thiele hatte seinerseits längere Zeit im Büro zugebracht. Mit Hilfe des Computers und des Telefons hatte er die Adresse eines Cousins von Regens Görtler herausgefunden. Der zu allem Überfluss tatsächlich noch irgendeinen Adelstitel trug. In einem Anruf hatte Thiele kurz sein Anliegen vorgebracht. Tatsächlich würde der Baron – oder ‚Graf‘? – sich morgen zu einem Gespräch zur Verfügung stellen um die – so sagte er – „komplizierten Zusammenhänge“ direkt zu erläutern. Dafür, das war Thiele klar, musste sein Chef mit vor Ort sein.

„Genug für heute, mehr als genug!“, hatte er gegen sieben Uhr geseufzt. Und auf dem Heimweg noch kurz den Einkauf erledigt. Verena hatte ihm einen Erinnerungszettel geschrieben, und er hatte seine Aufgabe brav wie ein Schulbub erledigt. Es war einfach praktischer so. Er kam auf seinem Weg direkt an ihrem Stammsupermarkt vorbei.

Im Geschäft selbst auf den Zettel zu schauen, das war ihm dann allerdings doch zu blöd. Also versuchte er sich immer die darauf notierten Waren zu merken mit dem Ergebnis, dass eben immer wieder das ein oder andere Erwünschte fehlte. Dafür fügte er immer noch einige Artikel hinzu, die er für sich brauchte. Erdnüsse, Chips, Tiefkühlpizza – Dinge, die Verena niemals aufschreiben oder selber kaufen würde.

Kaum dass er an diesem Freitagabend die Wohnung betrat, kam ihm Verena auch schon entgegen. „Wieder die Plastiktüten?“, schimpfte sie spielerisch nach dem Begrüßungskuss. „Nimm doch bitte die Stofftaschen, dafür haben wir sie doch. Denk an den Plastikmüll!“ „Wollte ich ja. Aber ich habe sie eben vergessen“, rechtfertigte er sich. Sie blickte

ihn mit tadelndem Blick an, lächelte dann aber und bat ihn: „Gehen wir unsere Runde, Domm? Ich brauche dringend ein bisschen frische Luft. Hier fällt mir die Decke auf den Kopf.“

Er packte die Einkäufe in Kühlschrank und Vorratsregal, während sie Schuhe und Jacke anzog. Sie hatten es sich angewöhnt, wann immer möglich abends noch eine Runde durch ihr Wohnviertel zu drehen. Dabei Gedanken kommen und gehen zu lassen, dem anderen mitzuteilen, was der Tag so gebracht hatte. Beide hatten das Gefühl, dass das nicht nur eine gute Möglichkeit war, auszuspannen und den Arbeitsalltag hinter sich zu lassen, sondern auch, dem anderen die Chance zur Teilhabe am eigenen Leben zu geben.

Der Weg um die Häuser, über die Felder, durch ein kleines Wäldchen und zurück in das Wohnviertel hatte sich wie von selbst ergeben. Verena hakte sich bei ihm ein und drückte sich an ihn. Er war einen Kopf größer als sie. Manchmal tat ihr das gut, sich in diese Rolle der Kleineren, Schutzbedürftigen zu begeben. Manchmal. „Puh, diese blöde Lehrprobe nächste Woche. Wie ich das hasse!“ Sie stieß die Atemluft heftig durch die Nase aus. Dominik Thiele kannte diese Stimmung bei ihr inzwischen. Die Signale standen auf Zuhören.

Die Straßenlaternen waren bereits eingeschaltet und strahlten ihr gelbliches Licht in die Abenddämmerung. Auch in den Häusern war das Licht eingeschaltet. Man konnte in viele Küchen und Wohnzimmer hineinschauen. Die Rollläden waren noch nicht heruntergelassen. ‚Kleinstadt‘, dachte Thiele, der selbst aus der Frankfurter Großstadtwelt stammte.

„Das ist so ein Affentheater“, beschwerte sich Verena. „Du weißt ja: Da kommen sie alle an, um mich zu bewerten: Der Direktor vom KaRaGe, die Seminarlehrerinnen und

Seminarlehrer, die pädagogische Leiterin und so weiter. Sollen sie ja, da habe ich gar nichts dagegen. Und ich habe nichts zu verbergen. Das muss ja auch sein, dass die sich anschauen, wie der Unterricht so läuft. Noten geben, klar: Muss sein. Ich gebe den Schülern welche. Die Ausbilder mir. So ist das System. Einverstanden.“

„Und warum regst du dich dann schon wieder so auf?“, fragte Dominik Thiele bewusst ein bisschen provozierend. Er wusste: In dieser Stimmung war es besser, dass Verena ihren Frust herausließ. „Du kannst vielleicht blöd fragen!“, gab sie entsprechend gereizt zurück und zog ihren Arm zurück. Sie brauchte ihn zum Gestikulieren. „Die sollten lieber meinen normalen, alltäglichen Unterricht beurteilen. Da bin ich gut, das weiß ich. Vielleicht sehr gut. Manchmal zumindest. Die Kids mögen mich. Und ich sie. Ich bin eine gute Lehrerin, und das sieht man auch.“

Sie blieb stehen, blickte ihn an und unterstrich ihren Ausbruch mit heftigen Gesten. „Aber diese Lehrproben sind der Wahnsinn. Zwanzig Stunden Vorbereitung für eine Dreiviertelstunde Unterricht. Das ist total künstlich. Wir müssen da etwas vorzaubern, was es sonst nie gibt. Was glaubst du, was die Moni und die Jule da an Medien einsetzen. Hier PowerPoint-Präsentation, da Bilder, dort Poster. Alles in eine Unterrichtsstunde gepackt. Die armen Schüler wissen gar nicht, wie sie das alles verarbeiten sollen. Aber das Blöde ist: Wenn die anderen aus meinem Kurs so was machen, komme ich auch nicht drum herum. Und wenn ich das mache, fühlen sie sich ihrerseits wiederum aufgefordert, beim nächsten Mal noch mehr draufzupacken. Das schraubt sich einfach immer weiter hoch. Ein Wahnsinn ist das!“

„Aber warum machst du es dann?“, warf Dominik ein. „Man kommt da einfach nicht dagegen an“, gab sie nun

kleinlaut zu, schob ihren Arm wieder in seinen, und sie setzten ihren Rundgang fort. „Es geht eben schlicht um Noten. Natürlich denkt man an die Planstelle, die man gern haben möchte. Und da geht es nur nach Schnitt. Bis auf die zweite Ziffer hinter dem Komma. So einfach ist das. – Ich will ja wirklich etwas lernen im Referendariat“, fügte sie nachdenklich hinzu. „Ehrlich. Und habe ja auch schon ganz viel Wichtiges gelernt. Die Fachleiter sind eigentlich ganz gut, der Willeborn und vor allem die Müller-Bretzke, aber die sind eben auch im System gefangen. ‚Bitte: Zeigen Sie mir, wie ich mit einer halben Stunde Vorbereitung eine gute Unterrichtsstunde halten kann, das will ich lernen‘, habe ich die gebeten. ‚Aber eben nicht, wie ich mit zwanzig Stunden Vorbereitung eine sehr gute Unterrichtsstunde hinkriege. Das will ich nicht lernen. Das kann ich später sowieso niemals umsetzen.“

Dominik blickte zur Seite, suchte ihre Augen. „Das hast du gesagt? Wow. Ganz schön frech – und mutig. Und, wie haben sie reagiert?“ „Ach, ganz okay. Die sind ja wirklich nett, habe ich ja schon erwähnt. ‚Recht haben Sie‘, hat der Willeborn gemeint, ‚aber ich fürchte, das läuft hier anders. Mein Rat: Passen Sie sich an. Und unterrichten Sie dann später, wie es zu Ihnen und Ihrem Typ passt. So haben wir das alle auch gemacht.‘ Und die Müller-Bretzke meinte: ‚Vielleicht kriegen wir ja beides hin. Den Alltag und die Vorführstunde.“

Verenas Aggression und Wut hatten sich verzogen. Sie schmiegte sich an Dominik und legte ihren Kopf an seine Schulter. Das war beim Gehen allerdings nicht ganz so leicht. „Na ja, das werde ich auch schon irgendwie hinkriegen nächste Woche“, murmelte sie. „Hat bis jetzt ja auch immer irgendwie ganz gut geklappt.“

Inzwischen war es dunkel geworden. Sie gingen nun über die Felder. Der Mais stand noch schwarz und hoch. Fast alle übrigen Äcker waren bereits abgeerntet. Ein Rapsfeld stand in zweiter Blüte und verströmte den typischen süßlichen Duft, der eher an Frühling erinnerte als an den Herbst. Von der Siedlung her drang so viel Licht herüber, dass man den Weg gut erkennen konnte. Einige Hundebesitzer führten ihre Tiere zum Abendspaziergang aus. Ab und zu hörte man ihre aufgeregten Kommandorufe und heiseres Gebell.

„Wieso ist eure Kirche eigentlich so streng?“, fragte Thiele nach einiger Zeit. Ihm gingen die Begegnungen des Tages nicht aus dem Kopf. „Warum lässt man die Priester nicht einfach selbst entscheiden, wie sie leben wollen? Verheiratet oder nicht. Und wenn sie einen neuen Weg gehen wollen, soll man sie doch lassen.“

„Das ist kompliziert, Domm“, gab Verena zurück. „Das hat einfach alles eine lange Tradition. Man sagt, dass Menschen ihre Grundsatzentscheidung vor Gott treffen. Dass Gott sie begleitet. Und eine Entscheidung, die vor Gott und mit Gott getroffen wurde, kann man eben nicht so einfach rückgängig machen. Dann wäre Gott nicht verlässlich. Das würde dann ja das gesamte System in Frage stellen, verstehst du?“

Dominik Thiele überlegte lange, schüttelte dann aber den Kopf. Das ließ sich sogar im trüben Zwielficht des Abends erkennen. „Nein, ich glaube, dass ich das nicht verstehe. Nicht wirklich.“ „Weil du nicht an Gott glaubst“, gab seine Partnerin zurück. „Weiß ich das wirklich so genau, dass ich nicht an Gott glaube?“, überlegte Thiele, aber Verena sprach schon weiter: „Klar: Dann muss das sehr *strange* wirken. Aber das kommt auf uns auch zu, denk daran!“ Sie hatten schon oft darüber gesprochen, dass sie heiraten wollten. Ve-

rena sollte erst ihr Referendariat beenden, so war die Verabredung. Dann würde man die Angelegenheit angehen.

„Wieso kommt das auch auf uns zu?“, fragte er nun, denn er hatte bei seiner Frage vorhin überhaupt nicht an sich selbst gedacht. Was sollte das mit ihm, Dominik Thiele, zu tun haben, dass die katholische Kirche in vielem so klare Prinzipien und Grenzen hatte? „Wenn wir heiraten, dann muss das eben für immer sein.“ Sie blickte ihn verliebt an, lächelte: „Soll es ja auch.“ Und fügte hinzu: „Wird es ja auch.“ Auch er lächelte zurück. Doch, das hoffte er ebenfalls. Aber kann man das wissen? Wer kann schon in die Zukunft sehen?

Verena drückte seinen Arm und erklärte: „Du weißt doch, dass ich die kirchliche Lehrerlaubnis brauche. Diese *missio canonica*. Das verstehe ich auch. Reli sollten wirklich nur Lehrerinnen und Lehrer unterrichten, die hinter der Sache stehen. Für die das mehr ist als nur ein Fach wie jedes andere. Sonst funktioniert das nicht. Sonst ist das nicht glaubwürdig.“

Sie überlegte. „Vorläufig hat mir der Bischof die *missio* ja schon für das Referendariat verliehen. Aber eine Bedingung ist, dass man grundsätzlich auch nach den Prinzipien der Kirche lebt. Oder das zumindest vorhat. So wie wir: Wir wollen ja heiraten, das ist klar. Auch kirchlich, das setzt meine Kirche voraus. Und das will ich ja auch selbst. Und wie!“ „Und dazu muss ich dann auch katholisch werden, oder?“, fragte Dominik Thiele nach. So konkret hatten sie das noch nie überlegt.

„Nein, das musst du natürlich nicht“, entgegnete Verena. „Du musst halt den Grundregeln einer katholischen Trauung zustimmen. Und erklären, dass du deine Kinder katholisch erziehen willst.“ „Alle sechs?“, fragte Dominik Thiele nach und brach in ein befreiendes Gelächter aus, in das seine

Freundin sofort einstimmt. „Dir zuliebe, Ena, würde ich das auf jeden Fall machen, in deine Kirche eintreten. Selbst wenn es nicht sein müsste. Wenn sie mich denn nimmt“, dachte Thiele. „Wenn schon, denn schon. Eine Familie braucht eine gemeinsame Beheimatung.“ Und ob er nun ohne wirkliche Überzeugung evangelisch war oder ohne wirkliche Überzeugung katholisch, das war ihm letztlich egal. Das würde er so aber nicht sagen. Weder einem katholischen Pfarrer, sollte es je zu einem solchen Gespräch kommen, noch seiner Freundin.

Verena hing noch ihren eigenen Gedanken nach, nur zu gern bereit, diese mit ihm zu teilen. „Jedenfalls: Wenn man nicht kirchlich heiraten will oder kann, wird es schwierig. Der Andi zum Beispiel, den kennst du doch. Der ist doch auch mit mir im Ref. Ja, und dessen Freundin ist geschieden. Und hatte damals ihren ersten Ehemann auch kirchlich geheiratet. Hat ja auch schon den Sohn, den Jonas.“

„Und?“, fragte Dominik. – „Ja, und wenn die jetzt heiraten, kriegt der Andi die *missio* eben nicht. Weil das dann eine Ehe wäre, die die Kirche nicht akzeptiert. ‚Wiederverheiratung Geschiedener‘! Das ist ein absolutes *no go*. Egal, ob du selbst schon mal verheiratet warst oder dein Partner.“ „Echt!?“ Thiele machte große Augen.

„Tja, so ist das. Und wenn du die *missio* schon hast und heiratest dann ein zweites Mal – also nur standesamtlich, anders geht es ja gar nicht – wird sie dir sogar entzogen. Dann darfst du nicht mehr Reli unterrichten. Wenn du Beamter bist, ist das natürlich nicht so schlimm, dann unterrichtest du halt nur noch deine anderen Fächer. Aber trotzdem!“

„Krass!“, staunte Dominik. „Und was macht jetzt dieser Andi?“ „Ich glaube, dass er sich das noch nicht so genau

überlegt hat“, antwortete Verena. „Entweder der sucht sich eine andere Partnerin, könnte doch sein! Oder die heiraten einfach nicht und hoffen, dass es keinem auffällt, wenn sie zusammenleben. Das ist auch möglich, habe ich gehört. Da gibt es wohl einige, bei denen das so läuft. Und dann schaut niemand so ganz genau hin. Oder er studiert noch ein anderes Fach nach und heiratet sie dann, weil er Reli nicht mehr braucht.“

„Ganz schön verrückt, wenn du mich fragst“, kommentierte Thiele nach kurzem Nachdenken. „Alles darf er, nur nicht diese Frau heiraten und alles in geordnete Bahnen bringen. Manchmal habt ihr da aber schon einen Hau, oder?“ Er schüttelte verständnislos den Kopf. Seine Freundin erwiderte nichts, wohl deshalb, weil ihr dieses Mal einfach nichts zu sagen einfiel. Das kam selten vor. „Und der Staat akzeptiert das so? Ist das nicht gegen die Grundsätze der Rechtsstaatlichkeit?“, gab sich Dominik nicht zufrieden.

„Das ist eben so. Dagegen geht keiner vor“, entgegnete sie. „Barmherzig ist das nicht. Obwohl sich Papst Franziskus das ja groß auf die Fahnen schreibt: Barmherzigkeit. Schönes altes Wort. Aber solche Vorschriften passen da nicht, finde ich. Das gibt es doch einfach, dass Lebenswege mal anders laufen, als man sich das gedacht hat. Beim besten Willen.“

Nachdenklich lenkten sie ihre Schritte wieder in Richtung Siedlung zurück. „Du siehst: Ich werde mir das verdammt gut überlegen, ob ich dich dann wirklich heiraten will“, fügte Verena nach einer Weile an. Erschrocken blickte Dominik sie an. „Das war ein Scherz, Domm, ein Scherz!“

Bernd Kellert schaute nach oben in den frühen Morgenhimmel. Auch wenn die Morgenkühle Haus und Garten noch im Griff hatte: Es versprach, einer der letzten warmen Herbsttage zu werden. Als typischer Frühaufsteher hatte es ihn auch an diesem Samstagmorgen mit den ersten Sonnenstrahlen aus dem Bett getrieben. Beate schlief noch tief und fest und freute sich wohl auf einen ruhigen und entspannten Tag.

Anders bei ihm: In ihm nagte eine große Unruhe. Er wusste nur zu gut: Wenn man einen Fall nicht in der ersten Woche – oder sagen wir mal in den ersten zehn Tagen – löste, wurde es zäh. Dann konnte sich das monatelang hinziehen. Darauf hatte er keine Lust. Geschweige denn sein Chef. Oder die Presse. Der Ton würde rauer werden, da war er sich sicher. Und am morgigen Sonntag würde sich die Woche runden. Da würde das Opfer, Regens Dr. Norbert Görtler, beerdigt. Und der Mörder war noch nicht gefasst. Das Interesse der Öffentlichkeit an diesem Priester-mord war bleibend groß. Er musste liefern. Aber wie?

Barry hatte im Haus übernachtet, wollte aber früh nach draußen. Auch das ein klares Zeichen, dass es ein schöner Tag werden würde. Der Kater hatte dafür ein untrügliches Gespür. Kellert streckte sich und murmelte vor sich hin: „Also auf zum Saison-Endspurt!“

Bernd Kellert hatte neben dem Fahrradfahren eine zweite Betätigung entdeckt, um sich fit zu halten. Das Fußballspielen, eine Passion seit der späten Grundschulzeit, hatte er schon vor einigen Jahren drangegeben. Mit größtem Bedauern. Ein erster schmerzhafter Schritt der Abschiede, so schien es ihm im Nachhinein.

Aber die Verletzungsgefahr wurde mit den Jahren einfach zu groß. Die ‚Alten Herren‘ im Polizeiteam kannten kein Pardon. Da wurde geholt, was das Zeug hielt. Je älter, desto ehrgeiziger. Keiner wollte verlieren. Und die Fußknöchel schmerzten am Folgetag. Da ging er die Treppen nur noch mit Ächzen und Mühen hinauf und hinunter. „Brauchst du bald einen Treppenlift, Papa?“, hatte seine Tochter Jenny zuletzt mehrfach gelästert. Nach dem Achillessehnenriss eines seiner Kollegen durch das überharte Einsteigen eines anderen in einem Zweikampf hatte er eingesehen, dass die Zeit des Fußballspielens für ihn vorbei war.

Er hatte damals gedacht, dass seine normale alltägliche Bewegung für ihn ausreichen würde. Weit gefehlt. Er setzte Gewicht an, wurde schwerfälliger. „Ui, Papa, trägst du deinen Rettungsring nun immer gleich mit dir herum?“, hatte ihn Jenny eines Morgens geärgert und ihn dazu spielerisch in die Seite gekniffen. Das hatte den Ausschlag gegeben. Weil ihr Spott schlicht und einfach begründet war. Als Mann kurz vor der magischen Fünfigergrenze musste man etwas gegen die ‚drohende Fettleibigkeit‘ – so hatte es ihm Beate aus einer ihrer Zeitschriften brühwarm vorgelesen – tun.

Weniger essen? Nur noch vegan? Mehr Bewegung? Fortan hatte Bernd Kellert bewusst das Fahrradfahren intensiviert. Zudem jedoch eine alte Jugendleidenschaft wieder entdeckt: das Schwimmen. In der Nähe von Polzingen, wo er jetzt lebte, gab es einen natürlichen Badesee. Im Sommer war es da oft brechend voll. Frühmorgens und spätabends ließ es sich dort aber herrlich schwimmen. Kraftvoll und ausdauernd zog er dann seine Bahnen, manchmal für eine halbe Stunde, manchmal länger.

Als Jugendlicher und junger Mann war er ein Sprinter gewesen, läuferisch, aber auch als Schwimmer. Er hatte es

geliebt, kurze Strecken so kraftvoll und schnell wie möglich zu bewältigen. Um sich dann – kurz – zu erholen. Und dann wieder volle Kraft voraus! Heute war das anders. Er hatte die Reize der Langstrecke entdeckt. Die angenehmen Seiten der sorgsam verteilten Anstrengung. Die Genugtuung durch die beständige, kraftvolle, aber zugleich maßvolle Bewegung. Das Sichversenken in die regelmäßigen Körperabläufe.

Früher hatten ihn seine Kinder oft ins Schwimmbad von Friedensberg begleitet, Jenny und Tobias, beide gute, ausdauernde Schwimmer wie er. Aber die gingen ja schon lange ihre eigenen Wege. Und das war richtig so. Bei gutem Wetter gesellte sich nun manchmal Beate zu ihm, auch wenn sie immer nur kurz ins Wasser ging. Jetzt, Anfang Oktober, war die Badesaison längst vorbei.

Auch an einem Samstagvormittag war hier kaum etwas los. Die Schwäne, Graugänse und Teichhühner hatten den See längst zurückerobert. Das Wasser war kühl. Aber der Sommer war so warm gewesen, bis weit in den September hinein, dass man durchaus noch schwimmen konnte. Wenn man sich genug dabei bewegte. Und das war bei Bernd Kellert nicht das Problem. Einmal noch würde es gehen. Heute!

Die Liegewiese war an der Stelle, an der Bernd Kellert immer ins Wasser einstieg, übersät mit Hinterlassenschaften der Wasservögel. ‚Ihr gutes Recht‘, dachte er, trotzdem versuchte er sauberen Fußes ins Wasser zu gelangen. Direkt am Ufer stand ein Holzgestell, auf dem man seine Badetücher ablegen konnte. Zwei Tücher warteten dort bereits auf nasse Rückkehrer. Morgenstille. Da und dort schnarrte ein Vogel im Geäst der Bäume oder im Schilfgürtel rechts. Nur zwei, drei Schwimmer zogen schon ihre Morgenrunden. Mehr würden es aller Voraussicht nach auch nicht werden. ‚Bin ich

also doch nicht ganz allein!‘, dachte er, während er in den See glitt. „Ui, kalt!“

Er genoss seine Bahnen, gerade weil er ahnte, dass es wirklich das letzte Mal in diesem Jahr sein würde. Und zu lange würde er es bei den Temperaturen sicher kaum aushalten. Er liebte es, die Gedanken kommen und gehen zu lassen, wie es ihnen gerade gefiel. Beim Schwimmen schien alles so anders, so unwichtig, so unwirklich. Sein Fall: der getötete Regens eines Priesterseminars; dessen Mitarbeiter dort; Schwester Luitgard; Professor Brandtstätter; die ‚Alumnen‘, wie sie die dort nannten: ehemalige, geschasste, jetzige; Mitarbeiter des Bistums – all das zog an seinem inneren Auge vorbei. Eine Gesichterfolge ohne Struktur. Oder doch nicht?

Einer der Schwimmer kam ihm entgegen. Natürlich vermied man es, allzu nah an die Bahnen eines anderen zu schwimmen. Wenn eben möglich, hielt man einen gebührlchen Abstand, ohne dass es dafür Regeln geben musste. „Morgen“, grüßte Kellert, während er langsam, aber stetig seine Kraulzüge an dem anderen vorbei setzte.

Plötzlich blitzte eine Einsicht in sein Hirn: Das war ja Dietz, Günther Dietz, der Spiritual des Priesterseminars! Der ‚Lebenskünstler‘, wie ihn Subregens Arenhövel genannt hatte. Deswegen war ihm dessen Gesicht von Anfang an so bekannt vorgekommen. Er hatte ihn hier schon das ein oder andere Mal gesehen. Und kein Wunder, dass er sich nicht erinnern konnte, woher er das Gesicht kannte. Diese Welten ließen sich nun wirklich kaum zusammenbringen: der Badesee und das Priesterseminar. Das Gesicht über dem Wasser und der smarte, elegant gekleidete ältere Herr an seinem Arbeitsort. „Soll ich ...“, überlegte er für einen Moment, drehte dann aber um und rief: „Herr Dietz?“

Der Angesprochene unterbrach seinerseits überrascht seine Schwimmzüge und paddelte näher heran. Erst auf zwei Meter Entfernung hellte sich sein fragender Blick auf: „Ach, der Herr Kommissar Kellert! Ja guten Morgen! Sie müssen entschuldigen, dass ich Sie nicht gleich erkannt habe. Aber hier habe ich nicht mit Bekannten gerechnet. Außerdem trage ich beim Schwimmen nie meine Kontaktlinsen, da bin ich also ein bisschen kurzsichtig.“

Sie unterhielten sich kurz über das gemeinsame Hobby, den See und den Zufall, sich ausgerechnet hier zu treffen, hatten dabei unwillkürlich ihre Bahnen wieder aufgenommen und schwammen nun langsam im Bruststil in etwa zwei Metern Abstand parallel zueinander weiter. „Soll ich mich verabschieden und allein weiterschwimmen?“, überlegte Kellert. Das wäre allerdings unhöflich. Dietz machte seinerseits keinerlei Anstalten, von sich aus von der Parallelbahn abzuweichen.

„So, übers Wasser gehen wie Ihr Juniorchef, das können Sie also nicht!“, versuchte Kellert einen Scherz. Immerhin, ein Versuch. Humor war einfach nicht seine Stärke. „Haha, toller Witz!“, gab Dietz zwischen zwei Zügen zurück. „Aber auch nicht mehr ganz neu. Übrigens: Er wusste nicht, was er sich da entgehen ließ.“ Weiter ging's, Zug um Zug. Kellert hatte immer insgeheim über die älteren Damen geschmunzelt, die zu zweit oder zu dritt gemeinsam im See oder in Schwimmbädern plantschten, sich kaum fortbewegend, schräg mit deutlicher Achterlast im Wasser hängend, hauptsächlich damit beschäftigt, sich über alles nur Erdenkliche auszutauschen. „Ganz so weit ist es jetzt mit dir aber noch nicht“, beruhigte er sich selbst. „Immerhin: du schwimmst.“

„Warum haben Sie mir eigentlich nichts über den Konflikt zwischen dem Regens und dem Subregens erzählt?“, fragte er, während sie in einem großen Bogen am anderen Seeufer

entlangschwammen. „Weil es nicht so wichtig war“, antwortete Dietz über seine Schwimmzüge hinweg.

Einige Meter später fügte er hinzu: „Der Maxi – also der Subregens – hatte eben einfach seinen Seminarkoller, das haben wir alle schon mal erlebt. Da denkst du, dass du aus dem Laden rausmusst, dass dir das alles zu eng ist, zu viel wird.“ Er machte weiter seine ruhigen, kraftvollen Züge. „Eine gute Konstitution hat er, dieser Dietz“, dachte Kellert anerkennend, auch wenn ihm das Tempo eigentlich ein bisschen zu langsam war.

„Na ja, es war dann doch mehr. Es war ihm ernst. Und der Regens war nicht begeistert. Der hatte andere Pläne gehabt. Das passte ihm nicht in den Kram“, fügte Dietz nach zwei Schwimmzügen je einen Satz an. „Aber wirklich: So etwas ist normal. Kein wirklicher Konflikt.“ Sie beobachteten, wie weit hinten am anderen Ende des Sees zwei Schwäne landeten. Kamen mit ihren weiten, weißen Schwingen an, liefen kurze Zeit fast auf dem Wasser, legten dann eine laut rauschende Vollbremsung hin. Hoch spritzte das Seewasser auf. Beeindruckend.

Die Wasservögel und die Schwimmer hatten in beiderseitiger Rücksicht gelernt, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen. Das war auch besser so. Mit einem wild gewordenen Schwan sollte man sich besser nicht anlegen, schon gar nicht wenn man sich im Wasser befand. Da waren die Tiere einem haushoch überlegen, wusste Kellert. Er hatte einmal beobachtet, wie ein Schwan zwei Halbstarke attackiert hatte, die seinen Jungen am Ufer zu nahe gekommen waren. Mit größter Mühe und vereinten Kräften hatten sie den Schwan mit Hilfe eines armdicken Astes abwehren können.

„Kennen Sie eigentlich Prälat Niedermayer?“, fragte Kellert, dem es langsam kalt wurde, aus einer Intuition heraus.

Sie schwammen nun zurück zur Einstiegsstelle. Er freute sich auf sein flauschiges Badetuch. „Den früheren Caritas-Direktor?“, fragte Dietz zurück. „Klar, wer kennt den nicht? Ist ja der Großonkel vom Norbert, also von Regens Görtler, wussten Sie das?“ Kellert wollte nicken, merkte aber, dass man das schwimmend gar nicht so einfach bewerkstelligen konnte, und brummte deshalb einen undefinierbaren Zustimmungslaut.

„Der wohnt jetzt im Pflegeheim, glaube ich. Es muss ihm ziemlich dreckig gehen, was ich so gehört habe“, meinte Dietz. „Warum fragen Sie?“ „Och, nur so“, gab Kellert zurück. Kein Unterton bei Dietz. Keine Überraschung. Kein Zögern. Er schien von der Missbrauchsgeschichte nichts zu wissen. Oder sein Wissen sehr gut zu verstecken.

„Und seinen Pfleger, den Matthias Conrady, den kennen Sie dann sicher auch“, fügte er hinzu, während sie ohne explizite Verabredung dazu auf das Ufer zuschwammen. Sie stiegen aus dem Wasser, schüttelten sich, griffen dann zu den Badetüchern, um sich rasch abzutrocknen.

„Was, der Matthes ist jetzt dort als Pfleger beschäftigt?“, wunderte sich Dietz, während er sich die Ohren trocknete. ‚Knackiger Körper für das Alter‘, hatte Kellert mit raschem Blick festgestellt. „Und ausgerechnet beim Niedermayer? Das ist ja Ironie des Schicksals! Das wusste ich gar nicht.“ Dietz trocknete sich Arme und Beine ab, sprach in den Intervallen. „Armer Kerl, der Matthes! Na, gut, wenn er jetzt wenigstens da untergekommen ist.“ Kellert wollte gerade nachfragen, als Dietz mit einer größeren Sporttasche zu dem Holzverschlag eilte, der als Umkleidekabine diente.

Wenige Minuten später kam er wieder heraus, perfekt gestylt, so wie Kellert ihn von den bisherigen Begegnungen her kannte. Die Sporttasche hatte also sein gesamtes Outfit

enthalten. Kellert selbst hatte sich ohne große Umstände rasch auf der Wiese umgezogen, so wie immer, wenn es hier nicht gerade zu voll war. „So, ich muss los, ein voller Tag wartet. Ist leider nichts mit Wochenende bei mir. Schön, Sie hier getroffen zu haben!“, meinte er in Richtung Dietz.

Der gab ihm die Hand. „Ganz meinerseits. Interessant übrigens, dass Sie diesen Conrady erwähnt haben. Den hatte ich jahrelang nicht gesehen. Fast schon vergessen. Und dann sehe ich den gleich zweimal in den letzten Wochen. Von Weitem, wir haben uns gar nicht gesprochen. Und kennen uns ja auch nicht gut. Ein ehemaliger Mitbruder halt. Und dann sprechen Sie mich auf den an! Zufälle gibr's!“

„Da haben Sie recht“, stimmte Kellert im Gehen zu. „Wo haben Sie den denn gesehen?“ „Na, in Friedensberg, in der Fußgängerzone“, antwortete Dietz, der sich zum Autoparkplatz wendete, während Kellert auf sein Fahrrad zusteuerte. „Einen schönen Tag noch!“

34

„Wir sollten noch einmal die ganze Belegschaft des Priesterseminars zusammenrufen“, schlug Kellert vor. Er saß in seinem Büro, ab und zu schüttelte ihn ein Kälteschauer durch. „Es war vielleicht doch schon zu spät im Jahr für die morgendliche Schwimmrunde“, überlegte er und freute sich bereits jetzt auf die heiße Dusche am Abend. „Oder bin ich einfach nicht mehr jung genug für derartige Unternehmungen?“ Er gönnte diesem Gedanken erst gar keinen Spielraum, schließlich wollte er der Auflösung des Mordes an Regens Görtler an diesem Tag unbedingt einen entscheidenden Schritt näher kommen. Höchste Zeit!

„Was versprichst du dir davon?“, gab Dominik Thiele skeptisch zurück. Er war natürlich nur wenig begeistert gewesen, als sein Chef ihm mitgeteilt hatte, dass an einen arbeitsfreien Samstag überhaupt nicht zu denken sei. Und am morgigen Sonntag stand auch noch die Beerdigung des Regens an, da war ihr Einsatz sowieso Pflicht. Der Fall ging vor. Verena hatte resigniert „Das habe ich mir fast schon gedacht“ geseufzt.

Die beiden Polizisten hatten bereits ausführlich alle bisherigen Gespräche, Erkenntnisse und Eindrücke Revue passieren lassen. So viele Konflikte und Spannungen ihnen auch begegnet waren, so wenig hatte sich bislang eine heiße Spur, ein klarer Verdacht ergeben. Hatten sie etwas übersehen? Irgendwelchen Hinweisen nicht genügend Beachtung geschenkt? Welchen?

„Ich bin sicher, dass sich das Puzzle weiter zusammenfügen wird“, entgegnete der Hauptkommissar. „Der Rahmen passt schon, da fehlen keine Randstücke mehr. Doch, das spüre ich. Nur innerhalb des Rahmens haben wir die Puzzlestücke noch nicht richtig zusammengefügt. Dazu brauchen wir noch ein paar Seh-Hilfen. Vielleicht finden wir die so!“

Thiele war sich unsicher. Er hatte als Kind und Jugendlicher nie gepuzzelt. Das Bild war ihm fremd. Und ob das wirklich stimmte, dass der Rahmen schon fertig gestellt war? Zudem: Soweit er sich da auskannte, hatte man bei Puzzles doch das Originalbild vor Augen. Man musste es dann lediglich nachbauen. Ihr Problem war ja eben, dass sie das Originalbild nicht kannten! Aber sei es, wie es sei – Bernd Kellert war der Chef. Und er, Dominik Thiele, würde das Ganze organisieren müssen, Samstag hin oder her. Wie immer!

Samstagnachmittag, halb drei. Derselbe Raum wie am Montag, dieselbe gespannte Stimmung, das gleiche nervöse

Stimmengewirr hinter der geschlossenen Tür des zum Verhör-Raum umfunktionierten überdimensionierten Speisesaals. Bernd Kellert hatte darum gebeten, dass auch Prälat Breskamp zugegen sein sollte. „Wieso das denn?“, hatte Thiele überrascht gefragt. „Weiß nicht. Ich habe da so ein Gefühl“, hatte sein Chef zurückgeknurrt. Thiele wusste, dass ein weiteres Nachfragen nicht sinnvoll wäre, und hatte sich gefügt. Breskamp seinerseits hatte sich am Telefon zwar zunächst geziert, dann aber zugesagt.

Kellert und Thiele blickten auf die rund dreißig Menschen vor ihnen, die instinktiv fast alle dieselben Plätze eingenommen hatten wie am Montag. Nun freilich kannten sie einige dieser Menschen näher, hatten sich mit ihnen unterhalten, wussten um Hintergründe, Spannungen, Netzwerke, Verbindungen. Die Ordensfrauen – Kellert hatte Schwester Luitgard aus der Ferne zugeblinzelt, sie hatte aber kaum darauf reagiert – hielten sich erneut rechts im Hintergrund. Bei ihnen wieder die weiblichen Hausangestellten. Hinten links die männlichen Hausangestellten, gelangweilt, desinteressiert. So zumindest deutete Kellert ihre Körperhaltung.

Wieder standen zwei offiziell gekleidete Herren in der Nähe der Ordensfrauen, einer davon Arenhövel, der Subregens. Vor ihnen saß nun auch Spiritual Dietz, der am Montag ja gefehlt hatte. Vorn rechts, also in demonstrativ zur Schau getragenen Abstand, saß Prälat Dr. Breskamp, an seiner Seite lächelnd und selbstbewusst, wie immer perfekt gestylt, Marcus Rühle.

„Aha, Breskamp hat sich Verstärkung mitgebracht“, dachte Kellert. „Und dass Rühle und er zusammen agieren, wird ganz offen zur Schau gestellt.“ Er unterbrach sich: „Genau, zur Schau gestellt. Für uns. Dass wir die zusammen gruppie-

ren, muss ihnen klar sein. Also: Selbstbewusstsein und Stärke demonstrieren. Nicht dumm! Nicht dumm!“

Und rundherum saßen wieder um die zwanzig junge Männer, unter ihnen auch die Inder und Schwarzafrikaner. Julian Eggenstein saß ziemlich genau in der Mitte, immer wieder gesucht von den Blicken seiner Mitstudierenden. Die beiden anderen, die Kellert kannte – ,Hellmich und Prachtel? Hießen die so?‘ –, drückten sich eher am Rande herum.

„Meine Damen und Herren, Ruhe bitte!“ Erneut gelang es Kellert mühelos, sich Respekt zu verschaffen. „Sie werden sich vielleicht wundern, warum ich Sie noch einmal zusammenrufe, und das auch noch an einem Samstag.“ „Hauptsache, wir sind zur ‚Sportschau‘ fertig“, rief Hellmich dazwischen, was ihm einiges Gelächter einbrachte, vor allem bei denen, die direkt in seiner Nähe saßen. Kellert entschied sich spontan, diese kleine Störung zu ignorieren. „Aber nicht noch einmal, Freundchen, sonst kriegst du etwas zu hören!“, nahm er sich vor.

„Sie werden sich vielleicht wundern, warum ich Herrn Prälat Breskamp dazugebeten habe“, fuhr er fort und nickte in dessen Richtung. „Aber als zuständiger Referatsleiter in der Bistumsverwaltung ist mir sein Dabeisein wichtig.“ Breskamp lehnte sich zurück und grinste zufrieden. Sein Begleiter lächelte, gleichzeitig Beifall heischend und unterwürfig.

„Der Mord an Ihrem Regens, Herrn Dr. Görtler, liegt nun schon fast eine Woche zurück. Glauben Sie nicht, dass wir untätig waren. Das Bild fügt sich für uns mehr und mehr zusammen.“ Schwester Luitgard blickte ihn scharf an. Spielte er ihnen etwas vor? Hatte er wirklich eine Spur? Sie konnte es nicht sagen, bei all ihrer guten Menschenkenntnis.

Julian Eggenstein räusperte sich, stand auf und fragte: „Können Sie uns denn schon etwas Genaueres sagen?“ Kel-

lert blickte ihn kritisch an. Er musste einen unangenehmen Niesreiz unterdrücken. Zudem liebte er es gar nicht, unterbrochen zu werden. Andererseits ... „Nein, Herr Eggenstein“, gab er zurück.

Mit einem Hauch von Bewunderung registrierten die Seminaristen, dass ihr Senior dem Kommissar namentlich bekannt war. „Nur damit wir uns recht verstehen: Das könnte ich schon“, ergänzte Kellert. „Ich halte es zum jetzigen Zeitpunkt aber nicht für sinnvoll.“ „Gut gekontert, Chef!“, dachte Dominik Thiele. „So behältst du alle Zügel in der Hand. Und bluffst. Schaffst Unruhe. Vielleicht.“

„Ich möchte Ihnen Zweierlei sagen“, wandte sich der Hauptkommissar nun wieder an die ganze Gruppe: „Erstens, dass ich Sie beglückwünschen möchte im Hinblick auf Ihren Umgang mit der Presse. Soweit ich das beurteilen kann, hat sich niemand von Ihnen dazu verführen lassen, Interna und Gerüchte nach außen dringen zu lassen. Das ist in Ihrem Interesse sehr gut so. Ich bitte Sie inständig, an diesem Grundsatz festzuhalten. Alle!“

Arenhövel erhob sich, blickte langsam alle im Raum an, einen nach dem anderen, und nickte nachdrücklich. Er setzte sich wieder. „Aber andererseits, und das ist mein zweiter Punkt“, fuhr Kellert fort, „bin ich enttäuscht. Von Ihnen!“ Auch er blickte nun einen nach dem anderen an. Ließ dabei aber Sebastian Eggenstein, Breskamp, Arenhövel, Dietz und Schwester Luitgard aus. Die meisten Augen senkten sich, sobald sein Blick auf sie fiel. Andere starrten zurück. Wenige wirkten völlig desinteressiert.

„Ich hatte Sie gebeten, dringend gebeten, mich anzurufen oder mir auf anderen Wegen eine Nachricht zukommen zu lassen, wenn Sie mir irgendetwas mitteilen können. Über Konflikte oder Spannungen. Über Hinweise, die mir helfen

könnten, Ihren – *Ihren!* – Fall zu klären. Niemand hat sich gerührt! Keiner!“

Wieder blickte er in die Runde. Thiele beobachtete genau, wer wie reagieren würde. Schwer zu sagen, ob sich jemand besonders auffällig verhielt. Beschämt wanderten die Blicke durch den Raum. „Aber glauben Sie mir: Mir bleibt nichts verborgen. Ich komme auch so an meine Auskünfte. Sie hätten es mir jedoch leichter machen können. Und damit sich selbst ja auch. Ich frage mich allerdings schon: Warum haben Sie das nicht getan?“

Dr. Breskamp blickte eisern auf die Tür des Speisesaals. Rühle trug seine professionelle, Neutralität und Überlegenheit ausstrahlende Miene. Arenhövel fühlte sich sichtlich unwohl und druckste vor sich hin. „Aber Prälat Breskamp hat uns doch verboten, uns an Sie zu wenden“, meldete sich plötzlich ein unscheinbarer Seminarist aus der zweiten Reihe mit leiser Stimme zu Wort, den weder Kellert noch Thiele kannten. Man sah ihm förmlich an, dass er in dem Autoritätskonflikt zwischen Kommissar und kirchlichem Würdenträger fast zerrissen wurde. Wem sollte er mehr gehorchen?

„Unsinn!“ Breskamp sprang auf. Ein blitzschneller, zorniger Blick schweifte den Repetenten, als wollte er ihm sagen: „Ich dachte, dass du den Laden hier besser im Griff hättest!“ Rühle tat so, als habe er nichts davon mitbekommen. Breskamp aber lief rot an und schleuderte einen vernichtenden Blick auf den Seminaristen, der darunter noch kleiner und verschüchterter in sich zusammensank.

Arenhövel hielt in seinen unruhigen Bewegungen inne und fragte mit einer Schärfe in der Stimme, die Kellert und Thiele noch nie von ihm gehört hatten: „Was bitte haben Sie, Herr Prälat?“ „Das habe ich so nie gesagt!“ donnerte Breskamp in Richtung Kellert und Subregens zugleich.

Nun hatte sich aber erneut Julian Eggenstein erhoben. Als Senior konnte er nicht mit ansehen, wie Breskamp mit seinem Seminarkollegen umging. Wozu hatte er schließlich dieses Amt übernommen? Er sah dem kräftig schwitzenden Breskamp ins Gesicht. „Richtig“, erklärte er mit seiner noch jungenhaften, aber erstaunlich selbstbewussten Stimme. „So haben Sie das nicht gesagt. Aber Sie haben uns zusammengerufen ...“

„Warum wusste ich nichts davon?“, rief Arenhövel dazwischen. Er war nun seinerseits aufgesprungen und blickte wütend in Richtung Breskamp. „Das ist ja eine Ungeheuerlichkeit! Das wird ein Nachspiel haben, glauben Sie mir!“ Kellert wies ihn mit einer beruhigenden, aber bestimmten Geste auf seinen Platz zurück. Das war nicht sein Kampfplatz, das sollten die Herren Kleriker bitte schön später untereinander ausfechten.

Arenhövel fügte sich. Eggenstein, von einem kaum merkbaren Kopfnicken des Kommissars bestärkt, nahm seine Rede wieder auf. „Doch, so war das! Sie haben uns am Dienstagnachmittag zusammengerufen, als der Herr Subregens außer Haus war. Der Repetent war auch dabei.“ Rühle zuckte mit keinem Gesichtsmuskel. „Und Sie haben uns extra ermahnt, Herrn Arenhövel davon nichts zu sagen. Wir sollten auch dem Herrn Kommissar gegenüber keine Interna ausplaudern. Wie war das noch: ‚Das geht nur uns in der Kirche etwas an. Das klären wir selbst.‘ Oder so ähnlich. So war es doch, oder?“

Mehrere Köpfe nickten bestätigend. Spiritual Dietz schüttelte ungläubig staunend den Kopf. Kellert, von diesen Enthüllungen genauso überrascht wie Thiele, nahm den Prälat ins Visier: „War das so, Herr Breskamp? Ich bitte doch sehr um eine Erklärung!“ Rühle als Begleiter des Prälaten hatte sich nun seinerseits ganz klein gemacht. Die Zwangslage

seines Chefs war ihm sichtlich außerordentlich peinlich. Er hatte aber auf keinen Fall vor, sich in diese Angelegenheit selbst einzumischen. Breskamp griff sich an das Kollar, lockerte es um wenige Millimeter, atmete tief durch und suchte nach einem Ausweg.

„Ähm, Sie müssen das verstehen“, begann er mit einer sehr viel gedämpfteren Stimme als zuvor. „Ich hatte nicht gerade den Eindruck gewonnen, als ob Sie an einer Schonung unserer Institution Priesterseminar besonderes Interesse hätten. Ich bin meinem Bischof gegenüber dafür verantwortlich, dass nichts gegen die Interessen der Kirche passiert. Das ist meine Pflicht. Und dich, Maximilian“ – hier blickte er zu Subregens Arenhövel –, „wollte ich mit all dem nicht noch stärker belasten, als du es sowieso schon bist.“ Der einseitig geduzte Angesprochene blickte zu dem Prälaten mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit, Empörung und Verachtung, blieb aber dieses Mal stumm. Dietz legte ihm begütigend eine Hand auf die Schulter.

„Und wenn wir das nun irgendwie der Presse stecken ...“ – Kellert schielte mit diabolischem Lächeln zu Thiele – „Was glauben Sie: Wie käme das an? Was würden die daraus machen?“ Eisige Stille ließ die Atmosphäre im Raum gefrieren. Kellert wartete ab. Geschockt schaute Schwester Luitgard zu ihm hin. „Das werden wir nicht tun, keine Sorge“, fügte er dann an. „Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, dass ich den Fall so vertraulich wie möglich behandle. Und ich, ich pflege es zu halten.“

Wieder blickte er durch den Raum. „Halten werde ich aber auch mein Versprechen, diesen Fall zu lösen. Verlassen Sie sich darauf. Doch über Ihr Verhalten, Herr Breskamp, ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Anstiftung zur Behinderung der Polizeiarbeit, das ist kein Kavaliersdelikt!“

Der öffentlich so Gescholtene zog die Schultern ein, kniff die Lippen zusammen und schwieg. Marcus Rühle aber war ganz offensichtlich um wenige Zentimeter zur Seite gerückt. Seinen Gesichtsausdruck konnte man nur schwer deuten. Einige der Priesterseminaristen beobachteten schockiert, wie einer ihrer Vorgesetzten zurechtgestutzt wurde. Bei anderen, am deutlichsten bei Dietz, glaubte Dominik Thiele Schadenfreude und heimliche Genugtuung zu bemerken.

Kellert aber war noch nicht fertig. Er blickte in die Runde: „Also: Reden Sie mit uns! Teilen Sie uns Ihre Beobachtungen mit. Sie und ich: Wir brauchen dringend ein Ende dieser Untersuchungen. Und die kann nur – und wird auch ganz sicher – in der Ermittlung des Täters liegen; sei es, wer immer es sei. Deswegen lasse ich noch einmal meine Kontaktdaten hier. Ich lege meine Karte an die Pforte Ihres Hauses. Schwester Luitgard, würden Sie bitte zwanzig Stück dort deponieren?“ Sie nickte dem Kommissar zu. Kellert stand auf, Thiele sofort danach ebenfalls. „Also dann: Noch einen guten Samstag wünsche ich Ihnen. Morgen sehen wir uns auf der Beerdigung, nehme ich einmal an. In jedem Fall: Wir sehen uns!“

35

Wochenende? Daran war für Thiele und Kellert nicht zu denken. *Einen* Gesprächstermin mussten sie heute auf jeden Fall noch wahrnehmen.

„So wohnt man also, wenn man richtig viel Geld hat!“, entfuhr es dem Kriminalhauptkommissar, als sein Mitarbeiter das Dienstfahrzeug in eine Straße lenkte, in der sie beide noch nie zuvor gewesen waren. Man bog von der Haupt-

straße rund um Friedensberg zweimal ab und plötzlich öffnete sich eine ruhige Allee, in der breite Hecken und hohe, dicht bewachsene Zaun-Anlagen den Blick auf die geräumigen Parklandschaften dahinter geschickt verbargen. Die in die Parks hineingebauten Villen konnte man nur erahnen.

Die breit geschwungenen Tore einer Einfahrt öffneten sich automatisch, nachdem eine schwenkbare Kamera ihr Auto gescannt hatte. Über eine gekieste Auffahrt gelangte man vor ein säulengetragenes Portal, das den Hauptzugang zu einem dreistöckigen, schlossartigen Bau darstellte. Er sah ein bisschen aus wie aus einem Märchen, konnte aber nicht älter als etwa hundert Jahre sein. ‚Typischer Pseudo-Klassizismus der Gründerzeit‘, dachte Kellert, der sich früher für Architektur interessiert hatte. Erneut etwas, was für ihn völlig an Bedeutung verloren hatte.

Ein uniformierter Mann undefinierbaren Alters öffnete die Fahrertür und bat sie, auszusteigen und ihm den Funkschlüssel zu überlassen. Er werde sich um das Auto kümmern. Man werde bereits erwartet, erläuterte er in ruhigem, fast stimmlosem Ton. ‚Ich fasse es nicht, ein Diener!‘, dachte Thiele. ‚Wie in den kitschigen Schwarz-Weiß-Filmen, die meine Oma früher immer so gern angeschaut hat!‘ Auch Kellert fühlte sich fremd und wunderte sich. Sie waren immer noch in Friedensberg, nur wenige hundert Meter entfernt vom alltäglichen Trubel einer mehr als einhunderttausend Menschen Heimat gebenden Stadt des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Ein Mann in Kellerts Alter trat auf sie zu, schlank, frisch frisiert, tadellos gekleidet, optisch durchaus an Regens Gärtler erinnernd, wenn auch größer, männlicher, kräftiger wirkend. Das musste Baron Gregor von Niedermayer-Hochstein sein. Thiele hatte den korrekten Namen und Titel inzwischen

natürlich längst recherchiert. „Kommen Sie nur herein, meine Herren“, bat der Baron die Polizisten in vollendeter Höflichkeit, nachdem man sich begrüßt und er darauf insistiert hatte, dass man ihn nicht mit irgendwelchen Titeln anreden solle. „Und wie dann?“, überlegte Kellert, ohne zu einem überzeugenden Ergebnis zu kommen.

„Ein wirklich schönes Haus haben Sie“, meinte er, um das Gespräch zu eröffnen. Sie saßen in einem großen Wohnbereich, der mit gleichzeitig geschmackvollen wie edlen Möbeln eingerichtet war. „So groß wie unsere gesamte Wohnung“, schoss es Thiele durch den Kopf. Gregor von Niedermayer-Hochstein stimmte Kellert lächelnd zu, gab dann aber zu bedenken. „Schon, da haben Sie Recht. Aber was glauben Sie, was man für den Erhalt dieses Gebäudes investieren muss? Ständig fallen Reparaturen an. Und die Heizkosten ... Ich wünsche mir oft einfach ein zweckmäßiges modernes Haus. Wirklich. Aber das ist natürlich nicht realistisch. „Adel verpflichtet“, Sie kennen ja das Sprichwort. Es stimmt leider nur zu genau.“

„Aber“ – er lächelte seinen beiden Gesprächspartnern zu – „ich will nicht jammern. Das wäre wirklich unangebracht. Uns geht es gut. Und deswegen sind Sie ja sowieso auch nicht hier. Sondern wegen Norbert, meines Cousins. Ich bin immer noch erschüttert. Wir alle. Das ist unfassbar. Unser Familienstammbaum reicht zurück bis ins vierzehnte Jahrhundert, aber einen Mord haben wir bislang nicht in der Chronik geführt.“

Man merkte dem Baron an, dass er den gepflegten Small-Talk perfekt beherrschte. „Gut, dass er gleich zur Sache kommt“, dachte Kellert, der sich auf diesem Parkett weniger sicher fühlte. „Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen, uns ein paar Fragen zu beantworten, Herr Baron“, sagte er mit sei-

nem gewinnendsten Lächeln, wie Thiele innerlich grinsend bemerkte. „Wie sind Sie denn eigentlich genau miteinander verwandt, Regens Görtler und Sie selbst?“

„Diese Verwandtschaftsverhältnisse sind in der Tat nicht so einfach bei uns Adligen“, entgegnete ihr Gegenüber lächelnd. „Es ist so: Norberts Mutter war eine Cousine meines Vaters. Wir sind also tatsächlich nur über einige Familienbrücken miteinander verwandt. Aber sowohl Norberts Mutter als auch Norbert waren Einzelkinder. Dieser Zweig der Niedermayers stirbt also aus. ... Falsch, ist damit ausgestorben“, korrigierte er sich.

Gewohnt, zu reden, und gewohnt, dass man ihm zuhörte, sprach er weiter. Den Polizisten war es recht. Sie nippten ab und zu an dem ihnen ungefragt angebotenen Mocca, serviert in Tässchen aus feinstem Porzellan. „Das sollte dir jetzt nicht zerbrechen, Domm!“, ermahnte sich Thiele innerlich. Gleichzeitig hörte er jedoch konzentriert zu.

„Sie müssen wissen: Nathalie von Niedermayer-Hochstein, Norberts Mutter, hat einen Bürgerlichen geheiratet. Clemens Görtler eben. Einen Rechtsanwalt. Erfolgreich und zielstrebig. Das war damals noch ungewöhnlich. Sie hat damit wissentlich darauf verzichtet, ihren Adelstitel weiter zu tragen. Sie nahm ja auch den Namen ihres Mannes an. Ihre Entscheidung. Sie hat sich dann auch ganz bewusst von der Familie abgesetzt. Man hatte dann nicht mehr sehr viel Kontakt. Norbert und ich haben uns nicht öfter als ein oder zwei Mal im Jahr gesehen. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch“ – er beugte sich zu den Polizisten vor –, „es gab keine Konflikte. Wir lassen jedem die Entscheidung über sein Leben. Aber es gab eben auch nicht viel Verbindendes. Jeder ging seiner Wege.“

Er überlegte kurz, streckte dann die rechte Handfläche vor und ergänzte. „Deshalb kann ich Ihnen auch nichts über

sein Leben erzählen. Weihnachten letzten Jahres waren wir das letzte Mal zusammen bei unserer Großtante Hedwig, und auch da sprachen wir natürlich nicht über Persönliches. Probleme, Mordmotive, Hintergründe – zu all dem kann ich Ihnen nichts sagen. Leider.“

„Deswegen sind wir auch nicht hier“, winkte Kellert ab, „aber Sie können uns einige Hintergründe erläutern. Und das tun Sie ja dankenswerterweise bereits.“ Er überlegte kurz. „Es gab also nicht viel Kontakt, sagen Sie. Nun, das gibt es in vielen Familien. Wenn Görtler nun aber Weihbischof von Friedensberg geworden wäre, das wäre Ihnen und Ihrer Familie schon Recht gewesen, oder?“, fragte er nach.

Gregor von Niedermayer-Hochstein lächelte undurchschaubar, ohne sich aus dem Konzept bringen zu lassen. „Natürlich, sehr sogar! Sehen Sie: In unserer Familie gibt es eine lange Reihe von hochgestellten Geistlichen, die das Leben unseres Bistums mitgeprägt haben. Wir übernehmen Verantwortung, wo immer man uns hinstellt. Das ist das Prinzip der Familie. Eine Linie reicht übrigens auch nach Mainz hinüber, eine andere nach Würzburg, eine dritte nach Regensburg. Also, um Ihre Frage zu beantworten: Doch, das wäre uns mehr als Recht gewesen. Aber es sollte wohl nicht sein.“

Damit schien sein Informationsbedarf gestillt. Nicht so der Fragevorrat der Polizisten. „Und Prälat Joseph Alois Niedermayer – wie passt der in das Familiengefüge?“, fragte Thiele unvermittelt. Diese Strategie hatten sie vorher abgesprochen. Sie wollten die Reaktion auf diese Frage testen. Und tatsächlich: Überrascht ging ein leichtes Zucken über das Gesicht des Barons. Mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Überhaupt nicht. War sie ihm unangenehm? Wenn ja, ließ er sich kaum etwas anmerken.

„Der Joseph Alois? Wie kommen Sie denn jetzt auf den? Was hat denn der damit zu tun?“ Die beiden Kriminalbeamten blickten ausdruckslos. „Na, Sie werden schon wissen, warum Sie das fragen“, räumte der Baron ein. „Das ist eine ganz andere Linie. Die Niedermayers von Regensburg. Ich erspare Ihnen mal die Details der Familienverknüpfungen.“

Immer noch blickte er überrascht. „Ach so!“, entfuhr es ihm dann. „Ja, klar. Der Norbert hat sich ja zuletzt rührend um den Alten gekümmert. In diesem Seniorenstift drüben. Obwohl deren Verwandtschaftsgrad nun wirklich über noch viel mehr Verbindungslinien läuft als bei mir. Das sah der Norbert wohl als seine Familienpflicht an. Vielleicht als seine Christenpflicht. Sehr anständig fand ich das.“

Der Baron überlegte, schien noch nicht mit seiner Auskunft zufrieden: „Ich besuche den Alten hin und wieder auch, nicht dass Sie da einen falschen Eindruck erhalten“, ergänzte er dann. „Aber der bekommt ja davon nichts mehr mit. Man weiß nicht, ob ein Besuch da letztlich sinnvoll ist. Bei Norbert war das etwas anderes. Der war ja fast so etwas wie ein Pfleger, wenn ich das richtig verstanden habe. Respekt! So erzählt man sich das zumindest in der Familie.“

Kellert und Thiele nickten sich fast unmerklich zu. Ihrem Gegenüber, geschult in Kommunikation und der Analyse von Körpersprache, entging das nicht. Sollte es aber auch nicht. „Wir haben noch eine Frage, die Sie natürlich nicht beantworten müssen“, meinte Kellert abwägend. „Es geht um sensible Informationen, das ist uns klar. Und ob sie etwas mit dem Mord zu tun haben, lässt sich schwer sagen. Wir versprechen allerdings in jedem Fall absolute Diskretion.“ Gespannt, fast ein wenig nervös blickte ihr Gegenüber auf den Kommissar.

„Sie haben ja eben erwähnt, Herr Baron, dass dieser Zweig der Familie nun ausgestorben ist. Wer erbt denn nun das Vermögen? Überhaupt: War Regens Görtler begütert?“ „Feine Sprache“, dachte Thiele. „Ach, das!“, entgegnete Gregor von Niedermayer-Hochstein fast erleichtert und tippte sich mit den Fingern der fein manikürten rechten Hand gegen die Stirn. „Deswegen sind Sie hier! Da kann ich Ihnen wahrscheinlich nur eine unzureichende Auskunft geben. Das werde ich aber gern tun, soweit es in meiner Kompetenz liegt.“

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Wissen Sie, der Besitz unserer Familie besteht hauptsächlich aus Ländereien. Deren Wert ist schwer zu schätzen. Auch Norbert wird Wälder, Felder und Wiesen besessen haben. Dazu bestimmt mehrere Immobilien. Richtig, auch einen großen Weinberg im Mainfränkischen, ich glaube in Volkach. Von dort bezog er ja seinen Messwein. Und hat auch mehrere seiner Kollegen damit beliefert. Das hat er mal bei einer Familienfeier erzählt. Und uns kosten lassen. Ausgezeichnet, sage ich Ihnen.“

Der Baron bemerkte, dass er ein wenig vom Thema abgekommen war, rief sich innerlich zur Disziplin und fuhr fort: „Nun, die Verwaltung all dieser Güter hat er sicherlich in andere Hände gegeben. Diese Welt war ihm fremd. Er war kein Mann der Finanzen, der Vermögensverwaltung oder des Handels. Das alles hat ihn nie interessiert, von klein auf. Und wer das jetzt erben wird? Wir Niedermayers setzen alle ein Testament auf, sobald wir volljährig sind. Das ist besser so und hat sich seit einigen Jahrhunderten bewährt. Und normalerweise gibt es den Ehrencodex, dass der Besitz in der Großfamilie bleibt. Nur so kann man als Adel überleben.“

Um Verständnis bittend blickte er auf seine Gesprächspartner. Kellert lächelte unverbindlich. Auch Thieles Ge-

sichtsausdruck ließ sich kaum deuten. So sprach der Baron weiter. „Ob mein Cousin sich daran gehalten hat, das kann ich Ihnen nicht sagen, meine Herren. Aber wie ich den Norbert kannte, hat er das. Mal abgesehen von der ein oder anderen Spende für ihm wichtige karitative Zwecke. Er war“ – er suchte nach Worten – „pflichtbewusst und korrekt. Er hielt sich an die Normen, die seit Generationen Leben, Ordnung und Gerechtigkeit garantieren. Ob in der Kirche oder im Staat.“

„Gerechtigkeit“, fragte sich Thiele. „Für wen? Auf wessen Kosten?“ Aber all das berührte nicht den Grund ihres Hierseins und Gesprächs. Sie führten die Unterhaltung in angemessener Form zu Ende, verabschiedeten sich in bestem Einverständnis und wunderten sich kaum, als sich hinter ihrem Dienst-BMW mit leisem Surren und wie von selbst die Tore der weiten Einfahrt schlossen.

„Puh!“, entfuhr es Thiele, als sie sich außer Hörweite wähnten. „Was für eine Welt!“ „Na komm“, entgegnete Kellert. „Ist doch schön edel! Alles riesig, alles bestens gepflegt, alles ruhig und ordentlich.“ „Aber möchtest du da leben, Bernd?“ – „Nee, wirklich nicht! Dann dreimal lieber mein schiefes Häuschen in Polzingen. Ach so“, er blickte auf Thiele, „das kennst du ja immer noch nicht. Wir laden euch demnächst mal ein, okay?“

„Gern“, entgegnete der Kriminalhauptmann, der sich aber keineswegs sicher war, ob es dieses Mal wirklich zu einer schon mehrmals angekündigten Einladung kommen würde. In Gedanken war er immer noch mit dem gerade absolvierten Besuch beschäftigt. „Für mich wäre so ein Haus wie eines dieser Museen mit Kunstwerken aus früheren Zeiten“, überlegte er und fügte nach einigem Nachdenken an: „In die ich noch nie gern gegangen bin. Ich hätte ständig

Angst, irgendetwas umzuwerfen. Würde dauernd überlegen, wie man sich da richtig verhält. Da geht es mir wie dir: Auch ich ziehe meine Wohnung vor, so normal sie auch ist.“

Kellert überlegte. „Nun ja. Wir sind in diese Welt ja auch nicht hineingeboren. Für die ist das wahrscheinlich ganz einfach normal, so zu leben. Und ... vielleicht sind unsere Überlegungen ja doch nur versteckter Neid. Und wir kompensieren mal wieder wunderbar das Wissen um unsere Mittelmäßigkeit. Du weißt schon: Die süßen Trauben dort oben, wir hier unten ...“

Sie fuhren eine Weile schweigend weiter, jeder in seine Gedanken vertieft. „Und, weiß er was über die Vergangenheit von Joseph Alois?“, fragte Thiele dann in die sanften Motorgeräusche hinein. „Jede Wette!“, entgegnete sein Chef. „Das hast du doch auch gemerkt, wie er da plötzlich fast die Contenance verloren hätte, der feine Herr Baron. Als du nach dem Herrn Prälat gefragt hast. Gutes Timing übrigens! ‚Fast‘ natürlich nur. Geschult ist geschult. Und Fassung ist Fassung, aber in dem Moment war für mich klar: Die feine Familie wusste davon. Und hat einen entscheidenden Anteil daran, dass die Sache damals nicht aufflog. Da wird schon das ein oder andere Wäldchen den Besitzer gewechselt haben. Oder Äckerchen.“

„Und was sagt uns das für den Fall?“, wechselte Thiele die Perspektive. „Ja, was?“, nahm Kellert den Faden auf. Er überlegte: „Geld genug ist da, das ist eindeutig. Aber das wird jetzt nicht frei. Für niemanden, schätze ich. Wer also sollte davon profitieren? Die hochherrschaftliche Familie braucht das kaum. Und würde nicht einen der ihren umbringen lassen. Nein! Konflikte regelt man in diesen Kreisen anders. Wenn es welche gibt. Wie immer. Und wir sind hier nicht im Mittelalter. Wo es Morde innerhalb von Herrscherfamilien aus Geldgier wahrscheinlich auch eher selten gab.“

„Also?“, fragte Thiele nach. „Also wissen wir jetzt immer mehr über die Hintergründe. Das hilft. Wofür, das werden wir sehen“, gab Kellert zurück. „Aber nicht mehr heute. Es reicht. Endlich Wochenende, Dominik!“ „Schön wäre es, Chef, aber morgen ist ja die Beerdigung!“, gab Thiele mit resignierter Miene zurück. „Mist, stimmt, das hätte ich jetzt fast vergessen!“, entfuhr es dem Kommissar. „Dann wenigstens: Feierabend für heute!“

36

Montagsmorgen. Offensichtlich missgelaunt betrat Bernd Kellert sein Büro. Heute vor einer Woche hatten sie von dem Mord an Regens Görtler gehört. Eine Woche, und die Tat war noch nicht aufgeklärt. „Und, wie war der Rest vom Sonntag, Chef?“ Dominik Thiele saß bereits an seinem Schreibtisch und sortierte einige Papiere. Der Drucker spuckte leise summend mehrere Seiten aus.

„Morgen, Dominik“, brummte Kellert kaum hörbar. „Frag besser nicht. Ich hab mir eine richtige Erkältung eingefangen. Unangenehm! Und dann kam auch noch Jenny und berichtete vom Knatsch mit ihrem Freund. Überrascht mich nicht. Das hätte ich ihr gleich sagen können, dass das schwierig wird mit dem. Aber da hat der ‚alte Herr‘ natürlich nicht mitzureden. Und nun sollte ich den tröstenden Papa abgeben. Nee, nicht mit mir! Außerdem ist Beate bei so etwas sowieso viel besser. Mutter und Tochter haben sich dann auch ziemlich bald zurückgezogen. War mir recht. Beziehungsstress. Na, das kennst du ja!“ Er schaute hinüber und fügte dann eher pflichtschuldig hinzu: „Und bei dir?“

„Gut, Chef, gut! Aber Beziehungstress haben wir nicht. Im Gegenteil. Wir waren bei Verenas Eltern. Hatten etwas Dringendes zu besprechen. Ist jetzt aber nicht so wichtig. Gehört nicht hierher.“ Er lehnte sich zurück und blickte zu Bernd Kellert, während dieser sich immer noch missgelaunt an seinen Schreibtisch setzte. „Schon komisch, so eine Beerdigung eines Priesters, oder? Die Eltern längst verstorben. keine Geschwister, natürlich keine eigene Familie. Da wusste niemand so recht, wem man denn nun eigentlich kondolieren sollte. Ist dir das nicht auch aufgefallen, Bernd?“

Kellert, selten von seinem Mitarbeiter so mit dem Vornamen angeredet, nahm den Faden auf. Er zwang sich zu Professionalität. „Nun lass dich nicht so hängen, Bernd!“, rief er sich innerlich zur Ordnung. Natürlich waren sie bei der Beerdigung von Regens Görtler vor Ort gewesen, hineingezwängt in die schwarzen Anzüge, die sie beide nur sehr ungern und Gott sei Dank auch nur sehr selten tragen mussten.

„Drei Stunden!“, erinnerte er sich. „Und ich bin gar nicht mehr nachgekommen mit dem Zählen der vielen Priester, die da waren. Einige der Anwesenden kannte ich ja: den Herrn Baron samt Familie, den Bischof, unseren speziellen Freund Breskamp, Professoren, das gesamte Priesterseminar, andere Pfarrer, dazu Ordensfrauen und viele, viele andere. Keine Ahnung, insgesamt werden das an die dreihundert Leute gewesen sein.“ „Mindestens!“

Neben den üblichen Zeremonien hatte es mehrere Reden gegeben, in denen an das Profil und Lebenswerk von Görtler erinnert worden war. Viele Wiederholungen. Dabei wurde nur Gutes gesagt, natürlich. So ist es Brauch. „Also, würdevoll fand ich das schon“, fügte Thiele an. „Für mich sind all diese Rituale ja ungewohnt, aber ich finde, dass man hier doch irgendwie versucht, für alle Beteiligten einen guten Ab-

schluss zu finden. Nur eben komisch, dass es so unklar war, wer denn nun eigentlich um den Verstorbenen trauert. So richtig tief, meine ich.“

„Einige der Seminaristen waren durchaus berührt, hatte ich den Eindruck“, ergänzte Kellert. „Dieser Eggenstein, also der Senior, musste schon mit den Tränen kämpfen. Und bei seinem kurzen Abschiedswort hat ihm zweimal fast die Stimme versagt. Das war anrührend, fand ich.“ „Arenhövel war auch schwer getroffen, wenn ich das richtig beobachtet habe“, fügte Thiele hinzu. „Und ich glaube, dass er eigentlich ebenfalls eine Ansprache halten wollte, dann aber darauf verzichtet hat. Er hat so eine abwinkende Handbewegung gemacht, als er eigentlich an der Reihe gewesen wäre.“

Kellert überlegte, schnäuzte sich in ein aus der Hosentasche gezogenes Stofftaschentuch, das ihm Beate immer bereitlegte, wenn er erkältet war. ‚Tempo-Taschentücher sind Ressourcenverschwendung‘, ermahnte sie ihn ständig. Mit leicht heiserer Stimme nahm er nun den vorherigen Gesprächsfaden wieder auf: „Kann sein, dass du Recht hast, Dominik. Gesehen habe ich das aber nicht. Jedenfalls: Gab es irgendetwas, das uns für unseren Fall weiterhilft? Irgend-eine Beobachtung, die außergewöhnlich gewesen wäre?“ Thiele verzog das Gesicht, überlegte, schüttelte dann den Kopf. „Aus meiner Sicht nichts. Sorry, Chef.“ Kellert seufzte: „Das sehe ich ähnlich. Schade! Aber egal: Da mussten wir hin. Wir dürfen einfach nichts unversucht lassen.“

Thiele pustete hörbar durch, wies dann auf den Bildschirm vor ihm und meinte: „Okay, dann schau dir mal das an. Interessant!“ Er winkte seinen Chef zu sich hinüber. Dessen Gesichtsausdruck hellte sich automatisch auf. Er zog den Besucherstuhl auf die Seite von Thieles Schreibtisch und setzte sich. „Deine Aktion am Samstag im Priesterseminar

zeigt Früchte, Bernd“, erklärte der Kriminalhauptmann. „Ich habe mal ein bisschen vorsortiert. Schau hier: drei Mails vom offiziellen Account des Priesterseminars, alle ohne konkreten Absender. Vier Mails mit Namen. Und drei, nein: auch vier anonyme Briefe, die sich heute Morgen im Briefkasten des Polizeipräsidiums fanden. Und vielleicht kommt noch mehr. mal abwarten.“

„Uh, nicht schlecht! Das hätte ich gar nicht erhofft“, kommentierte Kellert zufrieden. „Und: Was steht drin?“ „Nicht zu viel erwarten!“, warnte Thiele. „Schau hier“, er wies auf einen kleinen Stapel DIN-A4-Blätter. „Hier sind Hinweise auf den Streit von Breskamp und Görtler. Den haben die Seminaristen ja mitgekriegt. Der fand ja direkt vor ihrer Nase statt. Nichts Neues, das wissen wir ja alles schon.“ Kellert nahm eines der Blätter zur Hand, überflog es kurz, nickte und legte es dann wieder zurück.

„Also hier haben wir Einzelhinweise auf Auseinandersetzungen von Görtler mit einzelnen Seminaristen. Hier“ – er gab Kellert zwei Bögen – „geht es um diesen Georg Brunnhuber, mit dem ich ja gesprochen habe. Das führt uns, glaube ich, aber nicht weiter. Und hier“ – wieder reichte er seinem Chef ein Blatt – „schreibt einer etwas von einem Streit zwischen dem Senior, diesem Eggenstein, und dem Regens.“

Die beiden Bögen mit Hinweisen auf Brunnhuber blickte Kellert nur flüchtig an, legte sie gleich wieder beiseite. Das Schreiben über Eggenstein las er genau, konzentriert und mit gerunzelter Stirn. „Anonym natürlich!“, kommentierte er. überlegte dann und fügte hinzu: „Das ist ja zumindest unerwartet. Aber irgendwie glaube ich dem nicht. Das passt nicht.“

Er nahm das Schreiben und las eine Passage laut vor. „Hier: ‚... haben sich angebrüllt ...‘ Das halte ich für äußerst

unwahrscheinlich. So, wie ich diesen Eggenstein kennengelernt habe, und so, wie man uns den Regens beschreibt, kann ich mir das nur schwer vorstellen. Mein Verdacht: Da will einer dem Eggenstein etwas anhängen. Irgendein Konkurrent. Irgendeiner, der ihn nicht mag. Aber natürlich: Möglich wäre es durchaus.“

Nachdenklich reichte er den Bogen seinem Mitarbeiter zurück. „Sonst noch was?“ „Ja, hier“, gab Thiele zurück und hielt ein letztes Blatt hoch. „Da schreibt einer, dass es alles andere als harmonisch zugeht innerhalb der Hausleitung, also zwischen Regens, Subregens und Spiritual. Der wird aber nie konkret. Auch wenig ergiebig, wenn du mich fragst. Und zweimal wird angedeutet, dass sich der Repetent und der Regens nicht grün waren. Aber auch da: nichts Konkretes.“

Sie blickten auf die Blätter vor sich, unsicher, was sie nun dazu sagen sollten. „Ach so“, fiel Kellert plötzlich ein. „Ich habe übrigens am Wochenende auch einen Brief geschrieben.“ Thiele blickte überrascht auf. Als großen Briefeschreiber hatte er seinen Chef bislang noch nicht wahrgenommen.

„Ja“, bestätigte der und reagierte damit auf den überraschten Gesichtsausdruck seines Mitarbeiters. „Nicht anonym natürlich! Und an jemanden, der dich als Adressat noch mehr überraschen wird. An unseren Bischof. Das ist ja nun wirklich ein ganz – wie soll ich sagen – authentischer Mann. Ehrlich. Überzeugt von dem, was er tut. Finde ich zumindest, wenn ich ihn so ab und zu im Fernsehen sehe oder im Friedensberger Anzeiger etwas über ihn lese.“

Thiele blickte ihn immer noch verständnislos an. „Na ja“, Kellert räusperte sich und fuhr dann fort. „Ich finde schon, dass der Bischof wissen sollte, dass einer seiner führenden Mitarbeiter unsere polizeiliche Arbeit behindert. Das wird

er kaum gutheißen, denke ich.“ Und grinste dann ein bisschen boshaft vor sich hin: „Ganz nebenbei könnte das den Ambitionen unseres verehrten Herrn Prälaten Breskamp auf das Weihbischofsamt doch noch einmal einen entscheidenden Dämpfer verpassen.“

„Siehe da“, dachte Thiele. „Bernd Kellert menscht! Nicht nur, dass er zuletzt ein bisschen müde war. Nein: Das hat ihn wohl doch mehr gewurmt, als er nach außen zugibt, dass dieser Breskamp unsere Arbeit unterlaufen hat. Und da hat er es sich doch nicht nehmen lassen, ein bisschen zurückzuschießen. Nun: Einen Falschen trifft es nicht!“

Sein Chef zog ein handschriftlich adressiertes Kleinbriefkuvert aus der Tasche und wedelte damit vor sich hin. „Abgeschickt hab ich den Brief allerdings noch nicht“, gab er zu und blickte fragend auf seinen Mitarbeiter: „Soll ich?“ Thiele überlegte kurz, freute sich insgeheim, dass Kellert ihn in diese Entscheidung mit einbezog, nickte dann kurz und meinte nur: „Mach es!“

37

Es klopfte an der Tür. Kurz und fest. Kellert legte den Brief in das Fach der ausgehenden Post, blickte auf und rief laut: „Herein!“ Zur Überraschung der beiden Polizisten trat Spiritual Dietz ein, der bei seinem Besuch am letzten Dienstag ja sehr deutlich zu verstehen gegeben hatte, wie unwohl er sich hier fühlte. Wie immer: tadellos und geschmackvoll gekleidet, mit einem beige karierten Kaschmirschal um den Hals.

„Bitte entschuldigen Sie, wenn ich etwas leise spreche“, flüsterte er heiser, nachdem man sich begrüßt und er Platz genommen hatte. „Ich habe mich am Wochenende ein biss-

chen verkühlt.“ „Da wären wir schon zwei. Und ich weiß auch, wo und wie“, dachte Kellert. Dietz blickte auf den Schreibtisch und die dort liegenden Briefbögen und Ausdrücke, konnte aber natürlich nichts Genaues erkennen.

„Aha, die Reaktionen auf Ihren Auftritt bei uns am Samstag, nehme ich an“, meinte er in Kellerts Richtung und wies auf die Blätter. „Fand ich übrigens nicht schlecht“, sagte er, zog ein penibel auf Kante gebügeltes Stofftaschentuch aus der Westentasche und schniefte zweimal hinein. „Entschuldigung! Irgendetwas Brauchbares dabei?“ Kellert dachte natürlich gar nicht daran, Vertrauliches preiszugeben. „Mal sehen“, entgegnete er in neutralem Ton. „Aber weshalb sind Sie hier?“

„Ich fand es irgendwie albern, Ihnen zu schreiben“, antwortete Dietz. „Also bin ich lieber gleich persönlich vorbeigekommen. Und Sie wissen ja: Das Polizeipräsidium ist keinesfalls eines meiner Lieblingsgebäude in Friedensberg. Aber zwei Dinge gingen mir nicht aus dem Kopf. Ich glaube kaum, dass die etwas mit dem Mord am Regens zu tun haben, aber Sie sind ja dafür da, genau das zu entscheiden.“

Kellert nickte, Thiele konzentrierte sich darauf, Notizen zu machen. Dietz fuhr fort: „Sie haben doch erwähnt, dass Sie bei dem alten Prälat Niedermayer waren, draußen im St.-Josephs-Stift, oder?“ Kellert nickte zustimmend. Thiele wunderte sich, wann und wo dieses Gespräch zwischen Kellert und Dietz stattgefunden haben sollte. Also er war jedenfalls nicht dabei gewesen.

„Und dass Sie meinen ehemaligen Mitbruder Matthias Conrady dort getroffen haben“, ergänzte Dietz. „Ja, genau, als zuständigen Pfleger von Niedermayer“, bestätigte der Kommissar. „Sehen Sie, und das ist das eine, was mir nicht aus dem Kopf geht“, sinnierte der Spiritual. „Ausgerechnet!

Das ist doch kaum zu fassen, wie das Schicksal manchmal spielt.“ Thiele und Kellert blickten sich verwundert an.

„Da erwischen Sie uns jetzt sozusagen kalt. Das müssen Sie uns erklären!“, bat der Kommissar. „Genau. Deswegen bin ich ja hier!“, bestätigte Dietz, hustete heiser in seine linke Hand, lehnte sich zurück und sprach mit leiser Stimme. „Das wissen Sie ja, dass der Conrady lange Jahre Priester war. Und dass er sich dann laisieren ließ.“ Hier blickte er fragend auf seine Gesprächspartner.

Als beide nickten, fuhr er fort: „Der war kein schlechter Priester, der Matthes. Ist ja beträchtlich jünger als ich, da bekommt man so etwas als Mitbruder schon mit, auch wenn man sich nicht so gut persönlich kennt. Er kam gut mit den Leuten aus. Ließ sich nicht verbiegen. Ein echter Verlust, als er sich damals zu dieser Frau bekannte und ausscheiden musste. Menschlich und seelsorglich. Schade war das. Aber auch konsequent. Das habe ich bewundert damals.“

Kellert musste unwillkürlich an Schwester Luitgard denken, die ihm gleich im ersten ihrer Gespräche ins Gewissen geredet hatte, die vielen guten Priester nicht zu vergessen, bei allem, was er über die Abgründe und Fehler Einzelner erfahren würde. „Recht hast du, Luitgard!“, schickte er einen Gedanken zu ihr hinüber. Vielleicht spürte sie das ja.

Unterdessen fixierte Spiritual Dietz die beiden Polizeibeamten: „Das war nicht leicht für den Matthes. Wenn ich mich recht erinnere, dann zog sich der Laisierungsprozess fast zwei Jahre hin. Keine Ahnung, was er in der Zeit beruflich gemacht hat. Jedenfalls: Nachdem er laisiert worden war, konnte er heiraten und auch wieder in der Kirche arbeiten. Das hat er dann ja auch gemacht.“

Dietz versuchte sich genau zu erinnern: „Und an dieser Stelle kam nun Prälat Niedermayer ins Spiel. Sie wissen ja:

Der war damals der Direktor der Caritas im Bistum. Ein mächtiger Mann. Gut in der Führung dieses Riesenbetriebs. Aber ein Machtmensch.“ „Weißt du etwas von der Missbrauchsgeschichte?“, fragte sich Kellert erneut, kam aber zu keiner begründeten Einschätzung. „Und?“, fragte er.

„Und Niedermayer hat sich dafür eingesetzt, dass Conrady eine ordentliche Stelle bekam. In der Caritas. Er wurde Leiter der größten Altenpflegeeinrichtung des ganzen Bistums, des Marienheims drüben in Bergstätten. Gut bezahlt, einflussreich, da konnte Conrady sich nicht beklagen. Und er hat das natürlich auch bestens gestemmt. Wie erwartet.“

„Moment, Moment: Jetzt komme ich nicht mehr ganz mit“, unterbrach ihn Kellert. „Haben Sie nicht gesagt, dass er dann lange verschwunden war? Dass Sie ihn zumindest aus den Augen verloren hatten? Und wieso ist er jetzt einfacher Stationspfleger im St.-Josephs-Stift?“ Auch Thiele blickte so, als habe er völlig die Bezugsfäden der Ausführungen verloren.

„Eben!“, bestätigte Dietz etwas zu laut, denn ein Hustenanfall erstickte erst einmal weitere Worte. „Eben! Das war ja das Tragische! Dann kam die Scheidung dazwischen!“ Wieder blickten die Polizisten verständnislos. „Ach, *das* wissen Sie nicht!“, wunderte sich der Spiritual und schwang ein Ende des Schals, das sich gelöst hatte, wieder um den Hals.

„Das ist leider oft so. Wenn Priester aus dem Dienst ausscheiden, dann meistens, um zu heiraten. So war das beim Matthes, also bei Conrady, ja auch. Nur ist das eine riesige Belastung: Viele trauern ihrem Priesterdasein dann doch hinterher. Vergleichen ihr Leben vorher und nachher. Auch wenn sie es sich oft nicht eingestehen. Das birgt Sprengkraft, glauben Sie mir!“

Er überlegte, erklärte dann: „Wissen Sie: Die Frauen fühlen sich häufig verantwortlich für den Abschied ihrer Männer vom Priesteramt, müssen aber gleichzeitig gegen die Konkurrenz der Erinnerung an eine andere Lebensform ankämpfen. Das machen Sie mal! Sie kämpfen gegen etwas Ungreifbares! Viele dieser Ehen gehen daran zugrunde. Man trennt sich wieder. Und das ist dann natürlich noch einmal ein zweiter großer Bruch in der Biographie.“

„Und wie war das bei Conrady?“, fragte nun Thiele, der merkte, dass sein Chef gerade eigenen Gedanken nachging. „Ja, wie war das bei dem? So ganz genau weiß ich das nicht. Er hatte also diese gute Stelle im Marienheim. War verheiratet, hatte, glaube ich, zwei Kinder. Alles gut. Dachte ich. Ja, und dann ging die Ehe eben auseinander. Näheres kann ich Ihnen da nicht sagen. Das wäre ja auch alles nicht so schlimm gewesen, wenn er dann nicht noch ein weiteres Mal geheiratet hätte. Ein paar Jahre später.“

„Wieso, was war denn jetzt daran wieder so schlimm?“, fragte Thiele nach. „Er war doch jetzt sowieso kein Priester mehr. Jetzt musste er sich doch nicht mehr an dieses, äh ... Zölibat halten, oder?“ „Nein, das nicht“, erwiderte Dietz traurig nickend. „Aber nun verstieß er ganz offen gegen ein weiteres kirchliches Gebot.“ „Ach ja“, erinnerte sich Thiele an sein Gespräch mit Verena, und er schlug sich mit der Handfläche an die Stirn. „Geschiedene dürfen ja nicht wieder heiraten!“

Überrascht blickten ihn sein Vorgesetzter und Dietz an. Als Fachmann für Kirchenfragen war Kriminalhauptmann Dominik Thiele nun wahrlich noch nicht besonders hervorgetreten. Er grinste jedoch nur verschwiegen vor sich hin und kümmerte sich nicht weiter um ihre staunenden Gesichter. ‚Wirklich seltsam, eure Kirchenwelt‘, seufzte er in sich hinein,

wieder einmal überlegend, ob er wirklich konvertieren wollte. Aber sein Entschluss stand fest. Verena zuliebe würde er das tun, ja. Selbst wenn sie das gar nicht von ihm verlangte. Aber auch wirklich nur ihr zuliebe.

„Und was bedeutete das nun für diesen Conrady?“, führte Kellert den ursprünglichen Gedankengang fort. „Conrady lernte Prälat Niedermayer nun von der anderen Seite kennen. Der hatte ihn vorher ja wirklich gefördert, wo er konnte. Der verspürte eine besondere Treue auch gescheiterten Priestern gegenüber, warum auch immer“, entgegnete der Spiritual. „Aber nun kündigte er ihm. Sofort. Fristlos. Ohne Gespräch oder Anhörung. Ich erinnere mich gut: ‚Ein Wiederverheirateter Geschiedener als Leiter einer Einrichtung der Caritas? Nicht bei uns im Bistum Friedensberg!‘ Oder so ähnlich tönte er damals.“

„Unfassbar. Wenn einer so tönt und ist selbst ein Kinder-schänder! Da wird mir schlecht“, dachte Thiele. „Wie kriegt so jemand das zusammen? Das Leben mit einer eigenen, viel schwerer wiegenden Schuld und dieses Auftreten nach außen?“ Kellert folgte anderen Gedanken: „Und dann verschwand er aus dem Bistum, der Conrady?“

„Genau!“, bestätigte Spiritual Dietz. „Dann habe ich ewig nichts von ihm gehört. Bis ich ihn dann eben vor Kurzem ein paar Mal hier in Friedensberg wiedersah, von Weitem. Übrigens bin ich mir ziemlich sicher, dass ich ihn einmal aus dem Priesterseminar kommen sah. Darüber hatte ich mich noch ziemlich gewundert. Ach ja, und dann erzählten Sie mir, dass er nun als Pfleger im St.-Josephs-Stift arbeitet. Und ausgerechnet wen pflegt? Niedermayer nach seinem Schlaganfall!“

Kellert und Thiele blickten einander an. Ihnen war unklar, was sie mit diesen Informationen anfangen sollten. Gab

es einen Zusammenhang mit dem Mord an Regens Görtler? „Kannten sich Conrady und Görtler eigentlich?“, fragte Thiele. „Nicht besonders gut, soweit ich weiß“, entgegnete Dietz ohne großes Interesse. Er hatte offensichtlich alles erzählt, was er erzählen wollte. „Als Mitbruder kennt man die anderen Priester des eigenen Bistums halt irgendwie. Aber dass es da besondere Berührungspunkte zwischen den beiden gegeben hätte, davon wüsste ich nichts. Nein!“, bekräftigte er noch einmal.

„Mal ganz etwas anderes“, warf Kellert ein. „Dieser Prälat Breskamp spielt ja insgesamt eine recht dubiose Rolle, oder nicht? Und Sie scheinen ihn nicht gerade zu mögen, wenn ich das richtig beobachtet habe. Trauen Sie ihm einen Mord zu? Immerhin war Görtler ein Konkurrent um das Amt des Weihbischofs. Und dann auch noch erfolgreicher!“

„Das haben Sie schon ganz richtig beobachtet, Herr Kommissar“, entgegnete Spiritual Dietz mit einem etwas gequält wirkenden Lächeln. „Nein, Breskamp und ich sind wirklich keine Freunde. Und: Ja, ich habe mich durchaus ein bisschen gefreut, wie Sie ihn am Samstag zusammengeputzt haben.“ Kellert wollte etwas einwenden, aber Dietz schnitt ihm das Wort ab.

„Doch, doch – das haben Sie schon. Und völlig zu Recht, wenn Sie mich fragen. Aber ganz ehrlich: Nein, einen Mord traue ich dem nicht zu. Das ist trotz allem ein gottesfürchtiger Mann. Und auf seine Art fromm. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass er zu einem Mord fähig wäre, schon aus Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten. Ich weiß schon: Sie haben es immer wieder mit Menschen zu tun, denen man so etwas nicht zutraut. Und die dann doch zu Tätern werden. Aber hier setzt unser Glaube klare Grenzen. Die hält ein Franz Joseph Breskamp ein, glauben Sie mir!“

Sie schwiegen. Jeder hing seinen Gedanken nach. „Ja, Breskamp ...“, nahm Dietz dann den Faden wieder auf. „Da sind wir dann bei dem zweiten Punkt, den ich Ihnen mitteilen wollte. Zumindest indirekt hat das mit Breskamp zu tun. Vielleicht. Ich habe da etwas völlig vergessen. Das ist mir bei Ihrem Auftritt bei uns am Samstag aber wieder eingefallen. Das hat etwas mit unserem Repetenten zu tun, mit Marcus Rühle.“ „Marcus mit ‚c‘!“, entfuhr es Kellert, der sich augenblicklich für diese spontane Äußerung zur Ordnung rief.

Dietz schien das aber nicht weiter zu stören. „Richtig, so beliebt es der Herr ja stets zu betonen“, nahm er den Faden mit süßsaurer Miene wieder auf. „Dass der mit Breskamp unter einer Decke steckt, war mir – war uns – vorher nicht so klar. Darauf hätten wir zwar auch von selbst kommen können, aber gut. Jetzt klärt sich so manches. Warum der Herr Prälat immer so gut über alles Bescheid wusste. Und seine Netzwerke weiter ausbaute. Egal, das gehört nicht hierher.“

Er blickte auf seine Gesprächspartner. „Was mir wieder einfiel: Vor einigen Wochen, ich kann es leider nicht genauer eingrenzen, hörte ich laute Stimmen aus dem Büro des Regens. Ich wollte mit irgendeinem Anliegen zu ihm, weiß nicht mehr, was das war. Egal. Sie wissen ja: Görtler war ein ausgeglichener Mensch, blieb immer ruhig. Der hob seine Stimme nicht. Wurde nie laut. Das brauchte der auch nicht. Der hatte eine natürliche Autorität. Schon deshalb war dieser Geräuschpegel seltsam. Und dass jemand in seiner Nähe umgekehrt laut geworden wäre, habe ich auch nie erlebt. Das hätte sich niemand getraut. Da warst du automatisch ruhiger als sonst.“

Dietz sann über seine Charakterisierung seines ehemaligen Chefs nach. „Und ...?“, warf Kellert ein. „Richtig: Dann

ging die Tür auf, ich war noch ein paar Schritte entfernt und kam aus dem Halbschatten des Ganges, man hat mich also vielleicht nicht gleich gesehen. Rühle eilte aus dem Raum, erhitzt, rotgesichtig, außer sich. Das sagt doch schon vieles: Sie haben ihn ja erlebt. Immer elegant, immer kontrolliert, alles natürlich in Managementkursen antrainiert. Er schluckte heftig, sagte nichts, stürmte mit raschen Schritten an mir vorbei. Vielleicht hat er mich noch nicht einmal gesehen, so sehr war der in seinen Zorn absorbiert.

Kurz darauf trat der Chef, also Görtler, aus der Tür. Blickte hinter Rühle her. Auch er offensichtlich unter Strom. Auf seinen Wangen und am Hals hatten sich hektische rote Flecken gebildet. Mehr Emotionalität ließ er aber nicht zu. Er hatte sich in der Gewalt, wenn auch mit ersichtlicher Mühe. Wer da laut geworden war, war nicht ganz klar.

„Probleme, Norbert?“, fragte ich. „Nein, schon okay“, hat er geantwortet oder so ähnlich. Wobei: „Okay“ wird er wohl nicht gesagt haben. Vielleicht: „Alles unter Kontrolle, keine Sorge!“ Und dann ist auch zwischen Rühle und dem Regens nie wieder irgendetwas passiert, das mir aufgefallen wäre. Deswegen hatte ich das Ganze ja auch vergessen. Bis zum Samstag ...“

Kellert und Thiele verabschiedeten sich von Spiritual Dietz, nachdem sie ihm wie immer absolute Diskretion zugesichert hatten. „Tja, und was machen wir nun mit diesen Informationen?“, fragte Kellert. Thiele war rot angelaufen, druckste herum und blätterte zerstreut durch einige Papiere, die auf seinem Schreibtisch lagen. Schließlich fand er, was er gesucht hatte. Er nahm einen Bogen, las, verzog das Gesicht und meinte dann: „Äh, Chef?“

Überrascht blickte Kellert auf seinen Mitarbeiter. Diese Zurückhaltung kam ihm sonderbar vor. So kannte er Domi-

nik Thiele nicht. „Ist was, Dominik?“ „Ja, sorry. Das ist mir peinlich. Ich ... habe ja das Alibi von diesem Rühle überprüft. Und das stimmt nicht.“ Kellert zuckte zusammen und schaute seinen Mitarbeiter an. „Das ist zumindest nicht lückenlos zuverlässig“, korrigierte dieser sich. „Der war schon in Bonn bei dieser Konferenz. Eindeutig. Das ist mehrfach bestätigt. Nur für den Sonntagabend war sich niemand absolut sicher, ob er wirklich die ganze Zeit in dem Keller des Tagungshauses mit dabei war.“

„Und das sagst du erst jetzt?“ Entgeistert blickte Kellert zu dem Jüngeren hinüber und schüttelte tadelnd den Kopf. „Sorry! Tut mir leid, das sagte ich ja schon. Ich habe es einfach vergessen.“ Es kam nicht oft vor, dass die Beziehung der beiden Polizeibeamten durch die klare hierarchische Ordnung bestimmt wurde. Kellert sah Thiele eher als Kollegen denn als Untergebenen. Das glaubte er zumindest. Nun musste er schlucken, wischte den Gedanken an eine weitere zurechtweisende Bemerkung beiseite und meinte nur: „Hmm. Dem werden wir also nachgehen müssen. Aber zunächst sollten wir noch einmal raus zum St.-Josephs-Stift. Ich möchte doch noch einmal mit diesem Conrady sprechen. Das ergibt alles noch keinen rechten Sinn für mich.“

„Sollen wir ihn nicht einfach hierherbestellen, Chef? Das wäre doch viel weniger Aufwand“, gab Thiele zu bedenken. „Ja, da hast du natürlich recht“, räumte der Kommissar ein, „aber ich habe mal wieder so ein bestimmtes Gefühl ..., dass es besser wäre, ihn dort im Stift zu sprechen. Mit Prälat Niedermayer in der Nähe. Und du bestellst uns den Rühle vorher noch aufs Präsidium. Für heute, wenn es geht. Und: Lass nicht locker, bis du den hast!“

Gegen das Gefühl seines Chefs, das wusste Kriminalhauptmann Thiele, gab es keine Argumente. Montagsmüde, wie er war, hatte er aber keine große Lust, sich schon wieder auf den Weg zu machen. Heute wäre ihm ein Bürotag ausnahmsweise einmal recht gewesen. Nach dem Rüffel wegen seines Fehlers sowieso. Er hatte das schlicht und einfach vergessen. Das passierte ihm auch nicht gerade oft. „Erst einmal diesen Rühle auftreiben!“, gab er sich mit auf den Weg.

„Denkst du, dass der Niedermayer den Conrady missbraucht hat? Dass das eine äußerst vertrackte Täter-Opfer-Beziehung ist?“, fragte er seinen Chef, als sie sich eine halbe Stunde später wieder in ihrem gemeinsamen Büro trafen. „Nein. Das kann ich mir nicht vorstellen“, gab Kellert zurück. „Das passt irgendwie nicht. Wie der Conrady mit dem umging ... Nein, da muss noch irgendetwas anderes sein. Keine Ahnung, was. Vielleicht kommen wir der Sache näher, wenn wir dort sind. Und wir sollten Conrady überraschen. Keine Voranmeldung. Ich will nicht, dass er sich etwas zurechtlegen kann.“

Kellert griff zu seinem Diensttelefon. Auch das überraschte Thiele. Sein Chef sprach viel lieber direkt mit den Leuten. Dann konnte er ihre Reaktionen sehen, ihre Mimik und Gestik. „Das ‚Wie‘ ist meistens aufschlussreicher als das, was die Leute erzählen“, hatte er seinem Mitarbeiter schon kurz nach dessen Einstellung in Friedensberg mit auf den Weg gegeben. Und der hatte sich das nicht nur gemerkt, sondern es inzwischen in Gesprächen auch selbst schon oft genauso erlebt.

„Ja, Kriminalhauptkommissar Kellert hier“, meldete er sich nun. „Ich würde gern mit der Schwester Luitgard sprechen. ... Ja, ich warte.“ Er zog eine Augenbraue hoch und

trommelte ungeduldig mit den Fingern der rechten Hand auf der Schreibtischplatte herum, während die linke den Hörer ans Ohr hielt.

„Ja, Kellert hier. ... Ja. ... Nein, ich werde das Priesterseminar schonen, soweit es geht, das habe ich Ihnen doch versprochen.“ Er verdrehte die Augen. Das Gespräch schien nicht so einfach zu laufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Der gute Draht zu der Ordensfrau, den er anfangs gespürt hatte, war ganz offenbar gerissen. „Ich habe sie zu etwas genötigt, was sie lieber nicht getan hätte. Ich habe sie gezwungen, ein Versprechen zu brechen. Kein Wunder, dass sie nun nichts mehr mit mir zu tun haben möchte“, ging es ihm durch den Kopf.

„Schwester Luitgard“, versuchte er es nun erneut. „Ich war inzwischen im St.-Josephs-Stift. Wie es um Prälat Niedermayer bestellt ist, das brauche ich Ihnen ja sicher nicht zu schildern. Aber ich rufe wegen etwas anderem an. Sie kennen doch sicherlich auch den Pfleger, der dort arbeitet: Matthias Conrady. ... Genau der. ... Ja, ich weiß, dass der früher mal Priester war, deswegen rufe ich Sie ja an. Wissen Sie, was der gemacht hat, als er die Leitung des Marienheims in, Moment, in Bergstätten abgeben musste?“

Längere Zeit lauschte er in die Hörmuschel hinein. Ab und zu bestätigte er das Gehörte durch Brumm- oder Knurr-laute. Dann ergriff er wieder das Wort: „Haben Sie Herrn Conrady in der letzten Zeit gesehen? War er vielleicht sogar einmal im Priesterseminar?“ Wieder hörte er zu, was die unsichtbare Gesprächspartnerin von sich gab.

Nickte, obwohl das ja eigentlich unsinnig war. Sagte einmal „Aha“, ein anderes Mal „Wann war das?“. Am Ende bedankte er sich, außergewöhnlich bemüht, wie Thiele fand, dem ja nichts übrig geblieben war, als der uninteressanteren

Hälfte der Unterhaltung zu lauschen, und legte auf. „Und?“, fragte Thiele. „Erzähle ich dir im Auto“, entgegnete Kellert knapp.

Dieses Mal beherrschte Thiele die Strecke zum St.-Josephs-Stift wie im Schlaf. Wenn er eine Strecke einmal gefahren war, hatte er sie fest eingespeichert. Wege konnte er sich besser merken als Menschen, als Gesichter und Namen. Das war einfach so. Unterwegs fasste Kellert einige Auskünfte zusammen, die er dem Telefongespräch mit Schwester Luitgard entnommen hatte.

„Natürlich kannte sie auch den Conrady. Der war schließlich auch einer ‚ihrer Jungs‘, wie sie zu sagen pflegt“, berichtete Kellert. „Er muss in einem ihrer ersten Priesterjahrgänge gewesen sein. Sie hat ihn dann auch noch das ein oder andere Mal bei offiziellen Anlässen getroffen, als er das Altenheim leitete.“

Danach muss er ziemlich böse abgestiegen sein. Als ‚wiederverheirateter Geschiedener‘ fand er keine Anstellung mehr im Bistum. War wohl längere Zeit arbeitslos. Ziemlich am Ende. Und dann hat ihm ein alter Bekannter wenigstens diesen Pflegejob besorgt. Seitdem hat er sich wohl wieder ganz gut gefangen.“

„Und wer war das?“, fragte Thiele. „Das wusste Luitgard nicht. Jedenfalls war das auch nicht groß Gesprächsthema im Bistum. Man hatte den eigentlich vergessen, den Conrady, vielleicht auch vergessen wollen“, überlegte Kellert. „So habe ich das jedenfalls verstanden. Als Pfleger musst du nicht unbedingt so ganz streng nach den Vorgaben der Kirche leben. Als Chef einer Einrichtung schon, als einfacher Mitarbeiter nicht. So hat das die Luitgard erklärt. Klar, Krankenschwestern zum Beispiel sind ja auch nicht unbedingt an solche Einstellungsregeln gebunden.“

„Wann hat sie diesen Conrady denn das letzte Mal gesehen? Danach hast du doch auch gefragt“, erinnerte Thiele seinen Chef. „Richtig. Das konnte sie aber nicht mehr genau sagen. Sicherlich im letzten Jahr. Interessant war aber, dass sie sich sicher ist, dass er mindestens zwei Mal bei ihnen im Priesterseminar war. Hat es aber immer vermieden, mit ihr zu reden. Ist ihr richtiggehend aus dem Weg gegangen. Total seltsam fand sie das.“

„Vielleicht war ihm das einfach peinlich. Das mag doch keiner, dass Bekannte von früher einen treffen, wenn man einen sozialen Abstieg erlebt hat. Und dann soll man noch auf die Frage antworten, wie es einem denn so geht. Das kann ich nachvollziehen, dass er darauf keine große Lust hatte“, gab Thiele zu bedenken. „Ja, aber was wollte er dann dort?“, warf Kellert ein, um gleich darauf vor sich hin zu murmeln: „Na, mal sehen, ob wir nachher klüger sind.“

39

Dieses Mal eilten die beiden mit kurzem Gruß an der Pfortenschwester vorbei, hielten ihr nur die Dienstausweise vor die Nase. „Bitte nicht telefonieren!“, ordnete Kellert an und fügte hinzu, als er bemerkte, dass die Schwester sie begleiten wollte: „Danke, wir kennen den Weg!“ Die Schwester erinnerte sich an die Polizisten von ihrem Besuch in der Vorwoche und fügte sich schulterzuckend deren Anweisungen.

Die hallenden Schritte ließen die Eile der Gehenden hörbar werden. „Da!“, raunte Thiele und wies auf den parkartigen Garten hinter dem Haus. Tatsächlich: Matthias Conrady schob den Rollstuhl mit der eingesunkenen Gestalt von Prälat Niedermayer über den Kiesweg. Sie nutzten die

kurze Phase der Nachmittagssonne offensichtlich zu einer Spazierfahrt, bevor der Abend zu kühl würde. Nur in beträchtlicher Entfernung, direkt vor den Gebäuden, saßen zwei weitere alte Männer auf einer Bank und genossen die letzten richtig warmen Sonnenstunden des Jahres. Wortlos.

Die beiden Kriminalisten folgten den Spuren des Rollstuhls in dem peinlich korrekt geharkten Kies des Weges. „Na? Schön, wenn man den Herbst noch ein bisschen ausnutzen kann, nicht wahr?“, eröffnete Kellert das Gespräch. Conrady hatte die beiden Polizeibeamten kaum näherkommen gesehen oder gehört, schrak aus seiner Gedankenwelt auf und blickte sie zunächst völlig verständnislos an. Dann hellte sich sein Gesicht auf: „Ach, die Herren Kommissare!“, stellte er alles andere als begeistert fest, gab ihnen aber sofort die Hand und ging dann auf die Begrüßungsfloskeln ein.

„Ja, genau. Wir nutzen noch die letzten Sonnentage, nicht wahr, Joseph Alois?“ „Wieder dieser paternalistische Pflerton“, dachte Kellert, begrüßte jetzt aber auch den in eine dicke, weiche Decke gehüllten Alten. Der blickte zwar mit scharfem Blick zu den beiden Hinzugetretenen auf, man konnte aber nicht einmal ahnen, ob er sie überhaupt wiedererkannte. Einen Rückgruß gab er nicht von sich, soweit man das beurteilen konnte.

„Aber was verschafft uns denn die erneute Ehre Ihres Besuchs?“, fragte Conrady in fast schon übertriebener Förmlichkeit, während er den Rollstuhl langsam und vorsichtig weiterschob. „Wir haben da noch einmal ein paar Fragen“, gab Kellert zurück, wies dabei auf den Alten und fügte hinzu: „Aber vielleicht sollten wir dazu doch lieber einen ungestörten Raum suchen.“

„Ach, wissen Sie: Wir sind hier so ungestört, wie man nur sein kann“, gab Conrady lachend zurück. Tatsächlich

war außer ihnen keine Menschenseele in diesem Teil des Parks unterwegs. „Und der gute Joseph Alois versteht nichts mehr. Hat eine schlechte Woche hinter sich. Hat noch einmal weiter abgebaut. Ich glaube kaum, dass er noch mitbekommt, was man sagt. Und selbst wenn. Nein: Da können Sie unbesorgt sein. Wir können offen reden. Was gibt es denn?“

„Hoffentlich hast du recht“, dachte Thiele, der etwas skeptisch zu dem regungslos vor sich hin starrenden Alten blickte. Mit seiner linken Hand zupfte dieser wieder und wieder an der Ecke seiner Tagesdecke. Nervös und sinnlos spielten die Finger vor sich hin. Ansonsten zeigte er keinerlei Regung. Immer noch konnte sich Thiele nicht von der Vorstellung lösen, dass sich irgendwo tief in dieser Jammergestalt ein Kinderschänder verbarg.

„Na gut, auf Ihre Verantwortung, Herr Conrady“, erwiderte Kellert. Langsam folgten sie dem großen Bogen des Kieswegs. Das Herbstlaub hatte sich in dieser Woche erstaunlich deutlich verfärbt. Immer mehr Gelb- und Brauntöne hatten sich durchgesetzt. Die Astern setzten ihre bunten Punkte in die gut gepflegten Blumenbeete: lila, weinrot, tiefblau. Das zarte Zirpen einer späten Grille war das einzige vernehmbare Geräusch.

„Sie haben uns bei unserem Gespräch letzte Woche nicht ganz die Wahrheit gesagt“, begann Kellert, der sich entschlossen hatte, gleich zum Punkt zu kommen. „Sie haben erwähnt, dass Sie nur noch ganz selten ins Stadtzentrum nach Friedensberg fahren. Gleich mehrere Personen haben Sie dort aber wiederholt gesehen. Warum sind Sie immer wieder dort? Und warum haben Sie uns etwas anderes erzählt?“

Sie hatten den obersten Punkt des Rundwegs erreicht. Von hier hatte man einen guten Blick auf die Gebäude des Stifts, den Park, die Grundstücke ringsum. An diesem her-

ausgehobenen Ort hatte man eine Bank aufgestellt und einen Steintisch errichtet. Conrady drehte den Alten so, dass die Sonne sein Gesicht wärmte. Dann arretierte er den Rollstuhl. „Fast liebevoll“, durchfuhr es Kellert. Die drei Männer setzten sich auf die Bank und ließen sich ebenfalls die Herbstsonne gefallen.

„Ja, das stimmt!“, gab Conrady zu und blickte abwechselnd nach rechts und links, denn so hatten sie sich gesetzt. „Ich fahre immer mal wieder dahin. Obwohl ich es eigentlich gar nicht will. Aber sehen Sie: Die Jahre im Seminar waren für mich eine wirklich gute Zeit. Vielleicht die schönste in meinem Leben. Vielleicht. Wir waren eine muntere Truppe damals. Das waren Jahre von intensiver Freundschaft, wie ich sie weder davor noch danach jemals erlebt hatte. Und ich habe gern studiert, es fiel mir leicht. Ich hatte ein Ziel. Ich musste mich um nichts kümmern. Doch, ich war gern Student! Und manchmal, wie soll ich das sagen, manchmal schnuppere ich einfach gern an dieser Erinnerung.“

„Und dazu fahren Sie nach Downtown Friedensberg?“, fragte Thiele stirnrunzelnd nach. „Ja, genau!“, bestätigte Conrady, indem er sich nach rechts drehte. „Dort tritt mir alles so konkret vor Augen. Dort lebt die Erinnerung, als ob sie heute noch spürbar wäre.“ „Und deshalb gehen Sie ab und zu auch direkt an den Ort des Geschehens, also ins Priesterseminar?“, klang nun von links die Stimme von Kellert. „Auch dort hat man Sie nämlich gesehen.“

„Ach Gott, wer kennt mich denn da überhaupt noch?“, antwortete Conrady mit einer Körperdrehung in Richtung des Fragenden. Dann schnaubte er und lächelte bitter in sich hinein: „Die alte Luitgard wahrscheinlich. ... Ja, auch da zieht es mich manchmal hin“, gab er dann zu. „Und: Was

ist daran verboten? Aus diesem Grund werden Sie doch wohl kaum zu mir hier herausgefahren sein.“

Niedermayer saß bewegungslos in seinem Rollstuhl. Ob er zuhörte? Ob er etwas verstand? Kellert seinerseits überlegte, welche Wendung er dem Gespräch geben sollte. „Sie sind damals ziemlich abgestürzt, haben wir gehört. Also: nachdem man Sie von der Leitung dieses Altenheims entbunden hatte. Stimmt das?“ „Genauer gesagt: nachdem Prälat Niedermayer Sie fristlos gefeuert hatte“, fügte Thiele hinzu und deutete auf den Alten im Rollstuhl. War der unmerklich zusammengezuckt?

Conrady starrte wortlos vor sich hin. Mit dem Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand knetete er an seinem rechten Ohr läppchen. Knetete und schwieg. „Das war doch bestimmt hart, gleich zwei Mal von der Kirche gefeuert zu werden, einmal wegen des Zölibats, dann wegen der Scheidung“, setzte Kellert nach.

„Sie verstehen das nicht“, begann Conrady nun mit leiser Stimme, „und das stimmt so ja auch gar nicht. Entschieden habe das immer nur ich selbst. Ich allein. *Mein Weg, meine Entscheidungen*. Für seinen Lebensweg ist man schon noch selbst verantwortlich, oder nicht?“ Scheu und unsicher blickte er nach rechts, dann nach links. Die Hände hingen nun schlaff in seinem Schoß.

„Das mag schon stimmen“, gab Kellert zu. „Trotzdem wäre ich an Ihrer Stelle richtig sauer gewesen. Wie man da mit Ihnen umgesprungen ist, das war nicht fair. Eigene Entscheidungen hin oder her!“ Conrady schwieg. „Und dass dann auch noch ausgerechnet dieser Prälat Niedermayer Sie gefeuert hat“, fiel Thiele ein, der den Eindruck nicht loswurde, dass sie hier überhaupt nicht weiterkamen, „das hätte mir an Ihrer Stelle den Rest gegeben. Keine Ahnung, was ich da getan hätte.“

„Das kann ich Ihnen sagen, was ich da getan habe“, begann Conrady fast flüsternd, stockend. Er war nun so in sich zusammengesunken, dass seine Körperhaltung fast der des Prälaten im Rollstuhl glich. „Nichts. Ich war fertig. Mit allem. ... Ein Jahr lang habe ich nichts gemacht. War unfähig, mein Leben neu in die Hand zu nehmen. ... Ohne Claudia, also meine zweite Frau, hätte ich das wahrscheinlich nicht überlebt. Buchstäblich.“

Er hob den Blick. Schaute auf die herbstliche Landschaft um sie herum. „Ich war immer ein Macher, wissen Sie? Was ich erreichen wollte, das habe ich auch erreicht. Manchmal auf Umwegen, manchmal später als gedacht. Aber erreicht. Dass ich eine depressive Seite in mir habe – ja, inzwischen kann ich das so benennen, das hat lange gebraucht –, das wusste ich nicht. Wahrscheinlich haben wir alle das in uns. Ja, Sie beide auch.“ Thiele hörte unbewegt zu, hielt diesen Gedanken offenbar für abwegig. Kellert nickte innerlich, ließ sich aber nach außen nichts anmerken.

Wieder blickte Conrady zu beiden Seiten, wenn auch nicht in die Augen der beiden Polizisten. Er sprach nun wieder sicherer und flüssiger. „Also, wenn Sie einen Täter suchen, für was immer, einen, der etwas ausführt, was er sich vorgenommen hat, dann sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Früher wäre das vielleicht anders gewesen. Aber seitdem ...? Und der da“ – er wies zu Niedermayer – „der hat sich doch für mich eingesetzt. Hat mir doch den Job als Leiter des Marienheims verschafft. Dem war ich dankbar. Und später konnte er nicht anders handeln. Als ‚wiederverheirateter Geschiedener‘ war ich für die Kirche in der damaligen Position nicht tragbar. Da konnte auch Niedermayer nichts tun, gar nichts. Das ist mir heute klar. Damals war ich einfach viel zu blauäugig.“

Auf sein Gesicht trat wieder dieses bittere Lächeln, das er heute schon oft gezeigt hatte. Mit der linken Hand spielte er ganz unbewusst an dem Kruzifix an der Kette um seinen Hals. „Aber jetzt geht es mir gut. Ich habe mich in meinem neuen Leben eingerichtet. Das hatte ich mir zwar anders vorgestellt, aber manchmal führen eben Umwege zu einem Ziel, das man sich nie hätte träumen lassen. Die Wege des Herrn ...“ Er sprach nicht weiter. Blickte auf den Boden vor seinen Füßen.

Kellert und Thiele sahen sich an. Das war nicht gespielt. Was wollten sie eigentlich hier? Was hatten sie sich erhofft? Na bravo: Einen gebrochenen Mann zu demütigen, der es irgendwie geschafft hatte, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen. Thiele wünschte sich zurück in sein Büro. Das kam nicht gerade oft vor. Kellert hatte aber noch eine Frage: „Und wie sind Sie dann an die Anstellung hier im Josephs-stift gekommen?“

„Ja, wie?“ Conrady sah sie an. „Ich kannte einen ehemaligen Mitbruder, der inzwischen ziemlich Karriere gemacht hat im Bistum. Breskamp heißt der.“ Kellert und Thiele blickten einander erstaunt an. Conrady bekam davon nichts mit, war viel zu sehr in seine Erinnerungen versunken.

„Und der hörte irgendwie davon, wie es mir ging. Ich war ja damals weit weg, in München. Wo mich keiner kannte. Wo ich meine Ruhe hatte. Keine Ahnung, wer ihm da etwas erzählt hat. Na, der kirchliche Buschfunk funktioniert immer. Besondere Geist-Wellen, spirituelles Tamtam, was weiß ich. Jedenfalls fühlt sich dieser Breskamp für Menschen verantwortlich, die mal Priester waren, auch wenn ihr Weg dann anders verläuft. So wie meiner.“

Niedermayer rührte sich. Immer noch nestelte seine linke Hand nervös an der Tagesdecke herum. Er knurrte. Bewegte

sich irgendwie hin und her. „Ja, Joseph Alois, hast ja recht!“, beruhigte Conrady ihn, erhob sich, ging hinüber zum Rollstuhl des Alten und löste die Feststellbremsen. „Ihm wird kalt. Wir müssen zurück. Kommen Sie!“ Kellert und Thiele standen auf und folgten mit langsamen Schritten dem Pfleger und dem gebeugt dasitzenden ehemaligen Präsidenten der Caritas im Bistum Friedensberg.

„Ja, und dann hat Breskamp die Idee gehabt, dass ich ja hier als Pfleger anfangen könnte. Wer könnte ein besseres Verständnis für diese alten Priester haben als jemand, der selbst lange Jahre Priester gewesen ist? So ähnlich muss er sich das gedacht haben. Und das ging dann alles ratzfatz. Dafür bin ich ihm dankbar. So, jetzt wissen Sie alles. Ich hoffe, nun sind Sie zufrieden.“ Conrady hatte sie bei diesen Worten nicht angesehen. Thiele fühlte sich irgendwie beschämt. Und Kellert überlegte, ob es wirklich eine gute Idee gewesen war, dem Bischof diesen Brief über Breskamps Verhalten zuzuschicken. Klar, das stimmte alles, was er geschrieben hatte. Trotzdem: Wie leicht war es, über andere zu urteilen! Und wie wenig konnte man letztlich über andere Menschen wissen!

40

Sie hatten Niedermayer wieder in sein Zimmer gebracht. Ob er überhaupt mitbekommen hatte, dass sie sich von ihm verabschiedeten? Kellert waren verschiedenste Gedanken durch den Kopf geschossen. Er war Polizist. Er musste Fragen stellen, auch wenn die Antworten darauf unangenehm waren. Das kam eben vor, dass Menschen ihm gegenüber all ihre Erbärmlichkeit und Verzweiflung offenbarten, oft auch all

ihre Wut und ihren Hass, alle Abgründe ihres Innenlebens. Das war sein Job! Er musste einen Mord aufklären!

Conrady begleitete sie zur Pforte. „Nicht nötig, wir kennen den Weg!“, hatte Kellert gemeint, aber der ehemalige Priester und jetzige Altenpfleger hatte es sich nicht nehmen lassen wollen. Sie schritten durch die hallenden Gänge, erneut menschenleer, steril und unpersönlich. Weiß getünchte Wände, da und dort ein Bild des lächelnden Papstes oder des ernst blickenden Bischofs. „Einen Versuch mache ich noch!“, dachte Kellert.

„Wussten Sie eigentlich, dass Prälat Niedermayer ziemlich sicher ein Kinderschänder war?“, fragte er unvermutet. „Was soll das denn nun?“, überlegte Thiele, blickte aber sofort auf den Pfleger. Wie vom Blitz gerührt blieb Conrady stehen. Erstarrte förmlich. Verlor alle Gesichtsfarbe. Taumelte nach rechts, suchte Halt an der Wand. „Was heißt da ziemlich sicher?“, flüsterte er. Starrte vor sich hin. „Das war er. ... Das war er.“

Kurz darauf saßen sie in einem Besprechungszimmer. Eine eilig herbeigerufene Ordensschwester hatte Conrady ein Glas Wasser gebracht und ihnen den nächstgelegenen Raum gezeigt. „Soll ich dableiben? Soll ich einen Arzt rufen?“, hatte sie besorgt gefragt, aber Kellert hatte beide Fragen verneint, ihr versichert, dass alles in Ordnung sei und sie die Situation schon im Griff hatten. Er war sich allerdings nicht völlig sicher, ob das stimmte. Besorgt und kopfschüttelnd hatte die Schwester die Tür hinter sich zugezogen.

Wieder eines dieser unpersönlichen Zimmer. „Wie ich diese anonymen Räume hasse“, dachte Thiele. Vier blau bezogene Aluminiumstühle, ein sauber gewischter Tisch mit weißer Plastikdecke, niedrige Seitenschränke. Zum Bezug der Stühle passende Fenstervorhänge. Immerhin: Eine neu-

trale Blumenvase mit einigen farblosen Herbstblumen stand in der Mitte des Tisches.

Käsebleich hockte Conrady auf seinem Stuhl. Zurückgelehnt, nach oben an die – wie alles – weiß getünchte Decke blickend, die Augen aufgerissen, ohne etwas zu fixieren. stumm. Kein Wort hatte er gesagt, nachdem er bestätigt hatte, von dem Vorwurf, nein: dem Faktum der Kinderschändung zu wissen.

„Herr Conrady, ich muss Sie das fragen. Und Sie müssen mir antworten. Woher wissen Sie davon, dass Niedermayer ein Kinderschänder war. Und seit wann?“ Mit ruhiger, aber bestimmter Stimme sprach Kellert auf den apathisch Dasitzenden ein. Der schien ihn kaum zu hören. „Hoffentlich kippt der uns jetzt nicht weg“, dachte Thiele.

Kellert legte seine rechte Hand auf die wie leblos daliegenden, aufeinanderruhenden Hände des Pflegers. Der zuckte zusammen, ein Ruck ging wie ein elektrischer Schlag durch seinen ganzen Körper. Er sah sich erstaunt im Raum um, schien erst jetzt die beiden Polizisten zu bemerken und zog seine Hände schnell zurück.

„Wussten Sie das schon damals, als Niedermayer Sie zum Leiter des Marienheimes machte? Hat er Ihnen deshalb diesen Job verschafft?“, drang Kellert weiter auf Conrady ein. Der schaute ihn völlig entgeistert an. „Damals doch noch nicht!“, gab er zurück, plötzlich wieder ganz gegenwärtig. Er redete sich richtiggehend in Fahrt. „Woher hätte ich das denn damals wissen sollen? Und das hätte ich doch sofort öffentlich gemacht! Was glauben denn Sie? Meinen Sie, ich hätte den einfach so weitermachen lassen?“

Er schüttelte den Kopf, als wäre allein die Vorstellung für ihn völlig absurd. „Aber wann und wie haben Sie denn dann davon erfahren?“, setzte Kellert nach. „Er lässt nicht locker!“,

dachte Thiele, froh, seinen Chef wieder auf der Höhe seiner Kraft zu erleben. „Na, hier, im Josephsstift, wo denn sonst?!“, rief Conrady, wollte aufstehen, aber Kellert wies ihn mit einer knappen Handbewegung an, dass er sitzen bleiben solle. Conrady fügte sich sofort.

„Wie macht er das?“, fragte sich Thiele mit einem Anflug von Bewunderung. „Das ist einfach Autorität!“ „Und, wie haben Sie denn nun davon erfahren?“, bohrte Kellert weiter. Conrady seufzte, rang kurz mit sich und entschloss sich dann dazu, einfach alles so zu erzählen, wie es gewesen war. Oder wie er es in Erinnerung hatte.

„Ich bin ja jetzt seit fast fünf Jahren hier, das habe ich Ihnen, glaube ich, erzählt.“ Kellert nickte, so dass Conrady weitersprach. „Und Niedermayer kam fast gleichzeitig mit mir hierher. Da ergab es sich von selbst, dass man viel miteinander zu tun hatte. Ich war ihm damals wirklich nicht böse. Vielleicht: nicht mehr. Das kann ich aus heutiger Sicht nicht mehr so genau sagen. Der war halt ein Teil des Systems. Und ich hatte gegen eine Grundregel dieses Systems verstoßen. Fertig. So einfach war das!“

Er überlegte. „Mir fiel dann irgendwann auf, dass ihn irgendetwas bedrückte. Er sprach aber nicht darüber. Und ich lasse meinen Patienten hier schon ihren Freiraum. Sollen sie doch wenigstens den letzten kleinen Rest ihrer Privatsphäre behalten, denke ich mir immer. Und dann hatte er nach ziemlich genau einem Jahr diesen heftigen Schlaganfall. Ich war es, der ihn fand. Kam zufällig in sein Zimmer. Die Ärzte haben dann gerettet, was noch zu retten war.“

Wieder verfiel Conrady in grüblerisches Nachdenken. „Manchmal denke ich, ich hätte ihn einfach sterben lassen sollen. Eine Viertelstunde später, und er wäre nicht mehr zu retten gewesen. Haben die Ärzte später gesagt. Wäre viel-

leicht besser gewesen für ihn – und für mich.“ Thiele zog die Augenbrauen hoch. „Was sollte das denn nun wieder heißen?“ Er wollte schon nachfragen, als er Kellerts Blick auffing. „Nicht jetzt!“ Die Botschaft war eindeutig. „Lassen wir ihn einfach erzählen“, dachte Kellert.

„Ja, so war das. Und nachdem man den Niedermayer dann rüber in die Krankenstation gebracht hatte, blieb ich allein in seinem Zimmer zurück. Wollte ein bisschen aufräumen. Sein Computer – damals hatte er natürlich noch einen – war eingeschaltet, auf dem Bildschirm lief so ein Schonerprogramm, sagt man das so? Egal! Ich tippte auf die Tastatur, wollte das Ding herunterfahren. Und dann erschien da diese Word-Datei. Er musste gerade an ihr gearbeitet haben.“

Er verfiel wieder in Schweigen. „Welche Datei?“ Kellert begnügte sich mit dem Einwerfen von Stichworten. „Öffentliche Beichte“, hieß die. Sollte erst nach seinem Tod veröffentlicht werden. Das stand dick und fett unter dem Titel. Und ja, natürlich habe ich kurz hineingelesen, als dieser Text da erschien.“ Er atmete dreimal tief durch. „Erst nur flüchtig, und dann alles.“

„Können wir die Datei lesen?“, fragte Kellert. „Sie haben doch gewiss eine Kopie gezogen!“ „Das habe ich gemacht, ja“, bestätigte Conrady, „aber die kann niemand mehr lesen. Ich habe alles gelöscht. Restlos. Da kommt niemand mehr heran.“ „Da bin ich mir nicht so sicher“, dachte Thiele. „Unsere Kriminaltechniker befördern die erstaunlichsten Dinge ans Tageslicht. Also: mal sehen!“

„Ja, und da stand dann alles drin. Die ganze Geschichte. Namen. Daten. Erinnerungen. ... Rechtfertigungen. Schuldbekennnisse. Einerseits war er mit sich im Reinen. Er hatte alles gebeichtet, wissen Sie. Und ihm war die Absolution

erteilt worden. Zumindest schrieb er das. Und trotzdem brauchte er dieses Aufschreiben. Diese sprachliche Fixierung. Dieses Wissen, dass er wenigstens nach seinem Tod reinen Tisch machen wollte.“

Er überlegte. „Wobei: Ich glaube nicht, dass das jemals ans Licht der Öffentlichkeit gelangt wäre. Er wollte die Datei seinem Beichtvater schicken. Den sprach er im Text mehrmals direkt an.“ Conrady spürte die erwartungsvollen Blicke der Polizisten, lächelte matt und fuhr fort: „Nein, nicht mit Namen, meine Herren, nicht mit Namen. Ich weiß nicht, wer das war. ... Wirklich nicht. ... Aber dass der diese Vorfälle öffentlich gemacht hätte, Wunsch des dann Verstorbenen hin oder her, ich glaube es nicht. Schon, um das Ansehen des Verstorbenen im Nachhinein nicht zu beschädigen. Und natürlich nicht den Ruf der großen Mutter Kirche.“

41

Sie hatten eine Pause eingelegt. Kellert hatte die Ordensschwester an der Pforte gebeten, ihnen einen Kaffee zu machen und noch mehr Mineralwasser zu bringen. So mit Getränken versorgt, saßen sie da. Kellert konzentriert, Thiele zusehends ungeduldig und Conrady wie aus der Zeit gefallen. Er war zwar ganz präsent, aber so, als spielte er die Rolle in einem Film, dessen Drehbuch er nicht kannte.

„Ja, da war ich also mit meinem Wissen“, nahm er seinen Gesprächsfaden wieder auf. „Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Das glaubst du erst mal einfach nicht, dass ein Mensch, den du einigermaßen kennst, ein Kinderschänder ist. Den du geschätzt hast. Vor dem du Respekt gehabt hast. Das bringst du im Kopf nicht zusammen. Und dann noch

einer, den du ein Jahr lang gepflegt hast. Beim Essen geholfen, beim Anziehen, bei der Intimpflege. Und dann war ja zunächst noch ganz unklar, was mit dem nun wird, mit dem Joseph Alois.

Erst ein paar Tage später stand fest, dass er den Schlag überleben, aber nicht mehr gehen und sprechen können würde. Dass man nicht weiß, was er noch versteht und denkt. Ich wollte ihn fragen, ob das stimmt, wollte ihn anbrüllen. ihm mein Entsetzen zeigen ... aber das war alles so sinnlos. Hätten Sie das gemacht? Und dann sind wir uns irgendwie noch einmal neu nahegekommen, der Joseph Alois und ich. Im Laufe der Zeit. Zwei Gescheiterte, wenn Sie so wollen. Zwei Überlebende. Manchmal frage ich mich, ob ich ihn mag. Vielleicht ...“

„Und die Datei?“, fragte Thiele in eine länger anhaltende Stille hinein. „Von der wusste nur ich“, gab Conrady zurück. „Die hatte ich sofort von seinem Computer gelöscht. Der ist ja dann bald auch aus dem Zimmer entfernt worden. Den brauchte der Joseph Alois ja jetzt auch nicht mehr. Und ich wollte auf keinen Fall, dass dieses Wissen in falsche Hände geriet.“

„Und Ihre waren die richtigen?“, fragte Kellert nach, der fieberhaft überlegte, was diese so nicht erwarteten Informationen für seinen Mordfall bedeuteten. „Meine Hände waren die richtigen, ja genau“, bestätigte der Pfleger selbstbewusst, wenn auch mit schiefem Grinsen. „Bei mir war die Datei sicher. Von mir hätte niemand etwas erfahren, nie!“ Er nickte so heftig, als wollte er sich selbst von dem Gesagten überzeugen.

„Hätte“, hat er gesagt“, ging es Kellert durch den Kopf. „hätte“. Aufs Geratewohl sagte er: „Hätte nie jemand etwas erfahren, wenn nicht ...?“ Thiele blickte ihn erstaunt an.

„Ja, wenn nicht ...“, nahm Conrady den Faden auf und strich sich nachdenklich übers Kinn. „Wenn nicht ...“

Er nahm einen Schluck Kaffee, verzog das Gesicht, denn der war inzwischen kalt geworden, gab sich einen Ruck und sprach dann weiter: „Ich versuche es Ihnen zu erklären, meine Herren Kommissare. Ich versuche es. Das war so. Mit der Zeit hatte sich dann alles eingespielt hier. Er, der vom Schlaganfall Gezeichnete, ich, sein Pfleger. Routine, Tag für Tag. Ich dachte nicht mal mehr im Traum daran, dass sich diese Kopie seiner Datei noch in meinem Besitz befand. Erst recht nicht, was das bedeutete. Die ganze scheußliche Vergangenheit sollte uns nicht auch noch zusätzlich die Gegenwart erschweren. Ich *wollte* an all das nicht mehr denken.“

Er hielt kurz inne. „Dann kam Kai mit seiner Klassenfahrt.“ Kellert blickte irritiert auf. „Ach so, das sagt Ihnen nichts, klar“, fiel es Conrady ein. „Also: Ich habe zwei Kinder aus erster Ehe, Kai und Leni. Die leben bei ihrer Mutter. Das ist besser so. Ich sehe sie nur selten, meine zwei. Das haben sie selbst so entschieden, und mir ist es recht. Ich habe wirklich nicht die Kraft, mich auch noch um sie zu kümmern. Das schaffe ich einfach nicht. Schade, aber so ist es nun einmal.“

Er schob die Hände ineinander und verschränkte die Finger. „Aber ich zahle natürlich für sie. Nicht zu knapp, das kann ich Ihnen versichern. Da bleibt nicht mehr viel für mich übrig. Da sitzt du als geschiedener Vater ganz schön auf dem Trockenen. Ohne Claudia sähe ich jetzt ziemlich alt aus. Sie verdient ganz gut. Sonst kämen wir gar nicht zurecht. Ob das alles gerecht ist, diese Gesetzgebung ... Aber egal. Das ist nicht Ihr Problem, schon klar.“

Kellert war froh, dass Conrady von selbst die Kurve gekriegt hatte. Der Altenpfleger hatte sich kurzfristig in eine

ziemliche Rage hineingeredet, hatte sich nun aber wieder unter Kontrolle. „Klassenfahrt?“, warf der Kommissar ein.

„Ja, richtig, Kais Klassenfahrt. Da muss er in der elften Klasse gewesen sein. Und einige aus seiner Stufe fuhren für zwei Wochen in die USA an ihre Austauschschule. Kai wollte mit. Unbedingt. Das kostete aber 1200 Euro extra. Die hatte meine Ex aber gerade nicht flüssig. Solche Extraausgaben sind bei ihr einfach nicht drin. Verstehe ich auch. Also haben sie mich gefragt. Aber ich bin froh, wenn ich am Monatsende bei plus/minus/null lande. So ist das.

Und da steht dann dein Sohn, den du kaum siehst. Dem gegenüber du sowieso immer ein schlechtes Gewissen hast. Immer, das ist so. Für den du ein Versager bist, für den man sich schämen muss. Und der will ein Mal, *ein Mal* etwas von dir. Und du musst sagen: ‚Sorry, ist nicht drin. Dein Versager-Vater ist eine arme Sau. Kann dir nichts geben. Gar nichts.‘ Können Sie sich vorstellen, wie man sich da fühlt, meine Herren?“

„Nein, das kann ich nicht, Herr Conrady, aber darum geht es auch gar nicht“, gab Kellert zurück, jetzt in erstaunlich hartem Ton. „Was haben Sie dann gemacht?“ „Verstehen Sie doch, da musste ich etwas tun“, bat Conrady. „Da sitzen die hohen Herren um mich herum, sind bevorzugt noch im Alter. Monsignoren, Prälaten und gut dotierte Pfarrherren. Lassen sich bedienen vorn und hinten, wie schon seit Jahrzehnten. Mit ihrer fetten Altersrente. Wir sind ihre Lakaien. Springen hier, gehorchen da. Und ich bin gerade einmal gut genug, um ihnen den Arsch abzuwischen.“

Er war rot angelaufen vor Zorn und wegen der demütigenden Erinnerung, war fast wieder aufgesprungen, stemmte die Arme auf den Tisch. „Entschuldigung! So ist es aber!“ Conrady pustete zweimal durch und hatte sich kurz darauf

auch schon wieder im Griff. „Erstaunlich: Er kann sich schnell in eine Stimmung hineinsteigern und dann wieder ganz rasch beruhigen“, dachte Kellert.

Conrady rieb sich das Gesicht und sprach ruhig weiter. „Und dann fiel mir der Stick mit der Datei ein, den ich irgendwohin geräumt hatte. Und dass Niedermayers Großneffe ja Regens im Priesterseminar war. Und dass die ach so ehrenwerte Familie Niedermayer ganz bestimmt nicht wollte, dass ihr ach so ehrenhafter Name im Bistum beschmutzt würde.“

Kellert und Thiele wechselten blitzschnell einen Blick. Da war die fehlende Verbindung! „Und dann haben Sie Regens Görtler erpresst?!“, fragte Thiele. „Erpresst, erpresst! Was heißt das schon? Ich habe ihm ein ganz faires Geschäft vorgeschlagen. Ich veröffentliche die Datei nicht, und er unterstützt meine Familie mit einem monatlichen – sagen wir mal – Bildungszuschuss für meine Kinder. Die haben Geld wie Heu, die Niedermayers. Das tut denen nicht weh, das merken die gar nicht. Peanuts!“

Kellert und Thiele blinzelten einander kurz zu. Nur zu gut erinnerten sie sich an ihren Besuch bei Baron Gregor von Niedermayer-Hochstein. Das war wirklich eine andere Welt. In jeder Hinsicht. Conrady schluckte, sprach dann weiter mit immer leiser werdender Stimme: „Für meine Kinder sah ich auf einmal eine einzigartige Chance, mithalten zu können. Kai war dann wirklich in den USA, da schwärmt er heute noch davon. Und Leni ist ein Jahr später auch mit dabei gewesen. Die Beziehung zu meinen beiden Kindern ist seitdem viel besser geworden. Enger. Partnerschaftlicher, wenn Sie so wollen, sie sind ja jetzt beide schon erwachsen. Und Sie haben wenigstens einen Rest Achtung vor Ihrem Versager-Vater.“

„Und dafür haben Sie ihm diesen Stick übergeben?“, hakte Thiele nach. „Ach was!“, schnappte Conrady zurück. „Da

hätte ich mir doch sofort eine weitere Kopie machen können. Und wenn ich das Original einfach so herausrücke, habe ich ja gar nichts mehr in der Hand. Da stellt der doch sofort die Zahlung ein!“ Er schüttelte den Kopf. „Nein, nein: Das war schon eine Sache zwischen Männern und ihrem Ehrenwort. Ich fand das nur fair. Und Görtler hat auch gar nicht lange gehandelt. Der hat gleich begriffen, worum es geht. Und meine Bedingungen akzeptiert. Bis zum Ende des Studiums von Kai und Leni wäre dieser ‚Zuschuss‘ weitergegangen. Dann wäre alles vorbei gewesen. So war die Abmachung.“

Conrady sprach nun ganz nüchtern, als schildere er eine beliebige Geschäftsbeziehung: „Wir haben uns dann auch nicht wieder getroffen, Görtler und ich. Einmal habe ich ihn hier abgepasst, als er seinen Großonkel besuchen kam. Das Gespräch war kurz. Manchmal verstehen sich Männer ohne viele Worte. Die Sachlage war klar. Ich hatte mir alles gut überlegt. Seitdem gehen wir uns aus dem Weg.“ Er korrigierte sich. „Gingen wir uns aus dem Weg.“

„Und den Baron von Niedermayer-Hochstein, den kennen Sie auch?“, warf Thiele ein. Manchmal führten solche Versuchsballons zum Ziel. Dieses Mal nicht. Conrady blickte auf, reagierte aber nicht. Da gab es keine Verbindung. „Einer aus der edlen Familie wahrscheinlich“, antwortete er. „Kenne ich aber nicht.“

Kellert überlegte. Das klang alles sehr schlüssig. Wo lag da ein Motiv zu einem Mord? Wer schlachtet schon die Melkkuh, von der er lebt? Conrady schien seine Kinder wirklich zu lieben. Sich zumindest tief in ihrer Schuld zu fühlen. Würde er ihnen die Zukunft verbauen, wenn er mit so viel Mühe ein System zu ihrer Förderung aufgebaut hatte? Er drehte die Fakten und Argumente hin und her. Ihm fiel keine Lösung ein.

„Dass das Strafgesetzbuch Ihr Verhalten Erpressung nennt, egal, wie immer Sie das nun vor sich selber rechtfertigen, das ist Ihnen aber schon klar“, warf er nach einer längeren Pause ein, in der allen dreien nichts mehr eingefallen war. Thiele drehte seine Kaffeetasse hin und her, Conrady massierte sich wieder das rechte Ohrläppchen und blickte zu ihm auf. Schuldbewusst? Erleichtert?

Zunächst kleinlaut, von Satz zu Satz sicherer, entgegnete er: „Ach, Erpressung! Ob es für die ganze Angelegenheit einen Beweis gibt, das weiß ich nicht. Ich hoffe nicht. Ich jedenfalls habe alles, was darauf deutet, vernichtet. Und die Unterstützung für meine Kinder verlief äußerst diskret. In solchen Zahlungen ist die Kirche Meisterin, da werden Sie keine Spuren finden, glauben Sie mir! Sonst hätte ich Ihnen von all dem nichts erzählt. Und dieses Gespräch werde ich selbstverständlich leugnen. Auch wenn Sie zu zweit sind. Sie haben nichts gegen mich in der Hand. Und bitte: Ich habe letztlich nichts Unrechtes getan. Nicht wirklich, wenn Sie mal darüber nachdenken.“

42

Mit verkniffener Miene saß Kellert im Auto. Auch Thiele steuerte den Wagen schweigend. Irgendwie hatte sich alles so angefühlt, als wären sie kurz vor der Auflösung ihres Mordfalls. Mit dieser Enthüllung der Erpressungsgeschichte hatten sie zwar einige weitere Puzzleteilchen und Verbindungen zum Gesamtbild ihres Falles hinzufügen können, aber die Hauptfragen waren und blieben ungelöst: Wer hatte Regens Görtler getötet? Und warum?

Sie hatten Conrady darauf verpflichtet, sich zu ihrer Verfügung zu halten und die Region nicht zu verlassen. Ob sie die im Gespräch erhaltenen Informationen an die zuständige Abteilung für Erpressung weitergeben würden, darüber waren sie sich noch uneins. „Komm, Chef, den dürfen wir doch nicht davonkommen lassen!“, hatte Thiele gemeint. Aber Kellert hatte abgewiegelt: „Das Problem ist: Er hat Recht! Wir können ihm womöglich nichts beweisen. Also: Erst mal abwarten.“

Vor der Tür ihres Büros erwartete sie Marcus Rühle. Wie aus dem Ei gepellt, aber augenscheinlich nervös. Er saß nicht auf einem der beiden zu diesem Zweck hier aufgestellten Stühle, sondern ging auf und ab. Seine Hände hielt er ineinander verkrampft. Thiele hatte offenbar den richtigen Ton gefunden. Ohne große Worte wies ihm Kellert den Weg. „Wenn ich etwas nicht mag“, begann er mit seiner strengsten Verhörstimme, nachdem sich Rühle wohl oder übel gesetzt hatte, „dann ist es, angelogen zu werden.“ Rühle wollte protestieren, aber Kellert kam ihm zuvor. „Doch, das haben Sie. Gleich mehrfach. Zum einen: Sie haben einen heftigen Streit gehabt mit dem Regens, und das ist noch gar nicht lange her. Wir haben dafür mehrere Zeugen.“

Das stimmte so zwar nicht, aber das musste man ja nicht unbedingt erwähnen, dachte Thiele. „Zweitens waren Sie am Abend der Tat nicht im Tagungshaus in Bonn. Wo immer Sie da waren, jedenfalls nicht dort. Lügen Sie mich nicht noch einmal an: Haben Sie Regens Görtler getötet?“ Auch die zweite Behauptung entsprach nicht ganz der Beweislage, aber egal. Erschrocken blickte Rühle von einem der Beamten zum anderen. Seine antrainierte Maske von Gefasstheit, Überlegenheit und Gleichmut war zerbrochen. Unruhig suchte er nach einer passenden Sitzposition. „Nein!“, flüsterte er dann. „Nein!“

Kellert war aufgestanden, baute sich nun vor Rühle auf und sagte streng: „Das überzeugt mich nicht, Marcus Rühle mit ,c‘! Das überzeugt mich gar nicht! Warum sollte ich Ihnen das jetzt glauben? Kommen Sie mir nicht noch einmal mit irgendwelchen Lügengeschichten daher. Alles spricht gegen Sie. Geben Sie sich einen Ruck: Gestehen Sie, das macht es Ihnen leichter. Und uns auch!“ „Glaubt er das wirklich?“, fragte sich Thiele. „Oder spielt er eine Rolle?“

„Gut. ... Gut. Vielleicht haben Sie Recht. Also: Ja, ich war am Sonntagabend nicht in dem Tagungshaus. Das stimmt!“ Thiele schüttelte vor Anerkennung innerlich den Kopf. „Bernd Kellert. Spielt sein Spiel und gewinnt!“ Der ließ sich freilich nichts anmerken, blieb konzentriert bei der Sache. „Sondern?“, bohrte er weiter. „Ich war ...“ Rühle stockte, sprach dann stammelnd weiter: „Ich war aber auch nicht hier in Friedensberg. Eine absurde Idee! Eine so weite Fahrt! Und ich bringe doch niemanden um. Ich war in Bad Neuenahr.“

Thiele und Kellert blickten sich fragend an: „Bad Neuenahr?“ „Das kennen Sie nicht, schon klar. Das liegt nicht weit von Bonn, im Ahrtal. Gute Weinregion. Vor allem: Da gibt es ein weltbekanntes Casino. Eine Spielbank. Ja, meine Herren, ich bin ein Spieler. Das ist meine kleine Schwäche. Irgendwo hat doch jeder seine Achillesferse. Meine ist Roulette. Ich komme einfach nicht davon los.“

Jetzt redete er sich in einen Rausch. Schnelle, kurze Sätze. Eine seltsame Beichte. „Aber ich bin vorsichtig. Spiele nur da, wo mich keiner kennt. Und hab das im Griff mit den Einsätzen. Ja, ich habe schon einiges verloren, klar. Aber auch oft gewonnen. Und immer mit meinem eigenen Geld, hören Sie. Nie habe ich irgendetwas veruntreut. Ich habe reich geerbt. Mein Großvater väterlicherseits hat mir sein

beträchtliches Vermögen hinterlassen. Davon ist immer noch einiges da. Nicht mehr so viel, das ist leider auch wahr.“

„Und der Regens hat davon erfahren, stimmt's?“, unterbrach ihn Kellert, der erkannt hatte, dass die Geschichte eine neue Wendung nahm. Rühle blickte auf, wie überrascht: „Genau, woher wissen Sie das?“ „Das weiß der Kellert nicht, du Held, das ahnt der. Und legt es dir in den Mund“, dachte Thiele.

„Ein saublöder Zufall“, fuhr Rühle fort. „Irgendeiner seiner hochherrschaftlich-adeligen Verwandten hatte mich in Baden-Baden beim Spielen gesehen. Dort bin ich auch manchmal. Da kennt mich keiner. Aber ich muss dem durch irgendetwas aufgefallen sein. Und der war dann hier in Friedensberg zu einem kirchlichen Fest eingeladen, Fronleichnam, glaube ich. Und sieht mich da mit Priesterkragen. Und erzählt alles seinem Verwandten, dem guten Regens.“

„Peinlich für Sie, denn nun hatte Regens Görtler Sie in der Hand. Er wollte Sie ja schon immer loswerden, jetzt wusste er endlich, wie“, führte Kellert die Gedankenkette weiter. „Und da haben Sie ihn umgebracht, um den Mitwisser aus dem Weg zu schaffen“, ergänzte Thiele, der sich nun auch in das Gespräch einmischte. „Denn wenn das bekannt geworden wäre, hätten Sie Ihre so schön ausgedachte Karriere vergessen können, stimmt's?“

„Ja, ja – und nein“, antwortete Rühle mit dem matten Anflug eines Grinsens. „Ja, dann wäre ich erledigt gewesen. Zumindest was die – wie Sie das nennen – ‚Karriere‘ betrifft. Ein Priester mit Spielsucht, nennen wir es ruhig beim Namen, der wird vielleicht aus dem Verkehr gezogen, kuriert, ruhiggestellt, in die Provinz abgeschoben, mit den ganz großen Sprüngen aber wäre es dann aus gewesen. Da haben Sie Recht.“ Hier blickte er hinüber zu Thiele.

Gleich darauf wendete er sich Kellert zu. „Und darüber haben wir uns tatsächlich gestritten vor einigen Wochen. Wer immer das mitbekommen haben will. Da war ich natürlich ungehalten, als er mir auf den Kopf zusagte, ein Spieler zu sein. Aber ich habe ihn natürlich deswegen nicht umgebracht. Ehrlich, das wäre mir nicht im Traum eingefallen, nicht im Albtraum. Ich bringe doch keinen um! Würden Sie mir das wirklich zutrauen? Was glauben Sie, wie geschockt ich war, als ich davon erfuhr, dass er tot ist. Nein, fragen Sie in Bad Neuenahr nach, da wird man sich schon an mich erinnern.“

„Das werden wir, keine Sorge“, dachte Kellert, der prinzipiell jedem, aber auch wirklich jedem einen Mord zutraute. Stattdessen fragte er: „Und das sollen wir jetzt also glauben, hm? Diese Geschichte, mit der Sie jetzt auf einmal daherkommen. Der Regens hätte einfach alles so weiterlaufen lassen? Marcus Rühle mit ‚c‘: Das glauben Sie doch selbst nicht!“

„Nein, das nicht“, gab Rühle zu. „Wir haben eine Abmachung getroffen, der Regens und ich. Unter Männern und Mitbrüdern. Wo das Wort noch zählt. Ich hätte zum Jahresende um meine Abberufung gebeten. Breskamp wäre da bestimmt schon sehr überrascht gewesen, hätte versucht, mich umzustimmen. Der ahnt ja nichts von meiner Spielsucht. Gut, da wäre ich einfach beharrlich gewesen. Hätte auch mein Promotionsvorhaben an den Nagel gehängt. Und wäre irgendwo ganz normaler Pfarrer geworden. Doch, das hätte ich schon hingekriegt. Ist auch eine wichtige Aufgabe. Sehr wichtig sogar. Und hätte heimlich eine Therapie gemacht. Görtler hat mir sogar eine Adresse besorgt. ‚Die beste in Deutschland für dein Problem!‘, hat er mir versichert. So hatten wir das verabredet.“

Er blickte zu den Polizeibeamten: „Und so werde ich es jetzt auch machen. Wenn Sie mich lassen. Ich weiß, ich bin in Ihrer Hand. Ruinieren Sie mir nicht mein Leben, ich bitte Sie! Denken Sie daran: Ich habe niemandem geschadet. Außer mir selbst.“ Kellert blickte zu Thiele, Thiele zu ihm. Hier ging es nicht um Sympathie oder Antipathie, hier ging es um Grundsätze. „Darüber werden wir in Ruhe nachdenken müssen. Falls wirklich nichts gegen Sie vorliegen sollte, sehe ich keinen Grund für eine Indiskretion. Wenn doch ...“

43

Schweigend saß Thiele in seinem Büro und hing seinen Gedanken nach. Kellert war unterwegs, wollte irgendetwas im Präsidium erledigen. Was genau, darüber hatte er sich nur unwirsch knurrend geäußert. Thiele drückte den Einschaltbutton des kleinen Radios, das er sich für genau solche Stimmungen wie jetzt gerade angeschafft hatte. Überlaute Pop-Musik füllte den Raum. Erschrocken drehte Thiele die Lautstärke herunter.

Als sein Chef einige Minuten später eintrat, zerstreut und abwesend, wollte Thiele das Radio ganz ausschalten. Sein Chef mochte keinerlei Musik oder Ablenkung anderer Art am Arbeitsplatz, das wusste er nur zu gut. „Lass ruhig an!“, knurrte er nun zu Thieles Verwunderung. Gut, aber diese Musik musste es nicht unbedingt sein.

Thiele suchte eine andere Station. Nachrichten. Irgendein regionaler Sender. Eine professionelle und sympathische Frauenstimme sprach in bemüht überdeutlichem Hochdeutsch über Flüchtlinge, Steuererhöhungen, das Übliche. Thiele wollte schon weiterdrehen, da meldete die Stimme

plötzlich: „Friedensberg. Wie die Pressesprecherin des Bistums Friedensberg verkündete, hat Rom der Ernennung eines neuen Weihbischofs zugestimmt. Wir schalten um zu unserer Korrespondentin Friederike Klatt-Burchardt.“

Kellert zog die Augenbrauen in die Höhe, griff zum kleinen Tischradio und drehte die Lautstärke hoch. Eine andere Frauenstimme sprach mit leichter Dialektfärbung: „Wie die Pressesprecherin des Bistums Friedensberg bekannt gab, hat Rom der Ernennung eines neuen Weihbischofs zugestimmt. Im Bistum herrschte große Unruhe, weil ein potentieller Kandidat, der Regens des hiesigen Priesterseminars, Norbert Görtler, vor acht Tagen ermordet wurde. Die Polizei hat den Täter oder die Täterin noch nicht ermitteln können.“

Angesäuert blickte Thiele zu seinem Chef, der aber mit einer kurzen Geste abwinkte, konzentriert auf das Radio starrte und genau hinzuhören schien. „Der neue Weihbischof, Dr. Tobias Baumjohann, war bisher als Professor für Moralthologie an der hiesigen Theologischen Fakultät tätig.“ Nun blickte Kellert überrascht zu Thiele hinüber. „Den kennen wir doch!“, rief dieser aus. „Mit dem hatten wir doch vor zwei Jahren bei dem Mord an dieser Fakultät zu tun, oder nicht?“

Kellert murmelte etwas unartikulierte vor sich hin, das sollte wohl Zustimmung bedeuten. Undeutlich erinnerte er sich an eine eher unerfreuliche Begegnung. Aber er wollte hören, was der Meldung noch zu entnehmen war. Die Einspielung der Reporterin aus Friedensberg ging nämlich weiter. „Auf der Pressekonferenz im Bischöflichen Ordinariat gab es auch Fragen zum verstorbenen Regens. Ob es stimme, dass dieser eigentlich der Weihbischof hätte werden sollen, wie es das Gerücht sage, wollte jemand wissen. Und wie es dann zu einer so schnellen anderen Lösung gekommen sei.

Dr. Eva Maria Hinterfürtnr, die Pressesprecherin des Bischofs, erklärte darauf ...“

Nun begann ein Live-Mitschnitt aus der Pressekonferenz. „Ich kann bestätigen, dass Regens Norbert Görtler einer von mehreren Kandidaten für das Amt war“, erklang die Stimme der Sprecherin über ein Rauschen und Rascheln im Hintergrund. „Er hat aber zwei Wochen vor seinem fürchterlichen Tod erklärt, für dieses Amt definitiv nicht zur Verfügung zu stehen.“ Ein Raunen ging durch den Raum. Mühsam verschaffte sich die Pressesprecherin wieder Gehör. „Professor Baumjohann war von Anfang an der Wunschkandidat breiter Teile des Bistums. Wir freuen uns außerordentlich über seine Ernennung.“ Damit endete die Einspielung. Der Bericht war noch nicht zu Ende, wurde aber von der Stimme des Kommissars übertönt.

„Auf geht’s!“, rief Kellert und war auch schon aufgesprungen. „Komm, Dominik, los, nicht so faul! Wir fahren noch einmal zum Seniorenstift! Und drück aufs Gas!“ Thiele strich sich über den Dreitagebart. Jetzt verstand er gar nichts mehr. Aber natürlich tat er, wie sein Chef es ihm geheißen hatte. Erstaunlich, wie schnell man diese Strecke zurücklegen konnte, wenn man wollte. Und durfte.

44

„Ja?!“, verblüfft hatte Conrady seine Wohnungstür geöffnet. Er war nicht in den Pflgetrakten beschäftigt, sondern dabei, sich eine einfache Mahlzeit zuzubereiten. Brot, Butter und Wurst standen auf dem kleinen Tisch im Wohnzimmer, den man durch die geöffnete Tür seiner Wohnung sehen konnte. Dazu ein alkoholfreies Bier.

„Was gibt es denn noch?“, fragte er unwillig. „Sie haben uns immer noch nicht alles gesagt, Herr Conrady,“ meinte Kellert und ging ungefragt in den Wohnraum. Widerwillig setzte sich der Pfleger. Thiele hatte ohne große Absprache den Platz in Richtung Ausgang eingenommen. „Alles!“, seufzte Conrady resigniert. „Was ist denn das schon, alles?“

Er räumte mit müder Bewegung die Brotzeit an den Rand des Tisches und blickte zu den Polizisten auf. Anders als bei der Besprechung zuvor hatte Thiele das kleine Aufnahmegerät auf den Tisch gestellt und eingeschaltet. Es verfügte über eine erstaunlich hohe Aufnahmepräzision. Sie hatten Platz genommen. Der Kriminalhauptmann war gespannt: Was wollte Kellert noch hier?

Der Kommissar blickte Conrady starr in die Augen. Keine Spur mehr von Freundlichkeit. „Da gibt es in der Tat noch etwas“, sagte er scharf. „Regens Görtler hat dem Bischof vor drei Wochen mitgeteilt, dass er nicht als Weihbischof zur Verfügung steht. Das wurde gerade im Radio durchgegeben“, ergänzte er. Conrady zuckte mit den Schultern. „Und?“

„Das hätte er freiwillig niemals gemacht, da bin ich sicher“, warf Kellert ein. „Alles, was wir über ihn gehört haben, spricht dagegen. Jemand, der aus einer solchen Familie stammt, der sieht die Fortsetzung der Erblinie als Pflicht an. Jemand, der so prinzipientreu lebt, der gibt eine solche Perspektive nicht leichtfertig aus der Hand.“ Seine Augen verengten sich zu Schlitzten. „Sie, Conrady, Sie hatten da die Hand im Spiel. Nur zu: Was ist passiert?“

Conrady erwiderte nichts. Sah die beiden Polizisten nicht an. Zog sich ganz in sich zurück. Kellerts Ton wurde noch eine Nuance schärfer: „Nun reden Sie schon. Man hat Sie zuletzt mehrfach in Friedensberg gesehen, schon vergessen? Was lief da? Was wollten Sie da?“ Conradys Blick maß den

Raum aus, blickte kurz zum möglichen Fluchtweg, erkannte dann, warum sich Thiele gerade auf diesen Platz gesetzt hatte. Ganz offensichtlich hatte der Pfleger nicht damit gerechnet, dass die Kriminalpolizisten noch einmal zu ihm zurückkämen. Geschweige denn so schnell.

Kellert kannte die Situation von vielen ähnlichen Fällen. Die Bewegungsspielräume für den Befragten wurden eng und enger. Jetzt kam entweder Aggression oder Zusammenbruch. Entweder hartnäckige Leugnung oder Geständnis. Auf beides waren sie vorbereitet. Aber ein Geständnis wäre besser. Für alle Beteiligten. Viel besser! Er musste den Druck weiter erhöhen. „Mord aus Habgier! Mann, wie weit sind Sie gesunken, Conrady. Habgier! Bei einem ehemaligen Priester! Andere Motive hätte ich mir ausmalen können. Aber Erpressung und Geldgier! Herr Conrady, wie wollen Sie das einmal vor Ihrem Herrgott rechtfertigen?“

Der letzte Satz war ihm einfach so entschlüpft. Nicht geplant. Und es war ein Satz, den er in seiner Karriere als Kommissar wohl noch niemals so oder ähnlich ausgesprochen hatte. Aber er verfehlte seine Wirkung nicht. Conrady jaulte auf, wie getroffen. Nun sprang er wirklich auf, rotgesichtig, erregt, panisch: „Aber Sie verstehen doch gar nichts. Habgier! Geldsucht! Quatsch! Meine Güte, wenn Sie wüssten ...“

Weiter kam er nicht, Thiele war ebenfalls aufgesprungen, baute sich neben ihm auf, blickte ihm starr in die Augen, legte ihm die Hände um Schulter und Arm und zwang ihn mit sanfter, aber bestimmter Gewalt, sich wieder zu setzen. Wenn er wollte, konnte er furchterregend wirken.

„Gut gemacht, Dominik“, lobte Kellert innerlich. Conrady forderte er auf: „Dann erklären Sie es mir!“ Das gab den Ausschlag. Conrady sank in sich zusammen, als hätte man

einen Stecker gezogen. „Zusammenbruch!“, dachte Kellert erleichtert. Die eben noch wütende Stimme Conrads klang nun weinerlich.

„Der Görtler wollte doch wirklich Weihbischof werden, das wussten ja irgendwie alle im Bistum. Und später dann möglichst Bischof. Das hat seine Familie von ihm erwartet und er selbst von sich auch“, begann er seine Erklärung. „Er hielt das für den ihm von Gott her vorgegebenen Weg. Da war mir klar, dass er jetzt erst recht kein Störmanöver gebrauchen konnte. Der Großonkel als Kinderschänder! Stellen Sie sich das vor – in der Presse am Tag seiner Ernennung zum Weihbischof! Die Schande. Der Rückzug. Das Eingeständnis, es schon länger gewusst zu haben, ohne davon auch nur die kleinste Andeutung zu verraten. Nein, mir war klar: Jetzt hatte ich ihn in der Hand. Endgültig. Vollkommen.“

Wehmütig blickte er sich in dem Wohnzimmer seiner Heimwohnung um. „Schauen Sie sich doch einmal um, wie ich lebe. Will man so alt werden? Würden Sie das wollen?“ Die tristen, abgestoßenen Möbel verbreiteten tatsächlich die Atmosphäre von Traurigkeit und Beklemmung. Unwillkürlich musste Thiele an die opulente Wohnlandschaft in der riesigen Villa Gregor von Niedermayer-Hochsteins denken. Dazwischen lagen in der Tat Welten.

„Wissen Sie, was man verdient als Altenpfleger?“ Conrady wartete gar nicht auf eine Reaktion, sprach nun erregt und kontrolliert zugleich. Er wollte ganz offensichtlich, dass man ihm Verständnis entgegenbrachte. „Das war ich mir einfach schuldig, diese Chance zu ergreifen. Plötzlich fragte ich mich, warum ich das nicht von Anfang an gemacht hatte. Einen Zuschlag *für mich* zu fordern. Einmal, ein einziges Mal für mich.“

„Ach so, *darum* ging es. Und wie hat Görtler reagiert?“, fragte Kellert. Sein Gegenüber verzog das Gesicht. „Er war nicht begeistert, das können Sie sich ja vorstellen“, gab Conrady zurück. „Aber ich ließ ihm keine Wahl. Dachte ich. So habe ich es ihm ja auch klargemacht, als ich ihn im Priesterseminar besucht habe.“ „Sie waren also doch da?“, fragte Thiele dazwischen. „Einmal, ja“, gab Conrady zu. „Da hat sich nicht viel verändert seit meiner Zeit. Alles irgendwie noch beim Alten.“

„Aber?“, fragte Kellert. „Ich hatte mich getäuscht. Ein dämlicher Denkfehler“, entgegnete Conrady. „Er hatte eben doch eine Wahl. An die hatte ich nicht gedacht. Damit habe ich einfach nicht gerechnet. Erst zahlte er auch das Doppelte der bis dahin üblichen monatlichen Summe, genauso, wie ich es verlangt hatte. Dreimal, nein, viermal. Er hat das Geld, das hat er kaum gespürt. Das wusste ich ja. Aber dann befürchtete er wohl, dass das immer so weitergehen würde. Was Unsinn ist. Ich hätte meine Grenzen gekannt!“ „Wirklich?“, überlegte Thiele.

„Das war eben so ein ganz Genauer, der Görtler. Immer nur schwarz oder weiß, bloß keine Grautöne. Dabei besteht das Leben nur aus unterschiedlichen Schattierungen von Grau. Ist doch so! Aber das ging ihm gegen den Strich. Und den hat er dann eben auch gezogen, den Strich. Irgendwann hat er entschieden, dass er das so nicht weiterlaufen lässt. Und dann muss er intern der Bistumsleitung gegenüber klargemacht haben, dass er als Weihbischof nicht zur Verfügung steht.“

Er schlug sich mit der Hand mehrmals an den Kopf. „Und genau das hätte ich nie gedacht! Der Görtler! Der Spross derer von Niedermayer! Mit all der Verpflichtung seiner ach so edlen Großfamilie gegenüber. Aber so war der. Hart.

Konsequent. Eben auch zu sich selbst! Und danach wollte er die Zahlungen ganz einstellen. „Zur Not gehe ich selbst zur Polizei“, hat er behauptet. „Und zeige meinen Großonkel an. Öffentlichkeit hin oder her. Aber wenn, dann werde ich *zwei* Personen anzeigen. Sie auch, mein Lieber, Sie auch!“ Und das hätte er genau so gemacht, da bin ich mir sicher.“

„Entschuldigen Sie, wann genau hat er das zu Ihnen gesagt?“, unterbrach Kellert. „Ach, das wissen Sie doch“, entgegnete Conrady müde abwinkend. „Sonntagabend vor einer Woche. Da hat er mich angerufen. Er müsse mich unbedingt sprechen. Da bin ich dann zu ihm gefahren. Und in den fünf Jahren in dem Kasten hat man gelernt, dort aus und ein zu gehen, ohne dass das irgendjemand mitbekommt. Nicht einmal die alte Krähe, die Luitgard. Habe aufgepasst, dass mich keiner sieht. Das kann ich ganz gut, unauffällig sein“, grinste er mit bitterer Miene.

„Und dann?“, fragte Kellert. „Dann hat er mir also alles ausgemalt. Wie er zur Polizei gehen würde. Wie ich verhaftet würde. Wie man das Geld von meinen Kindern zurückfordern würde. Der Ruf seiner Familie und seines Großonkels war ihm plötzlich völlig egal. Er hatte sich entschieden. Und war so ... so selbstbewusst und selbstsicher. So kalt. So überlegen. Plötzlich ist etwas in mir durchgebrannt.“

Er hatte immer leiser gesprochen, am Ende fast nur noch geflüstert. Nun verstummte er, überlegte. Mit hohler Stimme nahm er dann seine Rede wieder auf, resigniert, fast tonlos: „Ich verliere manchmal meine Beherrschung. Ganz selten. Aber wenn, dann total. Dann habe ich mich nicht mehr im Griff. Dann überfällt mich eine schwarze Wolke. Furchtbar, aber so ist es eben. War schon immer so. Normalerweise kriege ich aber immer wieder ganz schnell die Kurve. Mit einem Gebet. Dieses Mal nicht. Leider. Ich sah vor meinem

inneren Auge, wie mein ganzes Leben sich auflöste. „Nicht schon wieder!“, dachte ich. „Nicht ein drittes Mal!“

Er hing seinen Gedanken nach. Hatte aber offensichtlich noch nicht alles erzählt. Wollte jetzt wirklich reinen Tisch machen. „Aber dann hatte ich diesen Stein in der Hand ...“ „Welchen Stein?“, fragte Thiele dazwischen. „Welchen Stein schon ... Da war eben einer in meiner Manteltasche, faustgroß. Den hatte ich irgendwo aufgehoben.“ „So viel zur Frage nach Affekt oder Planung!“, dachte Kellert sofort. Conrady sprach weiter: „Und als er dann so dozierend, so kalt und überlegen vor mir her stolzierte, da hab ich einmal zugeschlagen, dann noch mal und noch mal. Aber richtig. Ich wusste nicht, was ich da tat vor Zorn!“

„Zorn oder Plan? Das sollen, das werden andere entscheiden“, ging es Kellert durch den Kopf. Er warf ein: „Und nach der Tat? Alles war so aufgeräumt. Keine Spuren. Das sah nicht nach Affekt aus, Herr Conrady.“ „Ich habe doch schon gesagt: Ich bin leicht aufbrausend, beruhige mich dann aber auch schnell wieder.“ Seltsam unbeteiligt berichtete Conrady von seiner Tat. Als habe er das irgendwo gelesen. Als ginge ihn das persönlich eigentlich gar nichts an.

„Mir war sofort klar, was ich getan hatte. Aber ich musste doch mich und meine Kinder schützen! Das hätten Sie doch auch gemacht, wenn Sie in meiner Situation gewesen wären, oder?“ Bestätigung suchend blickte er in das Gesicht von Bernd Kellert. „Von mir kriegst du deine Absolution – oder wie das heißt – nicht“, dachte der Kommissar und starrte ausdruckslos zurück. „Und nach der Tat?“, wiederholte er langsamer, jedes Wort betonend.

Enttäuscht senkte Conrady seinen Blick. „Danach? Ach, als Altenpfleger weiß man, wie man selbst ekelhafteste Spuren vollständig beseitigt und gründlich aufräumt. Das tun

wir nach jedem Todesfall. Und auch sonst. Routine, wissen Sie? Das war auch hier nicht besonders schwer. So ordentlich, wie der Görtler war, gab es da nicht viel zu tun. Und sonntagabends ist im Priesterseminar nichts los. Da hat niemand etwas bemerkt. Das war schnell geschafft. Kerzen auspusten“ – „Aha!“, dachten Kellert und Thiele gleichzeitig –, „Licht ausschalten, selbst an das Löschen des Telefonanrufs habe ich gedacht“, fügte er fast stolz hinzu.

„Und der Stein?“, fragte Thiele. „Im Fluss. Da suchen Sie mal schön!“, antwortete Conrady mit einem schiefen Lächeln, als wäre ihm gar nicht bewusst, dass er gerade ein umfassendes Geständnis abgelegt hatte. „Ihnen ist klar, dass wir Sie jetzt mit auf das Präsidium nehmen müssen und dass Sie dort dem Haftrichter vorgeführt werden, Herr Conrady?“, fragte Kellert. Der sah ihn an wie aus einer anderen Welt kommend. Stand aber auf, nickte, blickte sich verloren um und fragte: „Und was wird denn jetzt aus dem Joseph Alois?“

Nachspiel

Zwei Wochen später. „Schön habt ihr es hier draußen“, meinte Dominik Thiele, als er sich etwas unsicher in dem nicht sehr großen, aber behaglichen Wohnzimmer seines Chefs umschaute. Beate Kellert suchte eine passende Vase für den etwas zu opulent geratenen Blumenstrauß, den Verena Obmöller ihr an der Haustür überreicht hatte.

„Wir sollten die beiden jetzt endlich einmal einladen!“, hatte Beate schon mehrfach gedrängt. Grundsätzlich sah sie mit Sorge, dass sich ihr Mann in der letzten Zeit immer mehr aus seinen Freundschaftsbeziehungen zurückzog. Sie gingen nur noch selten mit anderen Leuten aus. Und hatten erst wenige Freunde zu sich in das neue Haus in Polzingen eingeladen. Bernd Kellert war auch im Blick auf diese Idee lange Zeit eher zurückhaltend geblieben. Er wusste nur zu gut, dass die Vermischung von Beruf und Privatleben nicht nur einfach war. Nach Abschluss des Mordfalls an Regens Görtler aber hielt auch er den Zeitpunkt für gekommen. Zumindest konnte er Beates Insistieren nicht mehr genügend begründeten Widerstand entgegensetzen.

Das jüngere Paar bewegte sich nun etwas gezwungen in der fremden Umgebung und im so ungewohnten privaten Kontakt. Vor allem Verena suchte sichtlich nach Hinweisen, wie sie sich hier richtig verhalten sollte. Sonst war sie nun wirklich alles andere als schüchtern. Aber der Umgang mit dem Chef ihres Freundes und seiner ihr kaum be-

kannten, trotzdem gleich zu duzenden Frau fiel ihr nicht leicht.

Gott sei Dank gab es Barry. Da es draußen kühl, regnerisch und ungemütlich geworden war, hatte dieser sein Verhalten von einem Tag auf den anderen umgestellt. Aus dem frei umherschweifenden Streuner war ein Hauskater geworden. Verena spürte, dass ein Gespräch über das Tier am unverfänglichsten war. „So, du bist also der berühmte Barry!“, begrüßte sie ihn, kniete sich hin und strich dem Kater über Kopf und Rücken.

Der ließ sich das gern gefallen, schnurrte und schmiegte sich an die ihm dargebotene Hand und um die Beine der jungen Frau. „Na so etwas!“, kommentierte Beate Kellert das Verhalten ihres Katers. „Normalerweise mag der keine Fremden und auch nicht, wenn man sich auf Stühle und Sessel setzt, die seiner Meinung nach für ihn reserviert sind. Also eigentlich alle. Und streicheln lässt er sich schon gar nicht. Mir scheint, Verena, du hast eine neue Eroberung gemacht. Ein Verehrer mehr!“

„Wie gut, dass Beate in solchen Situationen so souverän ist“, dachte Kellert. „Sie lässt erst gar keine Peinlichkeit und Unsicherheit entstehen.“ Thiele hingegen nahm den von Beate Kellert gespielten Ball sofort auf. „Moment mal, da habe ich aber etwas dagegen. Verehrer bekommen es mit mir zu tun!“ Mit einer grimmigen Miene baute er sich spielerisch drohend auf. „Na komm, mit *der* Konkurrenz kannst du es ja so gerade noch aufnehmen“, grinste Verena.

Wenig später saßen sie zu viert an dem alten Holztisch im Erker. Beate hatte festlich gedeckt, einige Kerzen angezündet, draußen war es jetzt schon völlig dunkel. Dass es veganes Essen geben würde, hatte Kellert seinem Mitarbeiter schon im Vorfeld angedroht. Der hatte grinsend mit den

Schultern gezuckt und sich einen Kommentar verkniffen. Der Auflauf und der Salat schmeckten jedoch gar nicht schlecht, fand Thiele. Aber sollte er das jetzt sagen?

Verena war inzwischen lockerer geworden. Irgendwie fand sie die ungewohnte Konstellation auch interessant. „Hm, sehr gut“, lobte sie zur Freude von Beate, denn man sah, dass das Lob ernst gemeint war. „Wie ich sehe, gibt es bei euch aber auch Ausnahmen vom veganen Essen“, ergänzte Verena dann verschmitzt lächelnd. „Sie wird doch wohl nichts von meinen Lobliedern auf Fleisch mitbekommen haben?“, fragte sich Bernd Kellert.

Verena wies aber auf den Kater: „Na, Barry kriegt ja offensichtlich sein Katzenfutter. Das mit Fleisch, oder?“ Beate lachte: „Tja, der ist ja nun einmal ein Kater. Und die brauchen Fleisch.“ „Und ich?“, fragte sich Bernd Kellert. „Und ich?“ „Nun schau nicht so, Bernd“, kicherte seine Frau. „Du guckst ja gerade so, als würdest du am liebsten mit Barry tauschen.“ Ihr Ehemann nahm das Katzenfutter von fern noch einmal kritisch in Augenschein. „Ganz so weit ist es nun doch noch nicht“, gab er matt grinsend zurück.

Auf einmal erhob Dominik Thiele sein Bierglas: „Wir haben etwas zu verkünden!“, erklärte er feierlich und blickte auf seine Freundin. Die lächelte ermunternd zurück und nahm ihrerseits ihr Glas, das wie das der Kellerts mit einem dunklen Rotwein gefüllt war. „Oha, jetzt wird es offiziell“, dachte Bernd Kellert.

„Wir werden heiraten!“, gab Thiele bekannt. „Im nächsten Frühjahr. Und das wollten wir euch möglichst bald sagen. Prost!“ Sie stießen an und tranken einen Schluck. Die beiden schon lange miteinander Verheirateten bekundeten ihre Glückwünsche. „Und das, obwohl wir gerade so viel zu tun hatten mit Scheidungen und dem Scheitern von Beziehun-

gen?“, fragte Bernd Kellert nach dem Austausch der bei einem solchen Anlass üblichen Höflichkeiten. „Nicht ‚obwohl‘, sondern ‚gerade deswegen‘, Chef!“, gab Dominik Thiele zurück. „Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass ich gerade jetzt diesen Schritt gehen will. Also, *wir*“, korrigierte er sich mit Blick auf Verena. „Wir wollen das so.“

„Dominik hat immer wieder gesagt: ‚Schau auf die Kellerts, bei denen funktioniert das ja auch ganz gut!‘“, ergänzte Verena Obmöller. Bernd Kellert grinste seine Frau an, die grimassierte zurück. „Stimmt das, Beate, funktioniert das bei uns ‚ganz gut‘?“, wollte er wissen. „In einem Verhör würde ich jetzt die Aussage verweigern, Herr Kriminalhauptkommissar“, gab Beate zurück. „Wegen Befangenheit. Und weil man sich ja nicht selbst belasten muss, richtig? Aber der Einfachheit halber sagen wir hier einfach mal: ja.“

Als Beate wenig später einen Espresso brachte, fragte Verena: „Und: Ist euer Mordfall jetzt so richtig abgeschlossen?“ „Ja“, gab Kellert zurück. „Conrady hat sein umfassendes Geständnis wiederholt, protokolliert und unterschrieben. Ich habe ihn noch einmal im Gefängnis besucht. Seltsam: Ganz ruhig kam der mir vor. Wie erleichtert.“ Er dachte nach und fügte dann an: „Oder wie erloschen. ... Ob das jetzt Totschlag war oder Mord – das sollen und werden andere entscheiden.“

Er überlegte kurz. „Ach so: Ich wollte euch ja noch etwas zeigen!“ Er griff zum Fensterbrett, von wo er ein Blatt Papier aufnahm und entfaltete. „Hier!“ Er reichte das Blatt herum und wies auf das deutlich erkennbare Wappen. „Vom Herrn Bischof persönlich!“ Er nahm das Blatt wieder an sich, überflog es murmelnd und las dann vor: „Mnmm, genau: ... ,danke ich Ihnen im Namen der Kirche nicht nur für die Aufklärung des unfassbaren Mordes, sondern vor allem auch


für die Diskretion Ihres Vorgehens.' Na, ist doch nicht schlecht, oder?' Er blickte in die Runde. „Ein Lob von einem Bischof, das kriegt man ja auch nicht alle Tage!“

Beate verzog ihr Gesicht. Verena klatschte spielerisch Beifall. Thiele kommentierte: „Und da bin ich ja wohl auch mitgemeint.“ „Natürlich, Dominik, natürlich“, bestätigte der Kommissar. „Tja, und im Übrigen: Der Subregens ist von seinem Amt zurückgetreten. Und der Repetent, Marcus mit ‚c‘, gleich mit. Man sucht jetzt nach einem neuen Regens. Da werden sie schon irgendeinen finden. Der Betrieb im Priesterseminar wird sicherlich bald wieder ganz normal weitergehen. So ist das eben. Keiner ist unverzichtbar.“

Er blickte auf Beate. „Im Berufsleben, meine ich natürlich. The show must go on. Und ich“ – hier streckte er sich und blickte in seinem Wohnzimmer herum – „ich will nun erstmal nichts mehr mit der Kirche zu tun haben.“ Plötzlich zuckte ihm das Versprechen, das er Schwester Luitgard gegeben hatte, durch den Kopf: Nicht von schlechten Auswüchsen auf das Wesen der Gesamtheit schließen! „Danke, Luitgard“, dachte er und fügte hinzu: „Also beruflich, meine ich.“

„Gut, dass du das klargestellt hast, Chef. Denn nichts mit der Kirche zu tun haben, daraus wird nichts“, meinte Thiele seltsam lächelnd. Bernd Kellert sah ihn entgeistert an, nicht nur wegen des doppelten ‚nichts‘. „Wieso denn das?“ Verena Obmöller grinste breit: „Weil wir natürlich auch kirchlich heiraten werden. Wenn schon, denn schon. Und da dürft ihr nicht fehlen!“





»Dass er mit diesem Telefonanruf sein eigenes Todesurteil ausgesprochen hatte, konnte Norbert Görtler nicht ahnen. Auch in seinen unheilvollsten Albträumen hätte er zwar vieles für möglich gehalten, das nicht. Nur noch ein einziger Mensch würde je mit ihm kurz vor der Berufung zum Weihbischof in seiner Heimatdiözese, ein Wort wechseln: sein Mörder.«

Sein zweiter Fall führt Kommissar Kellert in die Welt des Klerus, speziell in das Friedensberger Priesterseminar, dessen Regens ermordet wurde. Sollte der Mörder einer der Seminaristen oder gar ein Mitbruder des Regens gewesen sein? Ein heikler Fall für den Kommissar, bei dem er sich erst in die eigene Welt der Geistlichkeit einfinden muss.

Georg Langenhorst ist Professor für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts/Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg. Sein Forschungs- und Publikationsschwerpunkt ist der Dialog von Theologie und Literatur.

ISBN 978-3-429-04370-4



9 783429 043704